



Harlan Coben

Kein Lebenszeichen

Roman

»Brillant und unglaublich packend –
dieser Thriller lässt einem den Atem stocken.«

Guardian

GOLDMANN

Harlan Coben

Kein
Lebenszeichen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gunnar Kwisinski

GOLDMANN

Drei Tage vor ihrem Tod sagte meine Mutter mir - es waren fast, wenn auch nicht ganz, ihre letzten Worte -, dass mein Bruder noch lebte.

Das war alles. Sie erläuterte es nicht weiter. Sie sagte es auch nur ein einziges Mal. Es ging ihr ziemlich schlecht. Das Morphinum hatte sie bereits fest im Griff. Ihre Hautfarbe lag irgendwo zwischen Gelbsucht und verblichener Sommerbräune. Ihre Augen waren tief eingesunken. Meist schlief sie. Danach hatte sie nur noch einen einzigen lichten Moment - falls der, in dem sie mir das erzählt hatte, ein solcher gewesen war, was ich stark bezweifelte - und den nutzte ich dazu, ihr zu sagen, dass sie eine wunderbare Mutter gewesen sei und dass ich sie sehr liebte. Dann verabschiedete ich mich von ihr. Wir sprachen nicht mehr über meinen Bruder. Das hieß nicht, dass wir nicht an ihn dachten, als säße auch er an ihrem Bett.

»Er lebt.«

Das waren ihre Worte. Und wenn sie der Wahrheit entsprachen, wusste ich nicht, ob das gut oder schlecht war.

Vier Tage später trugen wir meine Mutter zu Grabe.

Als wir hinterher zur siebentägigen jüdischen Totenwache ins Haus zurückkehrten, rannte mein Vater zornig über den Teppichboden im Wohnzimmer. Sein Gesicht war rot vor Wut. Ich war natürlich da. Meine Schwester Melissa war mit ihrem

Mann Ralph aus Seattle gekommen. Tante Selma und Onkel Murray gingen im Zimmer auf und ab. Sheila, meine Lebensgefährtin, hielt meine Hand.

Das waren dann auch schon alle.

Nur ein einziges Blumengebinde stand da, ein prachtvolles Monstrum. Sheila lächelte und drückte meine Hand, als sie die Karte sah. Darauf waren keine Worte, keine Botschaft, nur eine Zeichnung:

Dad sah immer wieder aus dem Erkerfenster - das in den letzten elf Jahren zweimal mit einer Schrotflinte zerschossen worden war - und murmelte leise: »Schweinehunde.« Hin und wieder drehte er sich um, wenn ihm noch jemand einfiel, der nicht gekommen war. »Herrgott noch mal, die Bergmans hätten ja wenigstens mal kurz reinschauen können.« Dann schloss er die Augen und sah zur Seite. Wieder packte ihn die Wut und vermischte sich mit der Trauer zu einer Überspanntheit, der ich mich nicht gewachsen sah.

Ein neuer Verrat, einer von vielen in den letzten zehn Jahren. Ich brauchte frische Luft.

Ich stand auf. Sheila sah mich besorgt an. »Ich geh spazieren«, sagte ich leise.

»Soll ich mitkommen?«

»Lieber nicht.«

Sheila nickte. Wir waren seit fast einem Jahr zusammen. Ich hatte noch nie eine Freundin gehabt, die mit meinen manchmal ziemlich unvermittelten Stimmungsschwankungen so gut zurecht kam. Sie drückte meine Hand noch einmal, um mir zu sagen, dass sie mich liebte, und mir wurde etwas wärmer ums Herz.

Die Fußmatte vor unserer Haustür war aus hartem Kunstrasen, mit einem Plastik-Gänseblümchen in der oberen linken Ecke, und sah aus, als hätten wir sie von einem Golfplatz mitgehen lassen. Ich trat darüber und schlenderte den Downing Place hinunter. Die Straße war gesäumt von unsäglich langweiligen Split-Level-Einfamilienhäusern mit Aluminiumfassaden aus den frühen Sechzigern. Ich trug noch immer den dunkelgrauen Anzug. Er juckte bei der Hitze. Unbarmherzig brannte die Sonne vom Himmel, und in einem Anflug von Nekrophilie dachte ich, dass heute ein perfekter Tag zum Verrotten wäre. Das Lächeln meiner Mutter, das - bevor das alles geschehen war - die ganze Welt hatte erstrahlen lassen, erschien vor meinen Augen. Ich verdrängte es.

Ich wusste, wohin ich ging, glaube aber kaum, dass ich es mir eingestanden hätte. Eine unsichtbare Macht zog mich an. Manche würden es eine masochistische Ader nennen, andere womöglich darauf hinweisen, dass ich einen Schlusstrich ziehen wollte, aber ich glaube, es war nichts dergleichen.

Ich wollte einfach den Ort sehen, an dem alles ein Ende genommen hatte.

Der Anblick und die Geräusche der sommerlichen Vorstadt gingen mir auf die Nerven. Kreischende Kinder fuhren auf Fahrrädern hin und her. Mr Cirino, dem das Ford/Mercury-Autohaus gehörte, mähte seinen Rasen. Die Steins - sie hatten eine kleine Kette von Haushaltsgeräteläden aufgebaut und geleitet, bis sie von einer größeren Ladenkette geschluckt worden war - gingen Hand in Hand spazieren. Vor dem Haus der Levines wurde Touch-Football gespielt, allerdings kannte ich keinen der Mitspieler. Aus dem Garten der Kaufmans wehte Grillgeruch herüber.

Ich kam am alten Haus der Glassmans vorbei. Mark »der Depp« Glassman war mit sechs Jahren durch die geschlossene

Glasschiebetür gesprungen. Er hatte Superman gespielt. Ich kann mich noch gut an die Schreie und das Blut erinnern. Er musste mit mehr als vierzig Stichen genäht werden. Später ist er einer dieser Internet-Start-up-Zillionäre geworden. Ich glaube nicht, dass man ihn noch »der Depp« nennt, aber man kann nie wissen.

An der Ecke stand das Haus der Marianos. Es hatte immer noch diese scheußliche schleimig-gelbe Farbe, und der Plastikhirsch stand auch noch im Vorgarten. Angela Mariano, unser hiesiges Flittchen, war zwei Jahre älter als wir und uns damals wie ein fast überirdisches, Ehrfurcht einflößendes Wesen vorgekommen. Als ich Angela beim Sonnen in ihrem Garten in einem der Schwerkraft trotzbenden Oberteil mit Nackenträger beobachtet hatte, waren die ersten schmerzlichen Schübe tiefen, hormonell bedingten Verlangens aufgetreten. Mir war buchstäblich das Wasser im Mund zusammengelaufen. Angela hatte dauernd mit ihren Eltern gestritten und heimlich im Schuppen hinter dem Haus geraucht. Ihr Freund hatte ein Motorrad. Letztes Jahr bin ich ihr zufällig in Midtown Manhattan begegnet. Ich hatte erwartet, dass sie furchtbar aussehen würde - man hört immer wieder, dass das mit den Mädchen passiert, bei deren Anblick man erste Lustgefühle verspürt hat -, aber Angela sah fantastisch aus und machte einen glücklichen und zufriedenen Eindruck.

Vor Eric Frankels Haus am Downing Place 23 schwenkte ein Rasensprenger langsam hin und her. Eric hatte seine Bar-Mizwa im Chanticleer in Short Hills als Raumfahrtparty gefeiert, als wir beide in die siebte Klasse gingen. Die Decke war angestrahlt gewesen wie ein Planetarium - Sternbilder an einem schwarzen Himmel. Auf meiner Einladungskarte stand, dass ich am »Apollo i4«-Tisch saß. In der Mitte des Saals stand ein geschmücktes Raketenmodell auf einer grünen, mit Pflanzen und seltsamen Tieren dekorierten Landeplattform. Die Kellner in

realistisch anmutenden Raumanzügen sollten die Mitglieder der Mercury 7 darstellen. Wir wurden von »John Glenn« bedient. Zwischendurch bin ich für eine Stunde mit Cindi Shapiro in der Kapelle verschwunden und habe mit ihr rumgemacht. Es war mein erstes Mal. Ich wusste nicht, was ich tat. Cindi schon. Ich weiß noch, wie herrlich und überraschend es war, als ihre Zunge mich auf unerwartete Weise liebkoste. Aber ich weiß auch noch, wie verwundert ich war, als nach etwa zwanzig Minuten, na ja, Langeweile einsetzte - ein verdutztes »Und jetzt?« in Verbindung mit einem naiven »Ist das alles?«.

Als Cindi und ich verstohlen, etwas verknittert und in besserer Post-knutsch-Stimmung, zum »Apollo 14«-Tisch von Cape Kennedy zurückkehrten (die Herbie Zane Band spielte gerade *Fly Me to the Moon*), nahm mein Bruder Ken mich beiseite und wollte Einzelheiten erfahren. Ich erzählte sie ihm natürlich nur zu gerne. Er belohnte mich mit diesem gewissen Lächeln, und wir klatschten uns ab wie zwei Fußballspieler. Als wir dann nachts in unserem Etagenbett lagen, Ken oben, ich unten, und in der Stereoanlage *Don't Fear the Reaper* von Blue Oyster Cult lief (Ken's absoluter Lieblingssong), erläuterte mir mein großer Bruder die Geheimnisse des Lebens aus der Sicht eines Neuntklässlers. Später sollte ich feststellen, dass er in den meisten Punkten danebenlag (so übertrieb er zum Beispiel die Bedeutung der Brüste), trotzdem kann ich mir ein Lächeln nie ganz verkneifen, wenn ich an diese Nacht zurückdenke.

»Erlebt...«

Ich schüttelte den Kopf und bog an dem Haus, in dem die Holders früher gewohnt hatten, nach rechts in die Coddington Terrace ein. Es war derselbe Weg, den Ken und ich zur Grundschule, der Burnet Hill Elementary School, gegangen waren. Von hier hatte damals eine gepflasterte Abkürzung zwischen zwei Häusern hindurch geführt. Ich fragte mich, ob es den Pfad

noch gab. Meine Mutter - alle, selbst die Kinder der Nachbarschaft hatten sie Sunny genannt - war uns immer mehr oder weniger heimlich gefolgt. Ken und ich hatten die Augen verdreht, wenn sie sich hinter den Bäumen versteckte. Mir war es peinlich gewesen, aber Ken hatte nur die Achseln gezuckt. Mein Bruder war cool genug gewesen, so etwas durchgehen zu lassen. Ich nicht.

Ich spürte einen Stich im Herzen und ging weiter.

Vielleicht war es nur Einbildung, doch ich meinte, die Leute würden anfangen, mich anzustarren. Die Fahrräder, die dribbelnden Basketbälle, die Rasensprenger und -mäher, die Schreie der Touch-Footballspieler - alles schien leiser zu werden, als ich vorbeiging. Manche blickten mir neugierig hinterher, weil ein vorbeischlendernder Fremder in einem dunkelgrauen Anzug an einem heißen Sommerabend eine Art Kuriosität war. Aber die meisten schienen zu erschrecken, weil sie mich erkannten und nicht glauben konnten, dass ich diesen geheiligten Boden betrat.

Ohne zu zögern ging ich auf das Haus Nummer 47 in der Codrington Terrace zu. Ich hatte die Krawatte gelockert und meine Hände tief in den Hosentaschen vergraben. An der Stelle, wo die Zufahrt auf den Bordstein traf, zögerte ich. Was wollte ich hier? Der Vorhang im Wohnzimmer bewegte sich. Mrs Millers verhärmtes, geisterhaftes Gesicht erschien am Fenster. Sie starrte mich feindselig an. Ich rührte mich nicht und wich ihrem Blick nicht aus. Sie starrte weiter - und zu meiner Überraschung wurden ihre Züge weicher. Es war, als hätte unser beider Leid eine Art Verbindung zwischen uns hergestellt. Mrs Miller nickte mir zu. Ich nickte zurück und spürte, wie mir Tränen in die Augen schossen.

Vielleicht haben Sie die Geschichte in *20/20* oder in *PrimeTime Live* oder einem anderen Fernseh-Äquivalent zu Fischeinwickelpapier gesehen. Für alle, die es verpasst haben, hier eine Zusammenfassung des offiziellen Polizeiberichts: Am 17. Oktober vor elf Jahren hat mein Bruder Ken Klein, damals 24 Jahre alt, in Livingston, New Jersey, unsere Nachbarin Julie Miller brutal vergewaltigt und erdrosselt.

In ihrem Keller. Coddington Terrace 47.

Dort wurde die Leiche zumindest gefunden. Es wurde nie eindeutig geklärt, ob sie tatsächlich in jenem dürrig eingerichteten Kellerzimmer ermordet worden war oder ob der Mörder die Leiche nachträglich hinter der fleckigen Couch mit Zebramuster versteckt hatte. Die meisten vermuten Ersteres. Meinem Bruder gelang es, sich der Festnahme zu entziehen und in unbekannte Gefilde zu entkommen - so steht es zumindest in den offiziellen Berichten.

In den letzten elf Jahren ist es Ken gelungen, einer internationalen Ringfahndung zu entgehen. Er wurde allerdings mehrmals »gesichtet«.

Zum ersten Mal etwa ein Jahr nach dem Mord in einem kleinen Fischerdorf in Schweden. Interpol war sofort zur Stelle, doch irgendwie ist mein Bruder ihrem Zugriff entkommen. Angeblich hatte er einen Tipp bekommen. Ich habe keine Ahnung, wie oder von wem.

Das nächste Mal wurde er vier Jahre später in Barcelona gesehen. Ken hatte - laut einem Zeitungsartikel - »eine Hazienda mit Meerblick gemietet« (Barcelona liegt nicht am Meer), in der er - wieder Zitat - »mit einer geschmeidigen, dunkelhaarigen Frau, vermutlich einer Flamencotänzerin« zusammenlebte. Ein Einwohner Livingstons, der dort Urlaub machte, behauptete nichts Geringeres, als dass er Ken und seine kastilische Geliebte beim Abendessen in einem Strandlokal gesehen hätte. Er

hatte meinen Bruder als braun gebrannt und durchtrainiert beschrieben, in einem weißen Hemd mit offenem Kragen und Mokassins ohne Socken. Der Livingstoner, ein Mr Rick Horowitz, war mit mir in Mr Hunts vierte Klasse gegangen. Im Sommer jenes Jahres hatte Rick zu unserer Erbauung in den Pausen regelmäßig Raupen verspeist.

Aber auch Barcelona-Ken schlüpfte durch die Maschen des Gesetzes.

Das letzte Mal wurde mein Bruder angeblich beim Skifahren in den französischen Alpen gesehen (vor dem Mord war Ken interessanterweise nie Ski gefahren). Die Ermittlungen brachten kein Ergebnis, mit Ausnahme eines Berichts in *48 Hours*. Im Lauf der Jahre ist der Flüchtlingsstatus meines Bruders eine Art kriminalistische Version einer »Was macht eigentlich«-Sendung geworden, die immer wieder aufgewärmt wird, wenn neue Gerüchte in die Welt gesetzt werden oder einer der Fischeinwickelpapier-Fernsehmagazine das Material ausgeht.

Natürlich hasste ich die Reportagen über »die Schattenseiten der Vororte« oder wie immer sie so etwas nannten, die gern »aus aktuellem Anlass« gesendet werden. Die »Exklusivberichte« (nur einmal möchte ich erleben, dass sie einen »normalen Bericht, den alle anderen Stationen auch bringen« senden) zeigten immer dieselben Fotos von Ken in seinem Tennisoutfit - er war zeitweise in der US-Rangliste vertreten -, auf denen er extrem hochmütig aussah. Ich habe keine Ahnung, wie sie an die Bilder gekommen sind. Sie lassen Ken auf jene Art attraktiv aussehen, die unwillkürlich Hassgefühle hervorruft. Großspurig, Kennedy-Frisur, tiefbraun in weißer Kluft und breit lächelnd. Der Ken auf dem Foto sah aus wie einer dieser Privilegierten (was er nicht war), die mit jungenhaftem Charme (davon hatte er ein wenig) und einem Treuhandkonto (hatte er nicht) locker das Leben genossen.

Ich war in einer dieser Sendungen aufgetaucht. Ein Produzent hatte Kontakt zu mir aufgenommen - das war noch ziemlich am Anfang der Berichterstattung gewesen - und behauptet, er wollte »beide Positionen fair nebeneinander stellen«. Er sagte, sie hätten genug Leute, die meinen Bruder lynchen wollten. Um »die Ausgewogenheit« zu gewährleisten, brauchten sie unbedingt jemanden, der den Leuten ein Bild des »echten Ken« vermitteln könnte.

Ich bin drauf reingefallen.

Eine blond gesträhnte Nachrichtensprecherin mit angenehmem Auftreten hatte mich eine halbe Stunde interviewt. Es hatte mir sogar Spaß gemacht. Ich hatte mir etwas von der Seele geredet. Sie hatte sich bedankt und mich hinausbegleitet. In der Sendung hatten sie dann nur einen winzigen Ausschnitt gebracht, und den auch noch ohne die dazugehörige Frage (»Aber Sie wollen doch nicht sagen, dass Ihr Bruder perfekt war? Sie wollen uns nicht erzählen, dass er ein Heiliger war, oder?«), und sie untermalten meine Worte mit dramatischer Musik, als ich in einer so großen Totale, dass man jede Pore erkennen konnte, antwortete: »Ken war kein Heiliger, Diane.«

Das war jedenfalls die offizielle Version dessen, was damals geschehen war.

Ich habe es nie geglaubt. Ich will nicht sagen, dass es absolut ausgeschlossen ist. Aber ich glaube an ein viel wahrscheinlicheres Szenario: Meiner Ansicht nach ist mein Bruder tot - und zwar seit elf Jahren.

Vor allem war auch meine Mutter immer der Ansicht, dass Ken tot ist. Sie war sich sicher. Für sie gab es keinen Zweifel. Ihr Sohn war kein Mörder. Ihr Sohn war ein Opfer.

»Er lebt ...Er hat's nicht getan.«

Die Haustür der Millers wurde geöffnet. Mr Miller trat heraus. Er schob seine Brille auf die Stirn. Dann stemmte er in ei-

ner jämmerlichen Kopie der Supermann-Pose die Fäuste in die Hüften.

»Mach, dass du hier wekommst, Will«, sagte Mr Miller zu mir.

Und das tat ich dann auch.

Der nächste Schock traf mich eine Stunde später.

Ich war mit Sheila oben im Schlafzimmer meiner Eltern. Solange ich mich erinnern kann, haben in diesem Zimmer dieselben verblichenen grauen Möbel mit der blauen Zierleiste gestanden. Wir saßen auf dem Doppelbett mit der durchgelegenen Matratze. Die persönlichsten Habseligkeiten meiner Mutter - das, was sie in ihren Nachttisch-Schubladen aufbewahrte - hatten wir auf der Bettdecke verteilt. Mein Vater starrte unten weiter trotzig aus dem Erkerfenster.

Ich weiß nicht, warum ich mir die Dinge ansehen wollte, die für meine Mutter so bedeutungsvoll gewesen waren, dass sie sie so nah bei sich aufbewahrt hatte. Ich wusste, dass es mir wehtun würde. Es besteht eine seltsame Verbindung zwischen Trost und dem Schmerz, den man sich selbst zufügt, das ist ein Zugang zur Trauerarbeit, bei dem man allerdings mit dem Feuer spielt. Ich glaube, ich konnte einfach nicht anders.

Ich betrachtete Sheilas hübsches Gesicht - sie hatte den Kopf etwas schief gelegt und konzentrierte sich mit gesenktem Blick auf die Gegenstände - und spürte, wie mir das Herz überging. Es mag eigenartig klingen, aber ich konnte Sheila stundenlang ansehen. Es war nicht allein ihre Schönheit - eine Schönheit im klassischen Sinne war sie sowieso nicht, ihre Züge waren alle etwas verrutscht, was entweder ererbt oder, wie ich eher vermutete, auf ihre undurchsichtige Vergangenheit zurückzuführen war —, aber ihr Gesicht war so lebhaft, so wissbe-

gierig und dabei so zart, als könnte ein einziger weiterer Schlag sie irreparabel zerstören. Ich wollte - entschuldigen Sie, ich kann nicht anders - ihr Held sein.

Ohne aufzublicken lächelte Sheila kurz und sagte: »Hör auf damit.«

»Ich mach doch gar nichts.«

Schließlich sah sie mich an und bemerkte meinen Gesichtsausdruck. »Was ist?«, fragte sie.

Ich zuckte die Achseln. »Du bist meine Welt«, sagte ich nur.

»Du bist auch 'ne ziemlich heiße Nummer.«

»Ja«, sagte ich. »Ja, stimmt natürlich.«

Sie tat kurz, als wollte sie mich schlagen. »Du weißt, dass ich dich liebe.«

»Alles andere wäre auch unerklärlich.«

Sie verdrehte die Augen. Dann konzentrierte sie sich wieder auf die Sachen auf dem Bett. Ihr Gesicht wurde still.

»Woran denkst du?«, fragte ich.

»An deine Mutter«, sagte Sheila lächelnd. »Ich mochte sie wirklich gern.«

»Schade, dass du sie nicht vorher schon gekannt hast.«

»Finde ich auch.«

Wir fingen an, die eingeschweißten vergilbten Zeitungsausschnitte durchzusehen. Geburtsanzeigen - Melissas, Kens, meine. Die Artikel über Kens Erfolge im Tennis. Seine Trophäen, die vielen winzigen Bronzefiguren in der Aufschlagbewegung, standen immer noch in seinem alten Schlafzimmer. Auch ein paar Fotos dazwischen, meist ältere - von vor dem Mord. Sunny. Meine Mutter hatte diesen Spitznamen schon seit ihrer Kindheit gehabt. Er passte zu ihr. Ich fand ein Foto von ihr als Vorsitzende des Elternbeirats. Ich weiß nicht, was sie da gerade machte, aber sie stand mit einem komischen Hut auf einer Bühne, und die anderen Mütter bogen sich vor Lachen. Auf

einem anderen Bild war sie auf dem Schul-Jahrmarkt. Sie trug ein Clownskostüm. Sunny war bei meinen Freunden die beliebteste Erwachsene gewesen. Alle freuten sich, wenn sie bei der Fahrgemeinschaft zur Schule an der Reihe war. Und das Klassenpicknick sollte auch immer bei uns zu Haus stattfinden. Sunny war eine coole Mutter, die einem trotzdem nicht auf die Nerven ging. Sie war gerade seltsam genug, vielleicht sogar ein bisschen verrückt, so dass man nie wusste, was sie als Nächstes vorhatte. Wenn meine Mutter in der Nähe war, lag immer eine gewisse Spannung in der Luft - ein Knistern, wenn man so will.

Wir beschäftigten uns über zwei Stunden lang mit den Sachen. Sheila ließ sich Zeit und betrachtete jedes Bild nachdenklich. Dann musterte sie eins genauer. Sie kniff die Augen zusammen und fragte: »Wer ist das?«

Sie reichte mir das Foto. Links stand meine Mutter in einem fast schon obszönen gelben Bikini; ich würde sagen 1972er-Stil, und sehr kurvenreich. Sie hatte den Arm um einen fröhlich lächelnden kleinen Mann mit dunklem Schnurrbart gelegt.

»König Hussein«, sagte ich.

»Wie bitte?«

Ich nickte.

»Der mit dem Königreich Jordanien?«

»Ja. Mom und Dad sind ihm im Fontainebleau in Miami begegnet.«

»Und?«

»Und Mom hat ihn gefragt, ob er sich mit ihr fotografieren lässt.«

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Den Beweis hältst du in der Hand.«

»Hatte er keine Leibwächter oder so?«

»Vielleicht sah sie nicht aus, als wäre sie bewaffnet.«

Sheila lachte. Ich weiß noch, wie Mom mir von dem Zusam-

mentreffen erzählt hatte. Wie sie sich neben König Hussein in Pose gestellt hatte, wie Dads Fotoapparat nicht funktioniert hatte, und wie der vor sich hin gemurmelt und hektisch daran herumgefummelt hatte, während sie ihn mit Blicken zur Eile drängte und der König geduldig daneben stand, und wie sein Sicherheitschef schließlich die Kamera geprüft, den Fehler behoben und sie meinem Dad zurückgegeben hatte.

Meine Mutter. Sunny.

»Sie war bezaubernd«, sagte Sheila.

Es klingt vielleicht wie ein Klischee, wenn ich behaupte, dass ein Teil von ihr starb, als Julie Millers Leiche entdeckt wurde, doch das Interessante an Klischees ist, dass sie oft hundertprozentig zutreffen. Das Knistern, das meine Mutter umgeben hatte, ließ nach und verstummte schließlich ganz. Als sie von dem Mord hörte, bekam sie keine Wutanfälle oder weinte hysterisch. Vielleicht wäre das besser gewesen. Meine vorher so impulsive Mutter war plötzlich beängstigend ausgeglichen. Ihr ganzes Verhalten wurde flach, monoton - *leidenschaftslos* ist wohl das beste Wort -, was bei einem Menschen wie ihr quälender anzusehen war als die absurdesten Totenklagen.

Es klingelte. Ich sah aus dem Schlafzimmerfenster und erkannte den Lieferwagen von Eppes-Feinkost. Fast Food für Trauernde. In seiner Fürsorglichkeit hatte Dad viel zu viele kalte Platten bestellt. Selbsttäuschung bis zum letzten Tag. Er harrte in diesem Haus aus wie der Kapitän der Titanic. Ich erinnere mich noch daran, als das Fenster kurz nach dem Mord zum ersten Mal mit einem Schrotgewehr zerschossen worden war - wie er starrsinnig mit der Faust gedroht hatte. Mom wollte, glaube ich, wegziehen. Für Dad kam das nicht in Frage. In seinen Augen wäre ein Umzug einer Kapitulation gleichgekommen. Das Eingeständnis der Schuld ihres Sohnes. Ein Umzug wäre Verrat gewesen. Dumm.

Sheila sah mich an. Ich konnte die Wärme, die von ihr ausging, fast auf der Haut spüren, wie einen Sonnenstrahl, und einen Augenblick lang badete ich darin. Wir hatten uns vor ungefähr einem Jahr bei der Arbeit kennen gelernt. Ich bin Senior Director des Covenant House an der 41st Street in New York City. Wir sind eine Wohltätigkeitsorganisation, die jungen Ausreißern hilft, auf der Straße zu überleben. Sheila hatte sich als freiwillige Helferin gemeldet. Sie stammte aus einem Dorf in Idaho, aber das Mädchen vom Lande sah man ihr kaum noch an. Sie erzählte mir, dass sie vor vielen Jahren auch von zu Hause abgehauen war. Mehr verriet sie nicht über ihre Vergangenheit.

»Ich liebe dich«, sagte ich.

»Alles andere wäre auch unerklärlich«, erwiderte sie.

Ich verdrehte nicht die Augen. Sheila war bis zum Schluss gut zu meiner Mutter gewesen. Sie war mit dem Stadtbus von Port Authority zur Northfield Avenue gefahren und von dort zu Fuß zum St. Barnabas Medical Center gegangen. Vor ihrer Krankheit war meine Mutter das letzte Mal im St. Barnabas gewesen, als sie mich zur Welt gebracht hat. Wahrscheinlich konnte man darin etwas Ergreifendes über den Kreislauf des Lebens erkennen, das interessierte mich im Augenblick allerdings wenig.

Aber ich hatte gesehen, wie Sheila mit meiner Mutter umgegangen war. Und ich fragte mich, wie es um sie stand. Ich riskierte es.

»Du solltest deine Eltern anrufen«, sagte ich leise.

Sheila sah mich an, als hätte ich ihr ins Gesicht geschlagen. Sie stand auf.

»Sheila?«

»Das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt, Will.«

Ich nahm einen kleinen Bilderrahmen mit einem Foto meiner braun gebrannten Eltern in die Hand. »Wieso nicht?«

»Du weißt nichts über meine Eltern.«

»Dann kannst du mir ja mal was von ihnen erzählen«, erwiderte ich.

Sie wandte mir den Rücken zu. »Du hast doch mit Ausreißern gearbeitet«, sagte sie.

»Und?«

»Du weißt, wie furchtbar das oft ist.«

Das stimmte. Wieder dachte ich an ihre leicht verrutschten Gesichtszüge - zum Beispiel die Nase mit dem verräterischen Höcker - und probierte es trotzdem noch einmal. »Ich weiß auch, dass es oft noch schlimmer ist, wenn man nicht darüber redet.«

»Ich habe darüber geredet, Will.«

»Nicht mir mir.«

»Du bist nicht mein Therapeut, Will.«

»Ich bin der Mann, den du liebst.«

»Ja.« Sie sah mich an. »Aber nicht jetzt, okay? Bitte.«

Darauf konnte ich nichts entgegnen, aber vielleicht hatte sie Recht. Ich spielte abwesend am Fotorahmen herum. Da geschah es.

Das Foto im Rahmen verrutschte etwas.

Ich sah es an. Dahinter kam ein anderes Bild zum Vorschein. Ich schob das obere Bild noch etwas weiter zur Seite. Auf dem unteren Foto erschien eine Hand. Ich versuchte, das obere noch etwas weiter zu verschieben, doch es ging nicht. Ich drehte den Rahmen um und öffnete die Klammern an der Rückseite. Sie fielen aufs Bett. Zwei Fotos segelten hinterher.

Eins - das obere - war das meiner Eltern auf der Kreuzfahrt. Sie wirkten glücklich, gesund und so entspannt, wie ich mich kaum noch an sie erinnern kann. Mir jedoch stach das zweite, versteckte Foto ins Auge.

Der rote Stempel am unteren Rand zeigte ein Datum, das noch keine zwei Jahre alt war. Das Bild war auf einem Feld oder

an einem Hang oder so etwas Ähnlichem aufgenommen worden. Im Hintergrund waren keine Häuser zu sehen, nur schneebedeckte Berge - fast wie in der Eröffnungsszene von *The Sound of Music*. Der Mann auf dem Bild trug Shorts, einen Rucksack, eine Sonnenbrille und abgewetzte Wanderschuhe. Ich kannte das Lächeln. Ich kannte auch das Gesicht, obwohl es jetzt mehr Falten hatte. Die Haare waren länger. Im Bart sah man graue Strähnen. Trotzdem bestand kein Zweifel.

Der Mann auf dem Foto war mein Bruder Ken.

2

Mein Vater saß allein auf der Veranda. Es war Nacht geworden. Reglos starrte er in die Dunkelheit. Als ich hinter ihn trat, packte mich eine bittere Erinnerung.

Rund vier Monate nach Julies Ermordung hatte ich meinen Vater im Keller gesehen. Genau wie jetzt hatte er mir den Rücken zugewandt. Er dachte, er wäre allein im Haus. In der rechten Hand hielt er seine .22er Ruger. Er umfasste die Pistole sanft, wie ein kleines Tier. Nie zuvor hatte ich solche Angst verspürt. Ich war vollkommen erstarrt. Er konzentrierte sich ganz auf die Pistole. Nach einigen langen Minuten schlich ich auf Zehenspitzen die Treppe hinauf und tat, als wäre ich gerade ins Haus gekommen. Als ich die Treppe hinunterstapfte, war die Waffe verschwunden.

Eine Woche lang war ich meinem Vater nicht von der Seite gewichen.

Jetzt schlüpfte ich durch die Glasschiebetür. »Hey«, sagte ich zu ihm.

Er fuhr herum, während sich auf seinem Gesicht bereits ein freundliches Lächeln ausbreitete. Das hatte er immer für mich

parat. »Hey, Will«, sagte er, und seine mürrische Stimme wurde sanft. Dad freute sich immer, seine Kinder zu sehen. Vor jenen Ereignissen war mein Vater recht beliebt gewesen. Die Leute hatten ihn gemocht. Er war freundlich und zuverlässig, wenn auch manchmal ein bisschen bärbeißig, wodurch er aber eigentlich nur noch verlässlicher wirkte. Doch selbst wenn mein Vater jemanden anlächelte, interessierte er sich doch nicht die Bohne für ihn. Seine Welt war die Familie. Alle anderen Menschen waren ihm egal. Das Leid von Fremden und selbst von Freunden ging ihm nicht wirklich nah - für ihn drehte sich alles um seine Familie.

Ich saß neben ihm im Sessel und wusste nicht, wie ich das Thema ansprechen sollte. Ich holte ein paar Mal tief Luft und hörte, wie er dasselbe tat. In seiner Nähe fühlte ich mich unglaublich sicher. Auch wenn er älter war und mehr Falten hatte und ich inzwischen größer und kräftiger war als er, wusste ich doch, dass er immer noch für mich eintreten und sich für mich in die Bresche werfen würde, wenn ich in Schwierigkeiten geraten sollte.

Und dass ich immer noch einen Rückzieher machen und ihn gewähren lassen würde.

»Ich muss den Ast zurückschneiden«, sagte er und deutete in die Dunkelheit.

Ich sah ihn nicht. »Ja«, sagte ich.

Das Licht aus dem Spalt über der Schiebetür fiel auf sein Profil. Seine Wut war verraucht, und er wirkte erschöpft. Manchmal glaube ich, dass er tatsächlich versucht hat, für Ken einzutreten und sich für ihn in die Bresche zu werfen, als Julie ermordet worden war, dass er es jedoch nicht verkraftet hat. Ich sah in seinen Augen immer noch die schmerzliche Überraschung eines Menschen, dem man ohne Vorwarnung in den Unterleib getreten hatte, und der nicht wusste, warum.

»Alles klar?«, fragte er. Seine übliche Gesprächseröffnung.

»Mir geht's gut. Na ja, gut nicht, aber ...«

Dad unterbrach mich mit einer Geste. »Ja, war 'ne dumme Frage«, sagte er.

Wieder schwiegen wir. Dad zündete sich eine Zigarette an. Er hatte sonst nicht zu Hause geraucht. Die Gesundheit der Kinder und so. Er nahm einen Zug und dann, als wäre es ihm plötzlich wieder eingefallen, sah er mich an und drückte sie aus.

»Schon okay«, sagte ich.

»Ich habe mit deiner Mutter abgemacht, dass ich nie zu Hause rauche.«

Ich ließ ihn gewähren, dann stürzte ich mich ins Gefecht. »Vor ihrem Tod hat Mom mir was erzählt.«

Er sah mich an.

»Sie hat gesagt, dass Ken noch lebt.«

Einen kurzen Augenblick lang erstarrte Dad. Dann entspannte er sich wieder und sagte traurig lächelnd: »Das waren die Medikamente, Will.«

»Das habe ich auch gedacht«, sagte ich. »Zu Anfang.«

»Und jetzt?«

Ich sah ihm ins Gesicht, suchte nach irgendwelchen Anzeichen dafür, dass er mich belog. Natürlich hatte es Gerüchte gegeben. Ken war nicht reich. Viele fragten sich, wie er es sich hätte leisten können, so lange unterzutauchen. Meine bisherige Antwort war natürlich gewesen, dass er nicht untergetaucht, sondern in jener Nacht umgekommen war. Andere, vielleicht die meisten, glaubten jedoch, dass meine Eltern ihm irgendwie Geld zukommen ließen.

Ich zuckte die Achseln. »Ich frag mich bloß, warum sie das nach so vielen Jahren sagt.«

»Die Medikamente«, wiederholte er. »Außerdem lag sie im Sterben, Will.«

Der zweite Teil der Antwort schien so viel auszudrücken, dass ich ihn einen Augenblick lang im Raum stehen ließ. Dann fragte ich: »Glaubst du, dass Ken noch lebt?«

»Nein«, sagte er. Und dann blickte er zur Seite.

»Hat Mom irgendetwas zu dir gesagt?«

»Über deinen Bruder?«

»Ja.«

»So ziemlich das, was du eben erzählt hast«, sagte er.

»Dass Ken lebt.«

»Ja.«

»Sonst noch was?«

Dad zuckte die Achseln. »Sie hat gesagt, dass er Julie nicht umgebracht hat. Und dass er jetzt schon zurück wäre, aber erst noch was erledigen muss.«

»Was muss er erledigen?«

»Sie hat wirres Zeug geredet, Will.«

»Hast du sie gefragt?«

»Natürlich, aber sie hat einfach weiter vor sich hin gemurmelt. Sie hat mich nicht mehr verstanden. Ich habe sie beruhigt und ihr gesagt, dass schon alles in Ordnung kommt.«

Wieder blickte er zur Seite. Ich überlegte, ob ich ihm das Foto von Ken zeigen sollte, entschied mich aber dagegen. Ich musste erst einmal in Ruhe darüber nachdenken, bevor ich ihn da mit hineinzog.

»Ich hab ihr gesagt, dass alles in Ordnung kommt«, wiederholte er.

Durch die Glastür sah ich einen Foto-Würfel mit alten, gelbgrün verblichenen Bildern. Neuere Fotos gab es im Zimmer nicht. Unser Haus war seit elf Jahren in einer Zeitschleife gefangen, wie in dem alten Lied, wo die Standuhr stehen bleibt, als der alte Mann stirbt. »Ich bin gleich wieder da«, sagte Dad.

Ich sah ihm nach, als er aufstand und so weit ging, bis er sich

außer Sicht glaubte. Aber ich sah seine Silhouette in der Dunkelheit. Ich sah, wie er den Kopf senkte. Seine Schultern fingen an zu zucken. Ich glaube nicht, dass ich meinen Vater je weinen gesehen hatte. Ich wollte jetzt nicht damit anfangen.

Ich wandte mich ab und dachte an das andere Foto, das von meinen Eltern auf der Kreuzfahrt, auf dem sie braun gebrannt und glücklich aussahen, und fragte mich, ob er vielleicht auch daran dachte.

Als ich spätnachts aufwachte, lag Sheila nicht im Bett.

Ich setzte mich auf und horchte. Nichts. Jedenfalls nicht in der Wohnung. Ich hörte das vertraute nächtliche Summen des Straßenverkehrs drei Stockwerke unter uns. Ich blickte zum Bad hinüber. Das Licht war aus. Alle Lichter in der Wohnung waren aus.

Ich überlegte, ob ich sie rufen sollte, doch die Stille hatte etwas Zerbrechliches an sich, so zart wie eine Seifenblase. Ich glitt aus dem Bett. Meine Füße berührten den Teppichboden, den man in Mietshäusern verlegen muss, um die Geräusche von oben und unten zu dämpfen.

Die Wohnung war nicht groß. Sie hatte nur ein Schlaf- und ein Wohnzimmer. Ich tappte zum Wohnzimmer und sah hinein. Da war Sheila. Sie saß auf der Fensterbank und blickte auf die Straße hinunter. Ich starrte ihren Rücken an, den Schwanenhals, die wunderbaren Schultern und die Art, wie ihre Haare auf die weiße Haut fielen, und wieder ging mir das Herz über. Unsere Beziehung hatte das Anfangsstadium noch nicht ganz überwunden, die Gott-ist-das-Leben-nicht-wunderbar-Phase, in der man nicht genug voneinander bekommen kann, dieses faszinierende Kribbeln im Bauch, wenn man durch den Park läuft, um sie zu sehen. Ein Gefühl, von dem man einfach weiß,

dass es sich bald in etwas anderes, Tieferes und Bedeutsameres verwandeln wird.

Ich war erst einmal verliebt gewesen. Und das war sehr lange her.

»Hey«, sagte ich.

Sie drehte den Kopf nur ein wenig, aber es reichte. Tränen liefen ihre Wangen hinab. Sie glitzerten im Mondschein. Sheila gab keinen Laut von sich - kein Wimmern oder Schluchzen und ihre Brust bewegte sich nicht. Nur die Tränen. Ich stand in der Tür und wusste nicht, was ich tun sollte.

»Sheila?«

Bei unserer zweiten Verabredung hatte Sheila mir einen Kartentrick vorgeführt. Ich musste zwei Karten aussuchen und sie mitten in ein Kartenspiel hineinstecken, während sie wegsah. Dann hatte sie das ganze Spiel mit Ausnahme meiner beiden Karten auf den Boden geworfen. Sie hatte breit gelächelt, nachdem sie diesen Trick vorgeführt hatte, und mir die beiden Karten zur Prüfung vorgehalten. Ich hatte ihr Lächeln erwidert. Es war - wie soll man es sagen - albern? Sheila war oft albern. Sie mochte Kartentricks, Kirschsirup und Boygroups. Sie sang Opernarien, war ein absoluter Bücherwurm und weinte bei Werbespots für Hallmark-Glückwunschkarten. Ihre Imitation von Homer Simpson und Mr Burns war fantastisch, ihr Smithers und ihr Apu fielen allerdings etwas ab. Vor allem aber tanzte Sheila gern. Sie schloss die Augen, legte den Kopf auf meine Schulter und versank.

»Tut mir Leid, Will«, sagte Sheila, ohne sich umzudrehen.

»Was denn?«, fragte ich.

Sie sah weiter aus dem Fenster. »Geh wieder ins Bett. Ich komm in ein paar Minuten nach.«

Ich wollte bei ihr bleiben und sie beruhigen. Doch ich tat es nicht. Ich kam im Moment nicht an sie heran. Irgendetwas

hatte sie von mir weggezogen. Worte oder Handlungen wären bestenfalls überflüssig, wenn nicht gar schädlich. Das redete ich mir zumindest ein. Also machte ich einen Riesenfehler. Ich ging wieder ins Bett und wartete.

Aber Sheila kam nicht zurück.

3

Las Vegas, Nevada

Morty Meyer lag auf dem Rücken in seinem Bett und schlief tief und fest, als er die Mündung der Pistole auf seiner Stirn spürte.

»Aufwachen«, sagte eine Stimme.

Morty riss die Augen auf. Das Schlafzimmer lag im Dunkeln. Er wollte den Kopfheben, doch die Pistole drückte ihn nach unten. Er wandte den Blick in Richtung des Radioweckers auf dem Nachttisch. Aber da stand kein Wecker. Jetzt fiel ihm ein, dass er seit Jahren keinen mehr hatte. Seit Leahs Tod. Seit er das Kolonialstil-Haus mit den vier Schlafzimmern verkauft hatte.

»Hey, ihr kriegt das Geld«, sagte Morty. »Das wisst ihr doch.«

»Aufstehen.«

Der Mann nahm die Pistole weg. Morty hob den Kopf. Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte er, dass der Mann einen Schal ums Gesicht gebunden hatte.

Morty musste an die Radiosendung *The Shadow* aus seiner Kindheit denken. »Was wollen Sie?«

»Ich brauche deine Hilfe, Morty.«

»Kennen wir uns?«

»Steh auf.«

Morty gehorchte. Er schwang die Beine aus dem Bett. Als er sich erhob, drehte sich alles um ihn. Er geriet ins Stolpern - er war genau in der Phase, wo der Alkoholrausch langsam abklingt

und der Kater düster wie ein nahender Sturm am Horizont aufzieht.

»Wo ist deine Arzttasche?«, fragte der Mann.

Morty entspannte sich. Darum ging es also. Er suchte sein Gegenüber nach einer Wunde ab, doch es war zu dunkel.

»Geht's um Sie?«, fragte er.

»Nein. Sie ist im Keller.«

Sie?

Morty griff unters Bett und zog seine lederne Arzttasche hervor. Sie war alt und abgewetzt. Seine Initialen, die früher in Gold gegläntzt hatten, waren längst verschwunden. Der Reißverschluss ließ sich nicht mehr richtig schließen. Leah hatte sie ihm vor über vierzig Jahren gekauft, als er seinen Abschluss an der Columbia Medical School gemacht hatte. Dann hatte er über dreißig Jahre als Internist in Great Neck gearbeitet. Gemeinsam hatten sie drei Söhne großgezogen. Und jetzt, kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag, wohnte er hier in diesem winzigen Loch und schuldete praktisch jedem Geld oder irgendeinen Gefallen.

Spielen. Das war Mortys Lieblingslaster. Jahrelang hatte er seine Spielsucht verbergen können, hatte sich mit den bösen Geistern in seinem Inneren verbrüdet und sie doch im Zaum halten können. Schließlich waren sie dann doch übermächtig geworden. Wie immer. Manche hatten behauptet, Leah sei sein Gegengift gewesen. Vielleicht stimmte das ja. Doch als sie gestorben war, hatte er keinen Grund zum Kämpfen mehr gehabt. Er hatte sich von den bösen Geistern erobern lassen, und sie hatten ihr Bestes gegeben.

Morty hatte alles verloren, einschließlich seiner Approbation. Er war nach Westen gezogen, in dieses Dreckloch. Er spielte fast jeden Abend. Seine Jungs - sie waren alle erwachsen und hatten selbst Familien - riefen ihn nicht mehr an.

Sie gaben ihm die Schuld am Tod ihrer Mutter. Sie sagten, seinetwegen sei sie vor der Zeit gealtert. Wahrscheinlich hatten sie Recht.

»Beeil dich«, sagte der Mann.

»Okay.«

Sie gingen die Kellertreppe hinunter. Morty sah, dass unten das Licht brannte. Das Gebäude, seine schäbige neue Bleibe, hatte vorher einem Bestattungsunternehmer gehört. Morty hatte die Wohnung im Erdgeschoss gemietet. Dadurch konnte er den Keller mitbenutzen - in dem man damals die Leichen aufbewahrt und einbalsamiert hatte.

In der hinteren Kellerecke stand eine rostige Spielplatzrutsche. Damit hatte man damals die Leichen in den Keller geschafft - Park and Slide. Die Wände waren gefliest, aber viele Fliesen waren gesprungen oder abgefallen. Um Wasser aus dem Hahn zu bekommen, brauchte man eine Zange. Die meisten Schranktüren fehlten. Aber der Geruch der Toten lag immer noch im Raum wie ein alter Geist, der dazu verdammt war, weiter hier zu spuken.

Die Verletzte lag auf einem Stahltisch. Morty sah sofort, dass es nicht gut um sie stand. Er sah den Mann an.

»Hilf ihr«, sagte der.

Sein Ton gefiel Morty nicht. Die Stimme klang wütend, vor allem aber lag nackte Verzweiflung darin, so dass sie in erster Linie flehentlich erschien. »Das sieht nicht gut aus«, meinte Morty.

Der Mann drückte Morty die Pistole auf die Brust. »Wenn sie stirbt, stirbst du auch.«

Morty schluckte. Das war deutlich. Er trat an den Operationstisch. Im Lauf der Jahre hatte er hier unten viele Männer behandelt - aber dies war die erste Frau. Damit verdiente er sich seinen kläglichen Lebensunterhalt. Flicken ohne Fragen.

Wenn jemand mit einer Schuss- oder Stichwunde in eine Notaufnahme kam, war der Arzt gesetzlich verpflichtet, dies der Polizei zu melden. Also kamen viele lieber in Mortys Behelfslazarett.

Er versuchte sich an die Erste-Hilfe-Lektionen an der Uni zu erinnern. Das ABC, wenn man so will - Atemwege frei machen, nötigenfalls Beatmen, Circulation - auch Kreislauf genannt - prüfen und nötigenfalls in Gang bringen. Ihr Atem ging schwer und rasselnd.

»Haben Sie ihr das angetan?«

Der Mann antwortete nicht.

Morty tat, was er konnte. Eigentlich war es nur Flickwerk. Stabilisieren, dachte er. Und wenn sie stabil ist, sofort raus mit ihr.

Als er fertig war, nahm der Mann sie behutsam auf die Arme.
»Wenn Sie irgendwas erzählen ...«

»Das hör ich nicht zum ersten Mal.«

Der Mann trug die Frau hinaus. Morty blieb im Keller. Seine Nerven waren vom übereilten Aufstehen gereizt. Er seufzte und entschloss sich, wieder ins Bett zu gehen. Doch bevor er die Treppe hinaufging, machte Morty Meyer einen entscheidenden Fehler.

Er sah aus dem Fenster.

Der Mann trug die Frau zum Wagen. Vorsichtig, beinahe zärtlich, legte er sie auf den Rücksitz. Morty beobachtete ihn. Und dann sah er eine Bewegung.

Er kniff die Augen zusammen. Ein Schauer erfasste seinen ganzen Körper.

Noch ein Mitfahrer.

Auf dem Rücksitz saß noch ein Mitfahrer. Ein Mitfahrer, der hier absolut nichts zu suchen hatte. Instinktiv griff Morty nach dem Telefon, aber noch ehe er den Hörer abgenommen hatte, hielt er inne. Wen sollte er anrufen? Was sollte er sagen?

Morty schloss die Augen und kämpfte gegen den Drang an, etwas zu unternehmen. Er schleppte sich die Treppe hinauf, kroch wieder ins Bett und zog die Decke über sich. Dann starrte er ins Leere und versuchte, das Gesehene zu vergessen.

4

Die Nachricht, die Sheila mir hinterlassen hatte, war kurz und lieb:

Ich werde dich immer lieben.

S

Sie war nicht ins Bett gekommen. Ich nehme an, sie hat die ganze Nacht aus dem Fenster gesehen. Es war still gewesen, bis ich um fünf Uhr morgens gehört hatte, wie sie die Wohnung verließ. Für sie war das keine so ungewöhnliche Zeit. Sheila war Frühaufsteherin - eine von denen, die mich an den alten Army-Werbespot erinnern, in dem es heißt, dass man vor neun Uhr morgens mehr erledigt hat, als die meisten Menschen am ganzen Tag tun. Sie kennen diese Typen: In ihrer Gegenwart kommt man sich vor wie ein Faulenzer, und trotzdem liebt man sie dafür.

Sheila hatte mir einmal - und nur dieses eine Mal - erzählt, dass sie immer so früh aufstand, weil sie früher auf der Farm gearbeitet hatte. Als ich mich nach Einzelheiten erkundigte, hatte sie sofort wieder dichtgemacht. Die Vergangenheit lag hinter einer klar definierten Linie. Überschritt man diese Linie, so geschah das auf eigene Gefahr.

Ich war eher überrascht von ihrem Verhalten, als dass ich mir Sorgen gemacht hätte.

Ich duschte und zog mich an. Das Foto meines Bruders lag in

der Schreibtischschublade. Ich nahm es heraus und studierte es ausgiebig. Ich verspürte eine große Leere in der Brust. In meinem Kopf drehte sich alles - trotzdem überwog ein ziemlich grundsätzlicher Gedanke:

Ken hatte es geschafft.

*

Jetzt fragen Sie sich vielleicht, warum ich all die Jahre so fest davon überzeugt gewesen war, dass Ken tot ist. Zum Teil war es die gute alte Intuition in Verbindung mit törichter Hoffnung. Ich liebte meinen Bruder. Und ich kannte ihn. Ken war nicht perfekt. Ken war reizbar und liebte Konfrontationen. Ken war in irgendeine finstere Geschichte verwickelt. Aber Ken war kein Mörder. Da war ich mir sicher.

Aber die Klein'sche Familientheorie beruhte nicht nur auf diesem absurden gemeinsamen Glauben. Erstens, wie hätte Ken eine solche Flucht überstehen sollen? Er hatte nur achthundert Dollar auf der Bank gehabt. Woher hätte er die Mittel bekommen, einer internationalen Fahndung zu entgehen? Und warum hätte er Julie umbringen sollen? Warum hatte er in den letzten elf Jahren keinen Kontakt zu uns aufgenommen? Warum war er bei seinem letzten Besuch so nervös gewesen? Warum hatte er zu mir gesagt, er sei in Gefahr? Und warum, fragte ich mich rückblickend, hatte ich ihn nicht gedrängt, mir mehr zu erzählen?

Aber das Belastendste - oder, je nach Standpunkt, Ermutigendste - war das Blut, das am Tatort gefunden worden war. Ein Teil davon war Kens Blut. Ein großer Fleck im Keller und eine Spur kleiner Tropfen, die die Treppe hinauf nach draußen führte. Und später hatten sie in einem Strauch im Garten der Millers noch einen Blutfleck entdeckt. Die Theorie der Familie Klein lautete, dass der echte Mörder Julie umgebracht und mei-

nen Bruder schwer verletzt hatte. Die der Polizei war einfacher: Julie hatte sich gewehrt.

Es gab noch ein weiteres Argument, das die Familientheorie stützte - allerdings hatte es direkt mit mir zu tun, und deshalb nahm es wohl niemand so richtig ernst.

Ich hatte in jener Nacht einen Mann um das Haus der Millers herumschleichen sehen.

Wie schon gesagt, hatten die Behörden und die Presse das als ziemlich nebensächlich abgetan - ich hätte schließlich ein persönliches Interesse daran, die Unschuld meines Bruders zu beweisen -, trotzdem ist es wichtig, wie wir auf unsere Theorie gekommen sind. Unsere Familie hatte schließlich die Wahl. Wir konnten akzeptieren, dass mein Bruder grundlos eine hübsche junge Frau umgebracht hatte und dann ohne ersichtliches Einkommen elf Jahre lang untergetaucht war (und zwar - vergessen Sie das nicht - trotz umfangreicher Medienberichterstattung und einer intensiven polizeilichen Fahndung) - oder wir konnten glauben, dass er einvernehmlichen Geschlechtsverkehr mit Julie Miller gehabt hatte (in diesem Punkt war die Beweislage eindeutig), und dass derjenige, der ihm solche Schwierigkeiten bereitet und solche Angst eingejagt hatte, und der womöglich auch in jener Nacht um das Haus in der Coddington Terrace herumgeschlichen war, ihm den Mord in die Schuhe geschoben und dafür gesorgt hatte, dass seine Leiche nie gefunden wurde.

Ich behaupte nicht, dass alles perfekt zusammenpasste. Aber wir kannten Ken. Das, was sie ihm unterstellten, hatte er sicher nicht getan. Wie also sollte das Ganze sonst abgelaufen sein?

Manche Menschen hielten unsere Theorie für plausibel, die meisten davon waren allerdings ganz wild auf Verschwörungstheorien - die gleichen Leute, die auch glauben, dass Elvis und Jimi Hendrix zusammen in irgendwelchen Clubs auf den Fid-schi-Inseln jammen. Wenn ihre Thesen in den Fernsehberich-

ten überhaupt einmal zur Sprache kamen, wurden sie so ironisch vorgebracht, dass man den Fernseher geradezu grinsen sah. Mit der Zeit hatte ich aufgehört, öffentlich für Ken einzutreten. Es mag etwas selbstüchtig klingen, aber ich war zu dem Schluss gekommen, dass ich mein eigenes Leben führen musste. Ich wollte meinen eigenen Weg gehen und nicht nur als Bruder eines flüchtigen Mörders bekannt sein.

Die Entscheidungsträger bei Covenant House hatten mich mit Sicherheit nur unter größten Bedenken eingestellt. Wer wollte ihnen das zum Vorwurf machen? Obwohl ich Senior Director bin, erscheint mein Name nicht auf dem Briefkopf. Bei Benefizveranstaltungen halte ich mich im Hintergrund. Ich trete fast nie öffentlich in Erscheinung. Und eigentlich bin ich ganz zufrieden damit.

Wieder betrachtete ich das Bild des Mannes, den ich so gut kannte und der mir doch gänzlich unbekannt war.

Hatte meine Mutter mich von Anfang an belogen?

Hatte sie Ken heimlich unterstützt, während sie meinem Vater und mir erzählte, dass sie ihn für tot hielt? Wenn ich darüber nachdenke, war meine Mutter eigentlich immer die stärkste Verfechterin der Ken-ist-tot-These gewesen. Hatte sie ihm die ganze Zeit heimlich Geld zukommen lassen? Hatte Sunny von Anfang an gewusst, wo er war?

Darüber musste ich nachdenken.

Ich löste meinen Blick von dem Foto und öffnete den Küchenschrank. Ich hatte bereits entschieden, heute Morgen nicht nach Livingston zu fahren - ich hätte schreien können bei dem Gedanken, noch einen Tag in diesem sargähnlichen Haus zu verbringen -, außerdem musste ich wirklich zur Arbeit. Meine Mutter hätte bestimmt nicht nur Verständnis dafür gehabt, sondern mich sogar noch ermuntert. Also machte ich mir eine Schale Golden-Graham-Frühstücksflocken und rief Shei-

las Anrufbeantworter im Büro an. Ich sagte ihr, dass ich sie liebte, und bat sie, mich zurückzurufen.

Meine Wohnung - na ja, inzwischen ist es *unsere* Wohnung - liegt an der Ecke 24A Street und 10th Avenue, ganz in der Nähe des Chelsea Hotel. Die siebzehn Blocks bis zum Covenant House, das an der 41st Street in der Nähe des West Side Highway liegt, gehe ich normalerweise zu Fuß. Vor den großen Säuberungsaktionen an der 42nd Street war diese übel riechende Gegend ein Zentrum schlimmster menschlicher und unmenschlicher Erniedrigungen und damit der ideale Ort für ein Straßenkinderasyl. Die 42nd Street war eine Art Tor zur Hölle gewesen, ein Ort der aberwitzigen brünstigen Vermischung unterschiedlicher Spezies. Pendler und Touristen flanieren an Prostituierten, Drogenhändlern, Zuhältern, Head Shops, Pornoläden und -kinos vorbei und waren am Ende entweder erregt oder wollten dringend unter die Dusche und sich eine große Dosis Penizillin spritzen lassen. Meiner Ansicht nach war die Perversion so schmutzig und beschämend, dass sie einen deprimieren musste. Ich bin ein Mann. Ich habe ähnliche Bedürfnisse und Gelüste wie die meisten Männer, die ich kenne. Aber ich habe nie verstanden, wie jemand die Verdrecktheit zahnloser Crack-Huren mit Erotik verwechseln kann.

In gewisser Weise hat die Säuberung der Stadt unsere Arbeit erschwert. Früher hatte der Rettungsbus von Covenant House seine feste Route. Die Ausreißer trieben sich auf den Straßen herum und waren mit geübtem Blick leicht zu erkennen. Jetzt lief alles versteckter ab. Und was noch schlimmer war, die Stadt an sich war keineswegs sauberer geworden - sie sah nur sauberer aus. Die so genannten anständigen Menschen, die eben erwähnten Pendler und Touristen, standen nicht mehr vor zugeklebten Fenstern mit der Aufschrift *Unter 18 Zutritt verboten* und vor Ankündigungen von Pornos mit Titeln, die auf Hollywoodfilme an-

spielten, wie Ein *Babe namens Schweinchen* oder *Fegefeuer der Unterhörschen*. Doch solcher Schmutz stirbt nie aus. Er ist wie die Kakerlaken. Er überlebt immer. Er gräbt sich ein und versteckt sich. Ich glaube nicht, dass man ihn ausrotten kann.

Und es hat durchaus Nachteile, den Schmutz zu verstecken. Wenn man ihn sieht, kann man darüber spotten und sich überlegen fühlen. Die Menschen brauchen das. Für manche ist es eine Art Ventil. Ein weiterer Vorteil des sichtbaren Schmutzes: Was wäre Ihnen lieber - ein direkter Angriff von vorne oder eine schlangengleiche Gefahr, die durchs hohe Gras schleicht? Schließlich - aber da gehe ich vielleicht zu sehr ins Detail - kann eine Medaille keine Vorderseite haben, wenn es nicht auch eine Kehrseite gibt, es kann kein Oben ohne Unten geben. Ich weiß nicht einmal genau, ob man Licht ohne Dunkelheit haben kann, Reinheit ohne Schmutz, Gut ohne Böse.

Beim ersten Hupen drehte ich mich nicht um. Schließlich lebe ich in New York City. Hupende Autofahrer zu vermeiden, während man die Straße entlangging, war so aussichtslos wie der Versuch, beim Schwimmen nicht nass zu werden. Also drehte ich mich erst um, als ich die vertraute Stimme hörte. »Hey, du Saftack!« Der Covenant-House-Kleinbus hielt mit quietschenden Bremsen neben mir. Squares saß am Steuer. Er war allein. Er öffnete das Fenster und riss sich die Sonnenbrille von der Nase.

»Steig ein«, sagte er.

Ich öffnete die Tür und sprang hinein. Der Streetworker-Bus roch nach Zigaretten, Schweiß und ein wenig nach Aufschnitt von den Sandwiches, die wir jeden Abend an die Jugendlichen verteilen. Der Teppichboden wies Flecken in allen Größen und Farben auf. Das Handschuhfach war nur eine leere Höhle, die Sitze waren durchgessen.

Squares sah auf die Straße. »Was machst du denn hier?«

»Ich geh zur Arbeit.«

»Wieso?«

»Therapie«, sagte ich.

Squares nickte. Er war die ganze Nacht im Bus unterwegs gewesen - ein Racheengel auf der Suche nach Kindern, die er retten konnte. Er sah nicht allzu mitgenommen aus, hatte aber auch von Anfang an nicht unbedingt den frischesten Eindruck gemacht. Seine Haare waren so lang wie die von Aerosmith in den Achtzigern, durch einen Mittelscheitel geteilt und ein wenig fettig. Glattrasiert habe ich ihn wohl noch nie gesehen, er trug aber auch keinen richtigen Bart oder auch nur echte, coolgepflegte *Miami Vice*-Stoppeln. Die sichtbaren Teile seines Gesichts waren von Aknenarben übersät, seine Arbeitsstiefel so abgestoßen, dass sie fast weiß waren. Seine Jeans sah aus, als wäre eine Büffelherde darüber hinweggetrampelt, und sie war zu weit um die Hüften, wodurch er beim Bücken dieses immer wieder faszinierende Bauarbeiter-Dekollete präsentierte. Er hatte eine Schachtel Cameis in den Ärmel gekrempt. Seine Zähne waren vom Rauchen dunkelgelb wie ein Ticonderoga-Bleistift.

»Du siehst echt beschissen aus«, meinte er.

»Wenn sogar dir das auffällt«, erwiderte ich, »will das was heißen.«

Das gefiel ihm. Wir nannten ihn Squares, eine Kurzform von Four Squares, wegen der Tätowierung auf seiner Stirn. Es waren, na ja, eben vier Quadrate, zwei mal zwei, sah also genauso aus wie das Four-Squares-Spielfeld, das man manchmal noch auf alten Schulhöfen sieht. Jetzt, wo Squares ein angesagter Yoga-Lehrer mit eigenen Unterrichts-Videos und mehreren Studios war, gingen die meisten Leute davon aus, dass das Tattoo irgend- ein bedeutsames Hindu-Symbol darstellte. Das ist falsch.

Es war früher mal ein Hakenkreuz gewesen. Er hatte einfach vier Striche ergänzt. Und so mit der ganzen Sache abgeschlossen. Ich konnte mir das nicht recht vorstellen. Von allen Men-

sehen, die ich kenne, ist Squares vermutlich derjenige, der am wenigsten zu vorschnellen Urteilen neigt. Außerdem ist er wahrscheinlich mein bester Freund. Als er mir zum ersten Mal von der Entstehung der vier Quadrate erzählte, war ich perplex und schockiert. Er hat es mir nie erklärt oder versucht, sich zu rechtfertigen, und genau wie Sheila spricht er nie über seine Vergangenheit. Durch andere habe ich ein paar weitere Einzelheiten erfahren. Inzwischen verstehe ich ihn besser.

»Danke für die Blumen«, sagte ich.

Squares antwortete nicht.

»Und fürs Kommen«, ergänzte ich. Er hatte im Bus ein paar Freunde aus dem Covenant House mitgebracht. Sie hatten praktisch den gesamten Teil der Trauergesellschaft ausgemacht, der nicht zur Verwandtschaft gehörte.

»Sunny war ein toller Mensch«, sagte er.

»Ja.«

Nach kurzem Schweigen fuhr Squares fort: »Aber was für ein Scheißabgang.«

»Danke für den Hinweis.«

»Ich meine, großer Gott, wie viele Leute waren denn da?«

»Das ist echt tröstlich, Squares. Vielen Dank, Mann.«

»Du willst getröstet werden? Ich sag dir was: Die Menschen sind Arschlöcher.«

»Warte, ich muss eben Stift und einen Zettel suchen, damit ich mir das aufschreiben kann.«

Stille. Squares hielt vor einer roten Ampel und sah mich an. Seine Augen waren blutunterlaufen. Er wickelte die Zigarettenschachtel aus dem Ärmel. »Willst du drüber reden, was mit dir los ist?«

»Ah, na ja, weißt du, ist erst ein paar Tage her, tja. Meine Mutter ist gestorben.«

»Okay«, sagte er. »Dann halt nicht.«

Die Ampel wurde grün. Der Bus setzte sich wieder in Bewegung. Das Foto meines Bruders schoss mir durch den Kopf. »Squares?«

»Ich höre.«

»Ich glaube«, sagte ich, »dass mein Bruder noch lebt.«

Squares sagte erst einmal gar nichts. Er zog eine Zigarette aus der Schachtel und steckte sie sich in den Mund.

»Was für eine Epiphanie«, sagte er.

»Epiphanie«, wiederholte ich nickend.

»Ich hab Kurse auf der Abendschule gemacht«, sagte er.

»Woher dieser plötzliche Sinneswandel?«

Er bog in den kleinen Hof von Covenant House ein. Früher haben wir den Bus auf der Straße geparkt, aber es sind immer wieder Leute eingebrochen und haben darin geschlafen. Natürlich haben wir nicht die Polizei gerufen, aber die Kosten für neue Fenster und aufgebrochene Schlösser wurden mit der Zeit lästig. Nach einer Weile haben wir die Türen nicht mehr abgeschlossen, so dass die Bewohner einfach einsteigen konnten. Morgens klopfte dann derjenige, der als Erster ins Büro kam, an die Tür. Die nächtlichen Bewohner machten sich dann aus dem Staub.

Aber auch damit mussten wir aufhören. Der Bus wurde - ohne dass ich jetzt allzu sehr ins Detail gehen will - zu eklig, um ihn weiterhin nutzen zu können. Obdachlose sind nicht immer appetitliche Menschen. Sie übergeben sich. Sie beschmutzen sich. Oft schaffen sie es nicht rechtzeitig zur Toilette. So viel dazu.

Während ich noch im Bus saß, fragte ich mich, wie ich das Thema angehen sollte. »Ich hab da mal eine Frage.«

Er wartete.

»Du hast mir nie gesagt, was du von der Sache mit meinem Bruder hältst«, sagte ich.

»Ist das die Frage?«

»Eher eine Feststellung. Hier kommt die Frage: Wieso nicht?«

»Wieso ich dir nie gesagt habe, was ich von der Sache mit deinem Bruder halte?«

»Ja.«

Squares zuckte die Achseln. »Du hast mich nie gefragt.«

»Aber wir haben oft darüber geredet.«

Wieder zuckte Squares die Achseln.

»Okay, dann frag ich dich jetzt«, sagte ich. »Hast du geglaubt, dass er noch lebt?«

»Die ganze Zeit.«

Einfach so. »Dann hast du immer, wenn ich Argumente vorgebracht habe, die dagegen sprechen ...«

»Ich hab mich nur gefragt, wen du damit eigentlich überzeugen willst, mich oder dich.«

»Du hast mir das nie abgenommen?«

»Nein«, sagte Squares. »Nie.«

»Aber du hast auch nicht widersprochen.«

Squares nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette. »Ich dachte, es war ein harmloser Selbstbetrug.«

»Selig sind die geistig Armen, was?«

»Im Allgemeinen schon, ja.«

»Aber ein paar triftige Gründe hatte ich doch.«

»Wenn du meinst.«

»Meinst du nicht?«

»Nein, meine ich nicht«, sagte Squares. »Du warst der Ansicht, dein Bruder hätte nicht die Mittel, sich im Untergrund zu verstecken, aber man braucht keine Mittel. Guck dir die Ausreißer an, mit denen wir jeden Tag arbeiten. Wenn einer von denen wirklich verschwinden will, dann ist er auf der Stelle weg.«

»Aber nach denen läuft auch keine internationale Ringfahndung.«

»Internationale Ringfahndung«, sagte Squares schon fast an-

gewidert. »Glaubst du etwa, jeder Bulle auf der Welt denkt beim Aufwachen als Erstes an deinen Bruder?«

Da war was dran - insbesondere, seit mir klar geworden war, dass meine Mutter ihn womöglich finanziell unterstützt hatte. »Er hätte niemals jemanden umgebracht.«

»Blödsinn«, sagte Squares.

»Du kanntest ihn doch gar nicht.«

»Wir sind Freunde, stimmt's?«

»Stimmt.«

»Und glaubst du, dass ich früher mal Kreuze verbrannt und *Heil Hitler* gebrüllt habe?«

»Das ist was anderes.«

»Nein, ist es nicht.« Wir stiegen aus dem Bus. »Du hast mich doch mal gefragt, warum ich die Tätowierung nicht ganz hab wegmachen lassen.«

Ich nickte. »Und du hast geantwortet, ich soll mich verpissen.«

»Genau. Tatsache ist aber, ich hätt's weglasern oder unter einer kunstvolleren Tätowierung verschwinden lassen können. Aber ich hab's behalten, weil's mich an was erinnert.«

»Woran? Die Vergangenheit?«

Squares zeigte seine gelben Zähne. »An ein Potenzial«, sagte er.

»Das begreif ich nicht.«

»Weil du zu blöd bist.«

»Mein Bruder hätte nie eine unschuldige Frau vergewaltigt und umgebracht.«

»Manche Yogaschulen unterrichten auch Mantras«, sagte Squares. »Aber nur weil man irgendwas ständig wiederholt, ist es nicht die Wahrheit.«

»Du bist verdammt tiefsinnig heute«, sagte ich.

»Und du benimmst dich wie ein Arschloch.« Er drückte seine

Zigarette aus. »Verrätst du mir, wieso du deine Ansicht geändert hast?«

Wir standen vor dem Eingang.

»Bei mir im Büro«, sagte ich.

Wir schwiegen, als wir das Obdachlosenasyl betraten. Die Leute erwarten immer einen Saustall, aber bei uns sieht es ganz anders aus. Dahinter steckt die Idee, dass dies ein Ort sein soll, wo man die eigenen Kinder gut aufgehoben weiß, falls sie einmal in Schwierigkeiten geraten sollten. Die Spender sind von dieser Erklärung immer erst ziemlich verblüfft - wie bei den meisten Wohltätigkeitsorganisationen haben sie auch bei uns den Eindruck, dass wir aus einer anderen Welt kommen -, aber manchen wird dabei klar, wo sie leben.

Squares und ich schwiegen, denn wenn wir im Asyl sind, konzentrieren wir uns voll und ganz auf die Jugendlichen. Das haben sie verdient. Einmal in ihrem traurigen Leben sind sie das Wichtigste. Jederzeit. Wir begrüßen jeden wie einen - und bitte entschuldigen Sie die Formulierung - lange verlorenen Bruder. Wir hören ihnen zu. Wir sind nie in Eile. Wir schütteln ihre Hände und umarmen sie. Wir sehen ihnen in die Augen. Wir sehen ihnen nie über die Schulter. Wir bleiben stehen und sehen sie an und sind ganz für sie da. Wenn man versucht, so etwas vorzutäuschen, merken diese Kids das sofort. Sie haben ein fantastisches Gespür dafür, wann ihnen jemand Schwachsinn erzählt. Wir schenken ihnen unsere absolute und bedingungslose Liebe. Das machen wir Tag für Tag. Wenn wir das nicht können, gehen wir einfach nach Hause. Das heißt nicht, dass wir immer Erfolg haben. Oder auch nur meistens. Wir verlieren viel mehr Jugendliche, als wir retten können. Die Straße holt sie sich zurück. Aber solange sie hier bei uns im Haus sind, soll es ihnen gut gehen. Wenn sie hier sind, werden sie geliebt.

Als wir in mein Büro kamen, warteten dort zwei Besucher auf

uns - eine Frau und ein Mann. Squares blieb wie angewurzelt stehen. Er hob die Nase und schnüffelte wie ein Spürhund.

»Cops«, sagte er zu mir.

Die Frau lächelte und trat einen Schritt vor. Der Mann, der lässig an der Wand lehnte, blieb, wo er war. »Will Klein?«

»Ja«, sagte ich.

Mit einer kurzen Handbewegung präsentierte sie ihren Dienstausweis. Der Mann tat es ihr nach. »Mein Name ist Claudia Fisher. Das ist Darryl Wilcox. Wir sind Agenten des Federal Bureau of Investigation.«

»Das FBI«, sagte Squares zu mir und hob beide Daumen, als wollte er zeigen, wie beeindruckt er war, dass mir eine solche Aufmerksamkeit zuteil wurde. Er betrachtete erst den Ausweis, dann Claudia Fisher. »Hey, wieso haben Sie sich die Haare abgeschnitten?«

Claudia Fisher klappte ihren Ausweis wieder zu. Mit hochgezogener Augenbraue musterte sie Squares. »Und Sie sind?«

»Leicht erregbar«, entgegnete er.

Sie runzelte die Stirn und wandte sich wieder an mich. »Wir würden gern ein paar Worte mit Ihnen reden.« Dann fügte sie hinzu: »Allein.«

Claudia Fisher war klein und halbwegs lebhaft - wie eine sportbesessene Schülerin, die immer ein bisschen zu aufgedreht ist -, der Typ, der Spaß hat, aber nie richtig spontan sein kann. Ihre Haare waren wirklich kurz und hinten etwas fransig, ein bisschen wie in den späten Siebzigern, es stand ihr aber ganz gut. Sie trug kleine runde Ohrringe und hatte eine stark vorspringende Vogelnase.

Gesetzeshütern begegnen wir hier von Natur aus mit einem gewissen Misstrauen. Ich will keine Kriminellen schützen, möchte aber auch nicht zu ihrer Festnahme beitragen. Dieser Ort muss ein Refugium sein. Wenn wir mit den Strafverfol-

gungsbehörden zusammenarbeiten, ruiniert das unsere Glaubwürdigkeit auf der Straße - und die ist unersetzlich. Ich betrachte uns als neutrale Instanz. Eine Schweiz für Ausreißer. Und meine persönlichen Erfahrungen - die Art, wie das FBI mit der Situation meines Bruders umgegangen ist - haben mein Vertrauen auch nicht unbedingt gestärkt.

»Es wäre mir lieber, wenn er dabei bleibt«, sagte ich.

»Es betrifft ihn nicht.«

»Dann betrachten Sie ihn als meinen Anwalt.«

Claudia Fisher sah Squares an - Jeans, Haare, Tätowierung. Er zupfte ein imaginäres Revers zurecht und zog die Brauen hoch.

Ich setzte mich hinter meinen Schreibtisch. Squares ließ sich auf den Stuhl davor fallen und warf seine Arbeitsstiefel auf die Schreibfläche. Sie landeten mit einem dumpfen Knall. Fisher und Wilcox blieben stehen.

Ich breitete die Hände aus. »Was kann ich für Sie tun, Agent Fisher?«

»Wir suchen eine Sheila Rogers.«

Damit hatte ich nicht gerechnet.

»Können Sie uns sagen, wo wir sie finden?«

»Warum suchen Sie sie?«, fragte ich.

Claudia Fisher maß mich mit einem herablassenden Lächeln.

»Würden Sie uns einfach sagen, wo sie ist?«

»Steckt sie in Schwierigkeiten?«

»Im Moment ...«, sie unterbrach sich kurz und ihr Lächeln veränderte sich, »... wollen wir ihr nur ein paar Fragen stellen.«

»Worüber?«

»Weigern Sie sich, mit uns zusammenzuarbeiten?«

»Ich weigere mich überhaupt nicht.«

»Dann sagen Sie uns doch bitte, wo wir Sheila Rogers finden.«

»Ich wüsste gern, warum.«

Sie sah Wilcox an. Der nickte ihr fast unmerklich zu. Sie wandte sich wieder an mich. »Heute am frühen Morgen waren Special Agent Wilcox und ich an Sheila Rogers Arbeitsplatz in der i8th Street. Sie war nicht anwesend. Wir haben uns erkundigt, wo wir sie finden könnten. Ihr Arbeitgeber teilte uns mit, dass sie sich krankgemeldet hätte. Dann haben wir ihre letzte uns bekannte Privatadresse überprüft. Ihr ehemaliger Vermieter hat uns davon in Kenntniss gesetzt, dass sie schon vor mehreren Monaten ausgezogen ist. Er hat uns dann Ihre Adresse gegeben, Mr Klein, Nummer 378 in der West 24th Street. Wir waren da. Sheila Rogers nicht.«

Squares zeigte mit dem Finger auf sie. »Schon geil, wie Sie so reden können.«

Sie beachtete ihn nicht. »Wir wollen Ihnen keinen Arger machen, Mr Klein.«

»Arger?«, fragte ich.

»Wir müssen mit Sheila Rogers reden. Wir müssen ihr dringend ein paar Fragen stellen. Sie können uns helfen. Wenn Sie allerdings nicht bereit sind, mit uns zu kooperieren, müssen wir es auf die andere, etwas unangenehmere Art versuchen.«

Squares rieb sich die Hände. »Oho, eine Drohung.«

»Wie machen wir's, Mr Klein?«

»Ich möchte Sie bitten, mein Büro zu verlassen«, sagte ich.

»Wie gut kennen Sie Sheila Rogers?«

Langsam wurde mir mulmig. Ich bekam Kopfschmerzen. Wilcox griff in die Jackentasche und zog einen Zettel heraus. Er reichte ihn Claudia Fisher. »Kennen Sie«, fragte Fisher dann, »Ms Rogers' Vorstrafenregister?«

Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen, doch selbst Squares gelang es nicht, seine Verblüffung ganz zu verbergen.

Fisher fing an, von dem Zettel vorzulesen: »Ladendiebstahl, Prostitution. Drogenbesitz und versuchter Drogenhandel.«

Squares schnalzte spöttisch. »Kinderkram.«

»Bewaffneter Raubüberfall.«

»Schon besser«, sagte Squares mit einem beifälligen Nicken. Er sah Fisher an. »Aber dafür ist sie nicht verurteilt worden, stimmt's?«

»Das ist richtig.«

»Tja, dann war sie's ja womöglich gar nicht.«

Wieder runzelte Fisher die Stirn.

Ich zupfte an meiner Unterlippe.

»Mr Klein?«

»Ich kann Ihnen nicht weiterhelfen«, sagte ich.

»Können oder wollen Sie nicht?«

Ich zupfte weiter. »Das ist Wortklauberei.«

»Das muss Ihnen wie ein Déjà-vu vorkommen, Mr Klein.«

»Was soll das denn bitte heißen?«

»So etwas zu vertuschen. Erst für Ihren Bruder, jetzt für Ihre Geliebte.«

»Sie können mich mal«, sagte ich.

Squares verzog das Gesicht. Anscheinend war er enttäuscht von meiner zugegebenermaßen etwas lahmen Erwiderung.

Fisher ließ nicht ab. »Sind Sie sicher, dass Sie sich das gut überlegt haben?«, fragte sie.

»Inwiefern?«

»Die Konsequenzen Ihres Handelns«, fuhr sie fort. »Zum Beispiel: Wie die Covenant-House-Sponsoren es aufnehmen würden, wenn Sie, sagen wir, wegen Beihilfe festgenommen werden würden?«

Squares beantwortete die Frage. »Wissen Sie, wen Sie da fragen sollten?« Claudia Fisher sah ihn mit gerümpfter Nase an, als hätte sie ihn sich gerade vom Schuh gekratzt.

»Joey Pistillo«, sagte Squares. »Joey kann Ihnen das bestimmt sagen.«

Jetzt war es an Fisher und Wilcox, fast aus den Latschen zu kippen.

»Haben Sie ein Handy dabei?«, fragte Squares. »Dann können wir ihn gleich fragen.«

Fisher sah erst Wilcox, dann Squares an. »Wollen Sie sagen, Sie kennen den leitenden stellvertretenden Direktor Joseph Pistillo?«, fragte sie.

»Rufen Sie ihn an«, sagte Squares. Dann fuhr er fort: »Ach, warten Sie, wahrscheinlich haben Sie seine Privatnummer nicht zur Hand.« Squares streckte die Hand aus und winkte mit den Fingern, dass sie ihm das Handy geben sollten. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht?«

Sie reichte ihm das Handy. Squares tippte Ziffern ein und hielt sich das Telefon ans Ohr. Er hatte die Füße immer noch auf dem Schreibtisch und lehnte sich ganz zurück; wenn er einen Cowboyhut getragen hätte, hätte er ihn sich für eine kleine Siesta über die Augen ziehen können.

»Joey? Hey, Mann, wie geht's dir?« Squares lauschte eine Minute lang und brach in schallendes Gelächter aus. Er plauderte ein wenig, und ich beobachtete, wie Fisher und Wilcox leichenblass wurden. Normalerweise machten mir seine Machtspielchen Spaß - bei seiner buntbewegten Vergangenheit und seinem jetzigen Prominentenstatus kannte Squares fast jeden, zumindest über irgendeinen Bekannten - aber jetzt drehte sich alles in meinem Kopf.

Nach ein paar Minuten reichte Squares das Handy an Agent Fisher weiter. »Joey will Sie sprechen.«

Fisher und Wilcox gingen auf den Flur und schlossen die Tür hinter sich.

»Mann, das FBI«, sagte Squares und hob noch einmal tief beeindruckt die Daumen.

»Ja, ich bin auch ganz hin und weg«, sagte ich.

»Tolle Nummer, was? Ich meine, dass Sheila vorbestraft ist. Wer hätte das gedacht?«

Ich nicht.

Als Fisher und Wilcox wieder ins Zimmer kamen, war die Farbe in ihre Gesichter zurückgekehrt. Mit einem überfreundlichen Lächeln reichte Fisher Squares das Handy.

Squares hielt es ans Ohr und fragte: »Was gibt's, Joey?« Er hörte eine Weile zu. Dann sagte er: »Okay« und beendete das Gespräch.

»Was ist?«, fragte ich.

»Das war Joey Pistillo. Der große FBI-Boss an der Ostküste.«

»Und?«

»Er will sich persönlich mit dir unterhalten«, sagte Squares. Er sah zur Seite.

»Was?«

»Ich glaub, was er zu sagen hat, wird uns nicht gefallen.«

5

Der leitende stellvertretende Direktor Joseph Pistillo wollte mich nicht nur persönlich sprechen, sondern auch allein.

»Ich habe gehört, dass Ihre Mutter verstorben ist«, sagte er.

»Wie haben Sie das gehört?«

»Wie bitte?«

»Haben Sie die Todesanzeige in der Zeitung gelesen?«, fragte ich. »Oder hat Ihnen ein Freund davon erzählt? Ich möchte wissen, wie Sie erfahren haben, dass meine Mutter verstorben ist.«

Wir sahen uns an. Pistillo war ein stämmiger Mann, der bis auf einen schmalen, kurz geschorenen Ring grauer Haare kahl war und Schultern wie Bowlingkugeln hatte. Seine knorrigten Hände hatte er auf dem Schreibtisch zusammengelegt.

»Oder«, fuhr ich fort und spürte, wie die Wut sich in mich hineinfraß, »hatten Sie einen Agenten auf uns angesetzt, der uns beobachtet hat? Oder sie? Im Krankenhaus. Auf dem Totenbett. Bei ihrer Beerdigung. War es der neue Pflegehelfer, über den die Schwestern getuschelt haben? Oder war es der Fahrer vom Limousinenservice, der den Namen des Bestattungsunternehmers vergessen hatte?«

Wir sahen uns starr in die Augen.

»Ich möchte Ihnen mein Beileid aussprechen«, sagte Pistillo.

»Danke.«

Er lehnte sich zurück. »Warum sagen Sie uns nicht, wo Sheila Rogers ist?«

»Warum sagen Sie mir nicht, warum Sie sie suchen?«

»Wann haben Sie sie zum letzten Mal gesehen?«

»Sind Sie verheiratet, Agent Pistillo?«

Er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Seit 26 Jahren. Wir haben drei Kinder.«

»Lieben Sie Ihre Frau?«

»Ja.«

»Wenn ich jetzt also zu Ihnen käme und Forderungen und Drohungen aussprechen würde, die Ihre Frau betreffen, was würden Sie dann tun?«

Pistillo nickte bedächtig. »Wenn Sie für das FBI arbeiten würden, würde ich meine Frau auffordern, mit Ihnen zu kooperieren.«

»Einfach so?«

»Tja ...«, er hob einen Finger, »unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«

»Dass sie unschuldig ist. Wenn sie unschuldig wäre, hätte ich keine Befürchtungen.«

»Sie würden sich also nicht fragen, worum es dabei eigentlich geht?«

»Fragen? Natürlich. Verlangen, dass man es mir sagt ...« Er ließ den Satz unvollendet. »Darf ich Ihnen eine hypothetische Frage stellen?«

Er wartete. Ich richtete mich auf.

»Ich weiß, dass Sie Ihren Bruder für tot halten.«

Wieder machte er eine Pause. Ich sagte nichts.

»Aber nehmen wir mal an, Sie stellen fest, dass er lebt und sich versteckt hält - und nehmen wir außerdem an, Sie haben herausgefunden, dass er Julie Miller umgebracht hat.« Er lehnte sich zurück. »Hypothetisch, natürlich. Das Ganze ist rein hypothetisch.«

»Und weiter?«, sagte ich.

»Tja, was würden Sie tun? Würden Sie ihn verpfeifen? Würden Sie ihm sagen, dass er allein klarkommen muss? Oder würden Sie ihm helfen?«

Wieder Schweigen.

Ich sagte: »Sie haben mich nicht herkommen lassen, um hypothetische Situationen durchzuspielen.«

»Nein«, sagte er. »Das habe ich nicht.«

Rechts neben ihm stand ein Computer-Monitor auf dem Schreibtisch. Er drehte ihn zu mir, so dass ich das Bild sehen konnte. Dann drückte er ein paar Tasten. Ein Farbbild erschien, und in mir zog sich etwas zusammen.

Das Bild zeigte ein ganz normales Zimmer. Die Lampe in der Ecke war umgefallen. Beigefarbener Teppichboden. Ein umgekippter Beistelltisch. Wildes Chaos. Wie nach einem Tornado oder so etwas. Aber mitten im Raum lag ein Mann in einer Lache, bei der es sich vermutlich um Blut handelte. Das Blut war dunkel, kaum noch rot, eher rostbraun und stellenweise fast schwarz. Der Mann lag auf dem Rücken. Arme und Beine waren so abgespreizt, als wäre er aus großer Höhe herabgefallen.

Während ich das Bild auf dem Monitor betrachtete, spürte

ich, dass Pistillo mich beobachtete und versuchte, meine Reaktion zu deuten. Ich sah kurz zu ihm hinüber, konzentrierte mich dann aber gleich wieder auf den Monitor.

Er drückte eine Taste. Das blutgetränkte erste Foto verschwand, und ein anderes erschien. Dasselbe Zimmer aus einem anderen Blickwinkel. Die Lampe war nicht zu sehen. Der Teppich war noch immer blutbefleckt - doch es lag eine andere Leiche darauf. Sie war in Embryonalhaltung zusammengerollt. Der erste Mann hatte ein schwarzes T-Shirt und eine schwarze Hose angehabt, dieser trug ein Flanellhemd und Jeans.

Wieder drückte Pistillo eine Taste. Jetzt erschien ein Weitwinkelfoto auf dem Monitor. Mit beiden Leichen. Die erste lag mitten im Zimmer. Die zweite näher an der Tür. Aus dieser Position war nur ein Gesicht zu sehen - ich kannte es nicht.

Panik ergriff mich. Ken, dachte ich. Konnte einer von ihnen ...?

Doch dann fielen mir ihre Fragen wieder ein. Es ging nicht um Ken.

»Diese Fotos wurden am Wochenende in Albuquerque, New Mexico, aufgenommen«, sagte Pistillo.

Ich runzelte die Stirn. »Und was hat das mit mir zu tun?«

»Am Tatort herrschte ein ziemliches Chaos, aber wir haben trotzdem ein paar Haare und Gewebefasern gefunden.« Er lächelte mich an. »Die technischen Details unserer Arbeit sind nicht meine Stärke. Die haben inzwischen ein paar ganz unglaubliche Tests. Aber manchmal greifen wir auch noch auf die alten Klassiker zurück.«

»Ich kann Ihnen beim besten Willen nicht folgen.«

»Der Tatort war ziemlich gut gereinigt worden, aber unsere Leute von der Spurensicherung haben trotzdem ein paar Fingerabdrücke gefunden - einen vollständigen, gut erkennbaren Satz, der zu keinem der Opfer gehört. Wir haben sie durch den

Computer gejagt, und der hat uns heute Morgen einen Treffer gemeldet.« Er beugte sich vor. Das Lächeln war verschwunden.

»Möchten Sie mal raten?«

Ich sah Sheila, meine schöne Sheila, aus dem Fenster blicken.

»Tut *mir* Leid, Will.«

»Es sind die Fingerabdrücke von Ihrer Freundin, Mr Klein. Von der mit den Vorstrafen. Von der, die plötzlich einfach nicht zu finden ist.«

6

Elizabeth, New Jersey

Sie näherten sich dem Friedhof.

Philip McGuane saß im Fond seiner Mercedes-Stretch-Limousine - ein in Handarbeit hergestelltes Modell mit gepanzerten Türen und kugelsicheren, verspiegelten Fenstern, das ihn vierhundert Riesen gekostet hatte - und starrte auf die vorbeisausenden Fast-Food-Restaurants, Ramschläden und die veralteten Einkaufszeilen. In der rechten Hand hielt er einen Scotch mit Soda, den er sich gerade an der Bar der Limousine gemixt hatte. Er betrachtete den bernsteinfarbenen Drink. Er zitterte nicht. Das überraschte ihn.

»Alles in Ordnung, Mr McGuane?«

McGuane drehte sich zu seinem Begleiter um. Fred Tanner war riesig, fast so groß und massiv wie ein mehrstöckiges Stadthaus. Seine Hände erinnerten an Guildeckel, mit Fingern wie Würste. Aus seinem Blick sprach absolutes Selbstvertrauen. Tanner war von der alten Schule - er trug noch einen wie Schellack glänzenden Anzug und einen Ring am kleinen Finger. Den Ring trug er immer, ein protziges, überdimensioniertes, goldenes Ding, an dem er beim Sprechen herumspielte.

»Alles bestens«, log McGuane.

An der Parker Avenue bog die Limousine von der Route 22 ab. Tanner spielte weiter mit seinem Ring. Er war fünfzig, anderthalb Jahrzehnte älter als sein Boss. Sein Gesicht war ein verwittertes Monument aus harten Flächen und rechten Winkeln. Sein Haar war zu einem knappen Bürstenschnitt geschnitten. McGuane wusste, dass Tanner verdammt gut war - ein kalter, disziplinierter und tödlicher Dreckskerl, für den Gnade ein ähnlich relevantes Konzept war wie etwa Feng-Shui. Tanner konnte meisterhaft mit seinen riesigen Händen und einer bunten Mischung unterschiedlicher Schusswaffen umgehen. Er war gegen ein paar der grausamsten Gegner angetreten und immer als Sieger hervorgegangen.

Aber McGuane wusste, dass sie sich jetzt auf einer ganz anderen Ebene bewegten.

»Wer ist der Kerl überhaupt?«, wollte Tanner wissen.

McGuane schüttelte den Kopf. Sein Anzug war ein handgemachter Joseph Abboud. Er hatte drei Etagen in der Lower West Side in Manhattan gemietet. Früher hätte man McGuane vielleicht einen Consigliere, Capo oder eine ähnlich alberne Berufsbezeichnung vorangestellt. Doch die Zeiten sind längst vorbei. Die Tage der dunklen Hinterzimmer und der Velours-Trainingsanzüge waren Vergangenheit - eine Zeit, der Tanner zweifelsohne nachtrauerte. Heutzutage hatte man Büros und Sekretärinnen, und der Computer spuckte Monat für Monat eine Gehaltsliste aus. Man zahlte Steuern. Man betrieb legale Geschäfte.

Aber man war kein bisschen besser.

»Und warum fahren wir da überhaupt hin?«, fuhr Tanner fort.

»Müsste der nicht zu Ihnen kommen?«

McGuane antwortete nicht. Tanner hätte es sowieso nicht verstanden.

Wenn der Ghost sich mit einem treffen will, dann trifft man sich mit ihm. Egal, wer man war. Wenn man sich weigerte, kam der Ghost zu einem. McGuane hatte ausgezeichnete Sicherheitskräfte. Hervorragende Leute. Aber der Ghost war besser. Er konnte warten. Er würde ihn studieren. Er würde auf eine günstige Gelegenheit warten. Und dann würde er ihn finden. Allein. Das wusste er.

Nein, das brachte man am besten so schnell wie möglich hinter sich. Er fuhr lieber zu ihm.

Einen Block vor dem Friedhof hielt die Limousine kurz an.

»Haben Sie alles verstanden?«, fragte McGuane.

»Einer von meinen Männern ist schon vor Ort. Ist alles vorbereitet.«

»Warten Sie, bis ich das Zeichen gebe.«

»Okay, alles klar. Das haben wir alles besprochen.«

»Unterschätzen Sie ihn nicht.«

Tanner öffnete die Tür. Der Goldring strahlte im Sonnenschein. »Nichts für ungut, Mr McGuane, aber er ist auch bloß ein Mensch, oder? Blutet genauso rot wie wir alle?«

McGuane war sich da nicht so sicher.

Tanner stieg aus. Für einen Mann seines Gewichts bewegte er sich recht graziös. McGuane lehnte sich zurück und nahm einen kräftigen Schluck von seinem Scotch. Er war einer der mächtigsten Männer New Yorks. Das wird man nicht - so weit bringt man es nicht -, wenn man nicht ein gerissenes und rücksichtsloses Arschloch ist. Sobald man Schwäche zeigt, ist man erledigt. Wer hinkt, stirbt. So einfach ist das.

Und vor allem macht man niemals einen Rückzieher.

McGuane wusste das alles - er wusste es ebenso gut wie jeder andere -, trotzdem wäre er in diesem Moment am liebsten abgehauen. Am liebsten hätte er alles eingepackt und wäre auf Nimmerwiedersich verschwinden.

Wie sein alter Freund Ken.

McGuane begegnete dem Blick des Fahrers im Rückspiegel. Er atmete tief durch und nickte. Die Limousine setzte sich wieder in Bewegung. Sie bogen nach links ab und glitten durch das Tor des Wellington Cemetery. Die Reifen knirschten auf dem lockeren Kies. McGuane wies den Fahrer an, zu halten. Dann stieg er aus und trat ans Fahrerfenster.

»Ich ruf an, wenn ich Sie brauche.«

Der Fahrer nickte und fuhr davon.

McGuane war allein.

Er klappte den Kragen hoch. Sein Blick schweifte über den Friedhof. Keine Bewegung. Er fragte sich, wo Tanner und sein Mann sich versteckt hatten. Wahrscheinlich näher am Treffpunkt. Auf einem Baum, oder vielleicht hinter ein paar Sträuchern. Wenn sie es richtig anstellten, würde McGuane sie überhaupt nicht zu sehen bekommen.

Der Himmel war blau. Wind peitschte ihm ins Gesicht wie die Sense des Schnitters. Er zog die Schultern hoch. Der Lärm von der Route 22 schwappte über die Schallschutzwände und besang die Toten. Der Geruch einer Bäckerei wehte durch die Luft, und einen Moment musste McGuane an Einäscherungen denken.

Niemand zu sehen.

McGuane fand den Pfad und folgte ihm Richtung Osten. Als er an den Grabsteinen und -platten vorbeiging, las er unwillkürlich Geburts- und Sterbedaten. Er überschlug das Alter und fragte sich, welchem Schicksal die jung Verstorbenen zum Opfer gefallen waren. Als er einen Namen wiedererkannte, blieb er kurz stehen. Daniel Skinner. Mit dreizehn gestorben. Auf dem Grabstein war ein lächelnder Engel eingraviert. McGuane grinste, als er das Bild ansah. Skinner, ein übler Rowdy, hatte wiederholt einen Viertklässler gequält. An jenem Tag jedoch -

laut Grabstein dem n. Mai - hatte dieser ziemlich einmalige Viertklässler ein Küchenmesser mitgebracht, um sich zu schützen. Der erste und einzige Stich hatte Skinner ins Herz getroffen.

Bye, bye, Engel.

McGuane versuchte, den Gedanken abzuschütteln.

Hatte alles damit angefangen?

Er ging weiter. Dann bog er nach links ab und verlangsamte seinen Schritt. Es war nicht mehr weit. Er suchte die Umgebung ab.

Noch immer rührte sich nichts. Hier hinten war es ruhiger - friedlich und grün. Die Bewohner schien das allerdings nicht zu interessieren. Er zögerte, wandte sich wieder nach links und schritt die Reihe entlang, bis er ans richtige Grab kam.

McGuane blieb stehen. Er las den Namen und das Datum. Seine Gedanken wanderten in die Vergangenheit. Er fragte sich, was er empfand, und merkte, dass die Antwort lautete: nicht viel. Er sah sich nicht weiter um. Der Ghost musste hier irgendwo sein. Er spürte seine Nähe.

»Du hättest Blumen mitbringen sollen, Philip.«

Er schauderte am ganzen Körper, als er die leise, samtige Stimme mit dem Anflug eines Lispens hörte. Langsam drehte McGuane sich um.

John Asseita kam mit Blumen in der Hand auf ihn zu. McGuane trat zur Seite. Ihre Blicke trafen sich und McGuane spürte, wie sich eine stählerne Klaue in seine Brust bohrte.

»Ist lange her«, sagte der Ghost.

Asseita, der Mann, den McGuane als den Ghost kannte, trat an den Grabstein. McGuane blieb absolut reglos stehen. Die Temperatur schien um zwanzig Grad zu fallen, als der Ghost an ihm vorbeiging.

McGuane stockte der Atem.

Der Ghost kniete sich hin und legte die Blumen behutsam aufs Grab. Mit geschlossenen Augen verharnte er einen Moment auf den Knien. Dann erhob er sich wieder, streckte seine schlanken Klavierspielerfinger aus und streichelte den Grabstein mit übergroßer Vertraulichkeit.

McGuane versuchte, nicht hinzusehen.

Der Ghost hatte graue, milchig und modrig wirkende Haut. Wie Tränenspuren verliefen blaue Adern über sein Gesicht, das man beinahe als hübsch bezeichnen konnte. Seine Augen waren fast farblos, schiefergrau. Sein Kopf hatte die Form einer Glühbirne und war viel zu groß für die schmalen Schultern. Die Seiten des Schädels waren frisch rasiert, nur aus der Mitte spross ein Büschel schmutzig brauner Haare hervor und fiel wie ein Springbrunnen in alle Richtungen herab. In seinen Zügen lag etwas Zerbrechliches, wenn nicht gar Feminines - die Albtraumausgabe einer Meißner-Porzellan-Puppe.

McGuane trat noch einen Schritt zurück.

Manchmal begegnet man Menschen, deren natürliche Freundlichkeit und Güte einen fast blendet. Aber es kann auch genau das Gegenteil passieren - man begegnet jemandem, dessen reine Anwesenheit einen schon unter einer schweren Dunsthaube von Blut und Zerstörung zu erdrücken droht.

»Was willst du?«, fragte McGuane.

Der Ghost senkte den Kopf. »Kennst du die Redewendung, dass es im Schützengraben keine Atheisten gibt?«

»Ja.«

»Das stimmt nicht«, sagte der Ghost. »Eigentlich ist es sogar genau umgekehrt. Wenn man im Schützengraben liegt, wenn man dem Tod von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, ist man absolut sicher, dass es keinen Gott gibt. Deshalb kämpft man um sein Leben, um den nächsten Atemzug. Deshalb fleht man jedes mögliche und unmögliche Wesen um Hilfe an - weil

man nicht sterben will. Weil man tief im Herzen weiß, dass der Tod das Ende ist. Danach kommt nichts mehr. Es gibt kein Paradies. Keinen Gott. Nichts.«

Der Ghost sah ihn an. McGuane rührte sich nicht.

»Du hast mir gefehlt, Philip.«

»Was willst du, John?«

»Das kannst du dir doch denken.«

Das konnte McGuane, doch er sagte nichts.

»Mir ist klar«, fuhr der Ghost fort, »dass du ein bisschen in der Klemme sitzt.«

»Was hast du gehört?«

»Nur Gerüchte.« Der Ghost lächelte. Sein Mund war ein rasiermesserdünner Schlitz, und bei dem Anblick hätte McGuane fast laut losgeschrien. »Darum bin ich zurückgekommen.«

»Das ist mein Problem.«

»Das stimmt leider nicht, Philip.«

»Was willst du, John?«

»Die Männer, die du nach New Mexico geschickt hast, sind gescheitert, stimmt's?«

»Ja.«

Der Ghost flüsterte: »Das wird mir nicht passieren.«

»Ich weiß immer noch nicht, was du von mir willst.«

»Du wirst mir doch sicher zustimmen, dass ich auch an der Sache beteiligt bin.«

Der Ghost wartete. Schließlich nickte McGuane. »Ich denke schon.«

»Du hast deine Quellen, Philip. Du kommst an Informationen ran, zu denen ich keinen Zugang habe.« Der Ghost betrachtete den Grabstein, und einen Moment lang meinte McGuane fast, etwas Menschliches in seinen Zügen zu erkennen. »Bist du sicher, dass er wieder da ist?«

»Ziemlich sicher«, sagte McGuane.

»Woher weißt du das?«

»Ein Informant aus dem FBI. Die Männer, die wir nach Albuquerque geschickt haben, sollten herausfinden, ob es stimmt.«

»Sie haben ihren Feind unterschätzt.«

»Offensichtlich.«

»Weißt du, wohin er geflohen ist?«

»Wir suchen noch.«

»Aber nicht sehr intensiv.«

McGuane antwortete nicht.

»Dir wäre es am liebsten, wenn er einfach wieder verschwindet, stimmt's?«

»Das wäre das Einfachste.«

Der Ghost schüttelte den Kopf. »Diesmal nicht.«

Sie schwiegen.

»Und wer könnte wissen, wo er ist?«, fragte der Ghost.

»Sein Bruder vielleicht. Vor einer Stunde hat das FBI Will abgeholt. Zu einer Vernehmung.«

Das weckte die Aufmerksamkeit des Ghost. »Wieso vernehmen sie ihn?«

»Wissen wir noch nicht.«

»Dann«, sagte der Ghost leise, »sollte ich da vielleicht anfangen.«

McGuane gelang es, zu nicken. Dann trat der Ghost auf ihn zu. Er streckte die Hand aus. McGuane erschauerte. Er konnte sich nicht bewegen.

»Hast du Angst, deinem alten Freund die Hand zu schütteln, Philip?«

Und wie. Der Ghost kam noch einen Schritt näher heran. McGuanes Atem ging flach. Er überlegte, ob er Tanner das Zeichen geben sollte.

Eine Kugel. Mit einer Kugel könnte das Ganze ein für alle Mal erledigt sein.

»Gib mir die Hand, Philip.«

Das war ein Befehl, und McGuane befolgte ihn. Fast gegen seinen Willen hob sich seine Hand und streckte sich langsam nach vorn. Der Ghost, das wusste er, hatte Menschen umgebracht. Viele. Einfach so. Er war der Tod. Nicht nur ein Killer, sondern der Tod höchstpersönlich - als durchstieße jede seiner Berührungen die Haut und sende sein Gift in die Blutbahn aus, das ins Herz dringen würde wie das Küchenmesser, das der Ghost vor so langer Zeit benutzt hatte.

McGuane wandte den Blick ab.

Der Ghost trat rasch auf ihn zu und ergriff McGuanes Hand. McGuane unterdrückte einen Aufschrei. Er versuchte, sich aus der feuchten Falle zu befreien. Der Ghost ließ nicht los.

Dann spürte McGuane, wie sich etwas Kaltes, Hartes in seine Handfläche bohrte.

Der Griff wurde fester. McGuane keuchte vor Schmerz. Das Ding, das der Ghost in der Hand hatte, bohrte sich wie ein Bajonett in einen Nervenstrang. Die Umklammerung wurde noch fester. McGuane fiel auf ein Knie.

Der Ghost wartete, bis McGuane zu ihm aufsah. Die Blicke der beiden Männer trafen sich, und McGuane war sich sicher, dass seine Lunge zu Stein werden und die anderen Organe einfach der Reihe nach versagen würden. Der Ghost lockerte den Griff. Er drückte McGuane das spitze Ding in die Hand und schloss sie. Dann ließ er endlich los und trat zurück.

»Die Heimfahrt könnte ein bisschen einsam werden, Philip.«

McGuane keuchte: »Was soll denn das schon wieder heißen?«

Doch der Ghost drehte sich um und ging. McGuane senkte den Blick und öffnete seine Hand.

Darin lag Tanners goldener Ring und funkelte im Sonnenlicht.

Nach dem Treffen mit dem stellvertretenden Direktor Pistillo sprangen Squares und ich in den Bus. »Zu dir?«, fragte er.

Ich nickte.

»Erzähl«, sagte er.

Ich berichtete über mein Gespräch mit Pistillo.

Squares schüttelte den Kopf. »Albuquerque. Ein widerliches Kaff, Mann. Warst du schon mal da?«

»Nein.«

»Du bist mitten im Südwesten, aber irgendwie kommt einem da alles vor wie Pseudo-Südwesten. Als hätte Disney das Ganze nachgebaut.«

»Ich werd's mir merken, Squares, danke.«

»Wann ist Sheila da eigentlich hingefahren?«

»Weiß ich nicht«, sagte ich.

»Dann denk nach. Wo wart ihr letztes Wochenende?«

»Ich war bei meinen Eltern.«

»Und Sheila?«

»Angeblich in der Stadt.«

»Hast du sie angerufen?«

Ich überlegte. »Nein, sie hat mich angerufen.«

»Rufnummernanzeige?«

»Die Nummer war unterdrückt.«

»Kann jemand bestätigen, dass sie in der Stadt war?«

»Glaub ich nicht.«

»Sie könnte also in Albuquerque gewesen sein«, sagte Squares.

Ich dachte darüber nach. »Es gibt andere Erklärungen«, sagte ich.

»Zum Beispiel?«

»Dass die Fingerabdrücke alt sind.«

Squares runzelte die Stirn, ohne den Blick von der Straße abzuwenden.

»Vielleicht«, fuhr ich fort, »ist sie vor einem Monat, oder was weiß ich, vor einem Jahr in Albuquerque gewesen. Wie lange halten sich Fingerabdrücke eigentlich?«

»'ne ganze Weile, glaub ich.«

»Dann war's das vielleicht«, sagte ich. »Oder ihre Fingerabdrücke waren auf, na sagen wir, einem Möbelstück - einem Stuhl oder so - und diesen Stuhl hat jemand von New York nach New Mexico gebracht.«

Squares rückte seine Sonnenbrille zurecht. »Ist ziemlich weit hergeholt.«

»Aber nicht unmöglich.«

»Ja, schon. Aber warte, vielleicht hat sich auch jemand ihre Finger ausgeborgt. Klar, und sie übers Wochenende mit nach Albuquerque genommen.«

Ein Taxi schnitt uns. Wir bogen rechts ab und wären fast in eine Menschengruppe hineingefahren, die gut einen Meter vor dem Bordstein stand. New Yorker machen das immer so. Keiner wartet auf dem Gehweg, bis die Ampel grün wird. Sie stellen sich in den Rinnstein und riskieren ihr Leben, um irgendwie einen vermeintlichen Vorsprung rauszuschlagen.

»Du kennst Sheila doch«, sagte ich.

»Stimmt.«

Ich brachte die Worte nur schwer über die Lippen, doch was sollte ich machen? »Glaubst du wirklich, dass sie eine Mörderin ist?«

Squares schwieg. Eine Ampel wurde rot. Er bremste, und als der Wagen stand, sah er mich an.

»Das klingt jetzt schon wieder fast so wie damals bei deinem Bruder.«

»Ich sage nur, dass es auch noch andere Möglichkeiten gibt, Squares.«

»Und ich sage nur, dass du sie nicht mehr alle hast.«

»Soll heißen?«

»Scheiße, ein Stuhl? Ist das dein Ernst? Gestern Nacht hat Sheila geheult und dir gesagt, dass es ihr Leid tut - und puff, am Morgen ist sie verschwunden. Jetzt erzählt uns das FBI, ihre Fingerabdrücke wären am Tatort eines Mordes gefunden worden. Und was fällt dir dazu ein? Dämliche Stuhltransporte und längst vergangene Besuche.«

»Das heißt aber nicht, dass sie jemand umgebracht hat.«

»Es heißt«, sagte Squares, »dass sie irgendwas damit zu tun hat.«

Das musste ich erst einmal verarbeiten. Ich lehnte mich zurück und starrte aus dem Fenster ins Nichts.

»Fällt dir was dazu ein, Squares?«

»Absolut nicht.«

Wir fuhren weiter.

»Ich liebe sie, weißt du?«

»Ich weiß«, sagte Squares.

»Im besten Fall hat sie mich nur belogen.«

Er zuckte die Achseln. »Es gibt Schlimmeres.«

Ich überlegte. Ich dachte an unsere erste gemeinsame Nacht. Wir hatten im Bett gelegen, Sheilas Kopf auf meiner Brust, ihr Arm um mich geschlungen. Ich hatte eine ungeheure Zufriedenheit verspürt, alles war so friedlich gewesen, und die ganze Welt schien in Ordnung zu sein. Wir hatten einfach so dagelegen. Wie lange, weiß ich nicht mehr. »Keine Vergangenheit«, hatte sie leise, fast zu sich selbst, gesagt. Ich hatte sie gefragt, was sie damit sagen wollte. Sie hatte sich nicht gerührt, sondern den Kopf einfach mit abgewandtem Gesicht auf meiner Brust liegen lassen. Und sie hatte nicht geantwortet.

»Ich muss sie finden«, sagte ich.

»Ich weiß.«

»Willst du mir helfen?«

Squares zuckte die Achseln. »Ohne mich wirst du's kaum schaffen.«

»Das wäre also geklärt«, sagte ich. »Und womit fangen wir an?«

»Um ein altes Sprichwort zu zitieren«, sagte Squares, »bevor wir voranschreiten, müssen wir zurückschauen.«

»Das hast du dir gerade ausgedacht.«

»Stimmt.«

»Klingt aber ziemlich vernünftig.«

»Will?«

»Ja?«

»Das mag keine ganz neue Erkenntnis sein, aber wenn wir zurückschauen, könnte es sein, dass dir das, was wir da sehen, nicht gefällt.«

»Davon muss ich wohl ausgehen«, stimmte ich zu.

*

Squares setzte mich vor der Tür ab und fuhr zurück zum Covenant House. Ich betrat meine Wohnung und warf den Schlüsselbund auf den Tisch. Ich wollte schon Sheilas Namen rufen - nur um mich zu vergewissern, dass sie nicht nach Hause gekommen war -, aber die Wohnung wirkte so leer und verlassen, dass ich es bleiben ließ. Der Ort, den ich seit vier Jahren mein Zuhause nannte, kam mir irgendwie fremd vor. Alles wirkte schal und muffig, als wären die Räume seit langer Zeit unbewohnt.

Und was jetzt?

Das Beste war wohl, die Wohnung zu durchsuchen. Man braucht Anhaltspunkte, was auch immer das heißen sollte. Mir fiel allerdings sofort auf, wie spartanisch Sheila gelebt hatte. Sie

hatte sich über einfache, manchmal sogar scheinbar banale Dinge gefreut, und diese Haltung hatte auf mich abgefärbt. Sie hatte nur sehr wenige Besitztümer angesammelt. Für ihren Umzug hatten wir nur einen Koffer gebraucht. Sie war nicht arm - ich hatte ihre Kontoauszüge gesehen, und für Miete und Nebenkosten hatte sie mehr als ihren Anteil bezahlt -, aber sie gehörte zu den Menschen, die sich den Grundsatz »Eigentum ergreift Besitz von dir, nicht umgekehrt« zu Eigen gemacht hatten. Jetzt fragte ich mich, ob das stimmte oder ob Eigentum nicht so sehr Besitz von einem ergreift, sondern einem nicht vielmehr Halt gibt, so dass man dadurch irgendwo verwurzelt ist.

Mein Amherst-College-Sweatshirt in Größe XXL lag auf einem Stuhl im Schlafzimmer. Als ich es in die Hand nahm, spürte ich einen Stich in meiner Brust. Letzten Herbst waren wir zum Ehemaligentreffen an meiner alten Uni gewesen. Auf dem Campus gibt es einen Hügel, einen steilen Hang, der oben bei einem klassischen New-England-Geviert anfängt und zu einer weiten Ebene mit Sportplätzen abfällt. Die meisten Studenten nennen ihn in einem Anfall von Originalität den Hill.

Spätabends war ich mit Sheila Hand in Hand über den Campus gegangen. Wir hatten uns am *Hill* aufs weiche Gras gelegt, den Herbsthimmel betrachtet und uns stundenlang unterhalten. Ich weiß noch, wie ich dachte, dass ich noch nie eine solche Ruhe in mir verspürt hatte, so viel Frieden, Behaglichkeit und, ja, Lebensfreude. Während wir noch auf dem Rücken lagen, hatte Sheila mir dann die Hand auf den Bauch gelegt und sie, den Blick weiter auf die Sterne gerichtet, unter meinen Hosensbund geschoben. Ich hatte mich nur ein kleines bisschen zu ihr umgedreht und ihr ins Gesicht gesehen. Als ihre Finger, äh, auf die Goldader stießen, grinste sie verrückt.

»Machen wir's wie früher auf dem College«, hatte sie gesagt.

Na ja, vielleicht war ich nur geil wie ein alter Bock, aber in

diesem Augenblick, da am *Hill*, ihre Hand in meiner Hose, war mir zum ersten Mal etwas wirklich klar geworden, und ich hatte mit einer fast übernatürlichen Gewissheit erkannt, dass sie diejenige war, mit der ich den Rest meines Lebens verbringen wollte, dass die Schatten meiner ersten Geliebten, meiner einzigen Geliebten vor Sheila, die mich jahrelang verfolgt und andere vertrieben hatten, endlich verschwunden waren.

Ich betrachtete das Sweatshirt, und einen Moment lang meinte ich den Duft von Geißblatt und feuchtem Laub zu riechen.

Ich drückte es an mich und fragte mich zum x-ten Mal seit meinem Gespräch mit Pistillo: War das alles nur eine einzige Lüge gewesen?

Nein.

So etwas kann man nicht vortäuschen. Squares mochte Recht haben, dass in jedem Menschen Gewaltbereitschaft steckt. Aber eine Beziehung wie die unsere kann man sich nicht vorgaukeln.

Die Notiz lag noch auf dem Sideboard.

Ich werde dich immer lieben.

S

Das musste ich glauben. Ich war es Sheila schuldig. Ihre Vergangenheit war ihre Sache. Die ging mich nichts an. Egal was geschehen war, Sheila musste ihre Gründe gehabt haben. Sie liebte mich. So viel wusste ich. Meine Aufgabe war jetzt, sie zu finden, ihr zu helfen, ihr die Möglichkeit zu geben, wieder zurückzukommen ... ich weiß nicht ... zu uns.

Ich würde die Zweifel nicht die Oberhand gewinnen lassen.

Ich durchsuchte die Schubladen. Sheila hatte ein Bankkonto und eine Kreditkarte - so viel wusste ich jedenfalls. Doch ich

fand keine Unterlagen - keine alten Auszüge, keine Quittungen, kein Sparbuch, nichts. Wahrscheinlich hatte sie sie einfach weggeworfen.

Der Bildschirmschoner, die klassischen wandernden Linienmuster, verschwand, als ich die Maus bewegte. Ich loggte mich ein, wechselte in Sheilas Internet-Account und klickte auf Alte Mail. Nichts. Keine einzige. Komisch. Sheila ging nicht oft ins Netz - eigentlich sogar sehr selten -, aber nicht eine einzige alte E-Mail?

Ich klickte Eigene Dateien. Auch leer. Ich sah mir die Lesezeichen an. Wieder nichts. Ich prüfte die History. *Nada*.

Ich lehnte mich zurück und starrte den Monitor an. Ein Gedanke setzte sich tief hinten im Gehirn fest. Ich überlegte, ob dieses Vorgehen Verrat wäre. Egal. Squares hatte Recht. Man musste erst zurückschauen, um festzustellen, in welche Richtung man vorangehen sollte. Und er hatte auch Recht, dass mir das, was ich finden würde, womöglich nicht gefiel.

Ich loggte mich im riesigen Online-Telefonbuch von switchboard.com ein. Unter »Name« gab ich Rogers ein. Als Bundesstaat Idaho. Als Stadt Mason. Ihren Geburtsort kannte ich aus dem Anmeldeformular, das sie als Freiwillige bei Covenant House hatte ausfüllen müssen.

Es gab nur einen Eintrag. Ich schrieb die Telefonnummer auf einen Zettel. Ja, ich wollte Sheilas Eltern anrufen. Wenn wir schon zurückschauten, konnten wir auch gleich ganz vorn anfangen.

Ehe ich zum Hörer greifen konnte, klingelte das Telefon. Ich nahm ab und meine Schwester Melissa sagte: »Was machst du?«

Ich überlegte, wie ich es sagen sollte, und entschied mich dann für: »Ich muss hier dringend was klären.«

»Will«, sagte sie, und jetzt sprach die ältere Schwester aus ihr, »wie trauern um unsere Mutter.«

Ich schloss die Augen.

»Dad hat nach dir gefragt. Du musst herkommen.«

Ich sah mich in der muffigen, fremden Wohnung um. Kein Grund, hier zu bleiben. Und dann dachte ich an das Bild, das ich noch in der Tasche hatte - das Bild meines Bruders auf dem Berg.

»Bin schon unterwegs«, sagte ich.

*

Melissa begrüßte mich an der Tür und fragte: »Wo ist Sheila?«

Ich murmelte etwas von anderweitigen Verpflichtungen und ging ins Haus.

Heute hatten wir tatsächlich einen echten Besucher, der nicht zur Familie gehörte - einen alten Freund meines Vaters namens Lou Farley. Ich glaube, die beiden hatten sich seit mindestens zehn Jahren nicht mehr gesehen. Sie erzählten sich mit viel zu großer Begeisterung Geschichten aus einer viel zu lange vergangenen Zeit. Etwas über eine alte Softball-Mannschaft, und ich erinnerte mich dunkel an meinen Vater in einem dicken, kastanienbraunen Polyester-Trikot mit einem *Friendly's*-Eiscreme-Logo auf der Brust. Ich meinte das Kratzen der Stollen auf der Einfahrt zu hören, seine schwere Hand auf meiner Schulter zu spüren. Das war ewig her. Die beiden alten Männer lachten. Ich hatte meinen Vater seit Jahren nicht mehr lachen hören. Seine Augen waren feucht und blickten in weite Ferne. Meine Mutter hat ihn manchmal zu den Spielen begleitet. Ich sehe sie noch im ärmellosen Hemd mit braun gebrannten Armen auf der Tribüne sitzen.

Ich sah aus dem Fenster und hoffte immer noch, dass Sheila auftauchen und sich alles als ein einziges großes Missverständnis herausstellen würde. Zum Teil - zu einem großen Teil - verdrängte ich das Ganze einfach. Obwohl wir mit dem Tod meiner Mutter gerechnet hatten - Sunnys Krebserkrankung war,

wie oft in solchen Fällen, ein langsamer, stetiger Marsch in den Tod gewesen, bei dem am Ende alles ganz schnell ging -, hatte er mich doch irgendwie unvorbereitet erwischt. Ich war noch längst nicht bereit, das alles hinzunehmen.

Sheila.

Schon einmal hatte ich meine große Liebe verloren. Ich gebe zu, dass ich, was Herzensangelegenheiten angeht, eine altmodische Ader habe. Ich glaube an die große Liebe. Wir alle haben so eine erste Liebe. Als meine mich verließ, hinterließ sie ein Loch mitten in meinem Herzen. Lange dachte ich, davon würde ich mich nie wieder erholen. Aus diversen Gründen. So hatten wir zum Beispiel keinen richtigen Abschluss gefunden. Aber egal. Nachdem sie mich verlassen hatte - und genau das hatte sie getan -, war ich davon überzeugt gewesen, dass ich mich entweder mit einer anderen ... Unbedeutenderen ... zufrieden geben oder den Rest meines Lebens alleine bleiben musste.

Und dann war ich Sheila begegnet.

Ich dachte an die durchdringenden Blicke aus Sheilas grünen Augen. Ich dachte an ihr seidiges rotes Haar. Ich dachte daran, wie die anfängliche körperliche Anziehung - und sie war so enorm und überwältigend gewesen - alle Adern und Fasern meines Körpers durchflutet hatte. Ich hatte nur noch an sie gedacht. Ich hatte Schmetterlinge im Bauch gehabt.

Mein Herz hatte jedes Mal einen kleinen Hüpf gemacht, wenn ich sie wiedersah. Im Bus hatte Squares mich öfter unverhofft gegen die Schulter geknufft, wenn ich überhaupt nicht damit gerechnet hatte, weil ich wieder einmal geistig abwesend war - in Sheila-Land, wie Squares in Anspielung auf mein etwas debiles Grinsen scherzhaft anmerkte. Ich schwebte wie im Rausch durchs Leben. Wir kuschelten und sahen uns alte Spielfilme auf Video an, streichelten und neckten uns und versuchten, den Kampf zwischen warmer Bequemlichkeit und heißer

Erregung so lange wie möglich auszudehnen, bis, na ja, wozu hat der Videorekorder schließlich eine Pause-Taste?

Wir hielten Händchen. Wir machten lange Spaziergänge. Wir saßen im Park und zogen flüsternd über vorbeigehende Passanten her. Auf Partys stand ich gerne auf der anderen Seite des Zimmers und sah sie aus der Ferne an, beobachtete, wie sie ging, sich bewegte, sich mit anderen unterhielt, und wenn unsere Blicke sich trafen, durchlief uns ein kurzer Schauer und wir konnten uns ein laszives Lächeln nicht verkneifen.

Sheila hatte mich einmal gebeten, einen albernsten Fragebogen auszufüllen, den sie in einer Zeitschrift entdeckt hatte. Eine Frage lautete: Was ist die größte Schwäche Ihres/Ihrer Geliebten? Ich überlegte und schrieb: »Sie vergisst häufig ihren Regenschirm im Restaurant.« Sie freute sich und drängte mich trotzdem, mehr zu schreiben. Ich wies sie darauf hin, dass sie CDs von Boygroups und Abba hörte. Sie nickte feierlich und gelobte Besserung.

Wir hatten über alles geredet, außer über ihre Vergangenheit. Das kenne ich von der Arbeit her. Es hatte mich nicht sonderlich gestört. Im Nachhinein kam es mir etwas seltsam vor, aber damals hatte es unserer Beziehung vielleicht etwas - ich weiß nicht - etwas Geheimnisvolles verliehen. Und mehr noch - haben Sie bitte noch einmal Geduld mit mir -, es war auch so, als hätte es vor unserer gemeinsamen Zeit nichts gegeben. Keine Liebe, keine Partner, keine Vergangenheit - als wären wir erst an dem Tag, an dem wir uns kennen lernten, zur Welt gekommen.

Jaja, ich weiß.

Melissa saß neben meinem Vater. Ich sah beide im Profil. Sie sahen sich sehr ähnlich. Ich kam eher nach meiner Mutter. Ralph, Melissas Mann, kreiste um das Büfett. Er war ein typischer amerikanischer mittlerer Angestellter und trug kurzärmelige Hemden über Schläger-T-Shirts. Im Großen und Gan-

zen war er ein anständiger Kerl alter Schule, mit kräftigem Händedruck, blank polierten Schuhen, glänzenden Haaren und begrenzter Intelligenz. Niemals hätte er seine Krawatte gelockert, was gar nicht unbedingt daran lag, dass er verklemt wäre; er fühlte sich einfach nur dann wohl, wenn alles an seinem Platz war.

Mich verbindet nichts mit Ralph; ich muss allerdings zugeben, dass ich ihn auch nicht besonders gut kenne. Die beiden wohnen in Seattle und kommen fast nie zu Besuch. Trotzdem muss ich immer daran denken, wie Melissa in ihren wilden Jahren mit Jimmy McCarthy, dem schwarzen Schaf der Nachbarschaft, um die Häuser gezogen ist. Das Leuchten, das damals in ihren Augen gelegen hatte. Ihre Spontaneität und ihre unverschämte, oft ganz unangemessen komische Art. Ich weiß nicht, was mit ihr passiert ist; warum sie heute oft so verängstigt wirkt. Andere behaupten, sie wäre einfach reifer geworden. Ich glaube nicht, dass das alles ist. Ich glaube, da war noch was.

Melissa - wir haben sie damals nur Mel genannt - zwinkerte mir zu. Wir gingen ins Wohnzimmer. Ich griff in die Tasche und berührte das Foto von Ken.

»Ralph und ich fahren morgen früh wieder«, sagte sie.

»Kurzer Besuch«, sagte ich.

»Was soll das denn heißen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wir haben Kinder. Ralph muss zur Arbeit.«

»Okay«, sagte ich. »Nett, dass ihr überhaupt reingeschaut habt.«

Ihre Augen wurden groß. »Das ist gemein.«

Sie hatte Recht. Ich sah mich um. Ralph saß bei Dad und Lou Farley, der ein besonders zerfallenes Sloppy-Joe-Sandwich aß. Krautsalat hing ihm in den Mundwinkeln. Ich wollte mich entschuldigen, bekam es jedoch nicht über die Lippen. Mel war die

Älteste von uns. Sie war drei Jahre älter als Ken, fünf Jahre älter als ich. Nach Julies Tod war sie abgehauen. Anders konnte man es nicht ausdrücken. Sie floh mit ihrem neuen Ehemann und ihrem Baby ans andere Ende des Landes. Ein wenig verstand ich sie schon, gelegentlich packte mich aber doch die Wut, weil ich fand, dass sie uns im Stich gelassen hatte.

Wieder dachte ich an Kens Bild in meiner Tasche und traf eine schnelle Entscheidung. »Ich will dir was zeigen.«

Ich glaubte zu sehen, wie Melissa sich verspannte, als erwartete sie einen Tiefschlag, doch das kann auch Einbildung gewesen sein. Sie trug eine perfekte Susi-Hausfrau-Frisur, vorstadt-blond gesträhnt, schulterlang mit reichlich Festiger - wahrscheinlich genau so, wie Ralph es mochte. Mir kam die Frisur falsch vor, sie wollte einfach nicht zu ihr passen.

Wir gingen noch ein paar Schritte weiter, bis wir an die Tür zur Garage kamen. Ich drehte mich um. Mein Vater, Ralph und Lou Farley saßen immer noch in meinem Blickfeld.

Ich öffnete die Tür. Mel sah mich fragend an, folgte mir aber widerspruchslos. Wir traten auf den Zementboden in der kühlen Garage. Die Einrichtung war ganz im Frühamerikanische-Feuergefahr-Stil gehalten: rostige Farbdosen, schimmelige Pappkartons, Baseballschläger, alte Rattanmöbel, abgefahrene Reifen - alles wild im Raum verteilt, als hätte hier kürzlich eine Explosion stattgefunden. Der Boden war ölverschmiert, und es war so staubig, dass alles grau wirkte und man kaum Luft bekam. Noch immer hing ein Seil an der Decke. Mir fiel wieder ein, wie mein Vater damals etwas Platz frei geräumt und einen Tennisball an diesem Seil befestigt hatte, damit ich an meinem Baseball-Schwung arbeiten konnte. Unglaublich, dass es immer noch da hing.

Melissa sah mich an.

Ich wusste nicht, wie ich anfangen sollte.

»Sheila und ich haben gestern Moms Sachen durchgesehen«, sagte ich.

Ihre Augen wurden ein wenig schmaler. Ich wollte schon erklären, wie ich die Schubladen ausgeräumt und die eingeschweißten Geburtsanzeigen und das alte Programm angesehen hatte, in dem Mom die Titelrolle in der Little-Livingston-Aufführung von *Auntie Marne* gespielt hatte, und wie Sheila und ich in den alten Fotos versunken waren - erinnerst du dich noch an das mit König Hussein, Mel? -, aber das alles kam mir nicht über die Lippen.

Ohne ein weiteres Wort griff ich in die Tasche, zog das Foto heraus und zeigte es ihr.

Es ging ganz schnell. Melissa zuckte zurück, als hätte sie sich an dem Foto verbrannt. Sie atmete ein paar Mal tief durch und wandte sich ab. Ich trat einen Schritt auf sie zu, doch sie hob die Hand, um mich auf Abstand zu halten. Als sie wieder aufblickte, war ihr Gesicht absolut leer. Es zeigte keinerlei Überraschung. Keinen Schmerz, keine Freude. Nichts.

Wieder hielt ich das Bild hoch. Diesmal blinzelte sie nicht einmal.

»Das ist Ken«, sagte ich idiotischerweise.

»Das sehe ich, Will.«

»Mehr fällt dir dazu nicht ein?«

»Wie soll ich denn deiner Meinung nach reagieren?«

»Er lebt. Mom hat's gewusst. Sie hatte dieses Foto.«

Schweigen.

»Mel?«

»Er lebt«, sagte sie. »Ich hab's verstanden.«

Ihre Reaktion - beziehungsweise ihre fehlende Reaktion - machte mich sprachlos.

»Sonst noch was?«, fragte Melissa.

»Was ... sonst hast du nichts dazu zu sagen?«

»Was soll ich dazu noch sagen, Will?«

»Ach ja, richtig, ich hatte vergessen, du musst ja zurück nach Seattle.«

»Genau.«

Sie wich zurück.

Wieder packte mich die Wut. »Verrat mir eins, Mel. Hat es geholfen, wegzulaufen?«

»Ich bin nicht weggelaufen.«

»Blödsinn«, widersprach ich.

»Ralph hat da einen Job gekriegt.«

»Klar.«

»Wie kommst du eigentlich dazu, dir ein Urteil über mich zu erlauben?«

Ich musste daran denken, wie wir drei am Motel-Pool in der Nähe von Cape Cod stundenlang Marco Polo gespielt hatten. Ich dachte an die Zeit, als Tony Bonoza Gerüchte über Mel verbreitet hatte, und wie Ken rot geworden war, als sie ihm zu Ohren kamen, und er auf Bonoza losgegangen war, obwohl der zwei Jahre älter und zehn Kilo schwerer gewesen war.

»Ken lebt«, sagte ich.

Ihre Stimme klang flehentlich. »Und was soll ich damit jetzt anfangen?«

»Du tust, als wäre das ganz egal.«

»Ist es ja vielleicht auch.«

»Was soll das denn heißen?«

»Ken gehört nicht mehr zu unserem Leben.«

»Er ist dein Bruder.«

»Ken hat sich entschieden.«

»Und damit ist er für dich gestorben?«

»Wäre das nicht das Beste?« Sie schloss die Augen und schüttelte den Kopf.

Ich wartete. »Vielleicht bin ich abgehauen, Will. Aber du

auch. Wir hatten die Wahl. Entweder war unser Bruder tot, oder er war ein brutaler Killer. So oder so, ja, für mich ist er gestorben.«

Ich hielt das Foto wieder hoch. »Wir wissen doch gar nicht, ob er schuldig ist.«

Melissa sah mich an, und plötzlich war sie wieder die große Schwester. »Ach komm, Will. Das weißt du doch besser.«

»Er hat uns beschützt. Als wir klein waren. Er hat auf uns aufgepasst. Er hat uns geliebt.«

»Und ich habe ihn auch geliebt. Aber ich habe ihn trotzdem realistisch gesehen. Gewalt hat ihn angezogen, Will. Das weißt du auch. Ja, er ist für uns eingetreten. Aber meinst du nicht, dass er das auch deshalb getan hat, weil er Spaß daran hatte? Du weißt, dass er in irgendeine dubiose Geschichte verwickelt war, als er gestorben ist.«

»Deswegen ist er noch lange kein Mörder.«

Wieder schloss Melissa die Augen. Ich sah, wie sie versuchte, all ihre Kraft zusammenzunehmen. »Verdammt noch mal, Will, dann erklär mir mal, was er in dieser Nacht getan hat.«

Unsere Blicke begegneten sich. Ich antwortete nicht. Mir war kalt.

»Vergiss den Mord, ja.' Wieso hat Ken es mit Julie Miller getrieben?«

Ihre Worte trafen mich mitten ins Herz. Als ich schließlich wieder sprechen konnte, sagte ich mit dünner Stimme: »Wir hatten uns über ein Jahr vorher getrennt.«

»Willst du mir erzählen, dass du über eure Beziehung weggekommen warst?«

»Ich ... sie war frei. Er war frei. Es gab keinen Grund ...«

»Er hat dich betrogen, Will. Gesteh dir das endlich ein. Er hat mit der Frau geschlafen, die du geliebt hast. Was ist das für ein Bruder?«

»Wir hatten uns getrennt«, stammelte ich. »Ich hatte kein Anrecht auf sie.«

»Du hast sie geliebt.«

»Das hat damit nichts zu tun.«

Sie sah mich weiter an. »Und wer läuft jetzt weg?«

Ich taumelte zurück und sackte auf die Zementstufen. Ich schlug die Hände vors Gesicht. Ich versuchte, mich zusammenzureißen. Es dauerte eine Weile. »Trotzdem ist er dein Bruder.«

»Und was soll ich jetzt tun? Ihn suchen? Ihn der Polizei übergeben? Ihm helfen, sich versteckt zu halten? Oder was?«

Ich wusste keine Antwort.

Melissa stieg über mich hinweg und öffnete die Tür zum Wohnzimmer. »Will?«

Ich sah sie an.

»Das ist nicht mehr mein Leben. Tut mir Leid.«

Dann sah ich sie, wie sie als Teenager mit hochtoupierten Haaren, nach Kaugummi riechend auf dem Bett vor sich hin plapperte. Ken und ich saßen auf dem Fußboden und rollten die Augen. Ich erinnerte mich an ihre Körpersprache.

Wenn Mel auf dem Bauch lag, die Füße in die Luft gestreckt, erzählte sie von Jungs, Partys und ähnlichem Unsinn. Wenn sie aber auf dem Rücken lag und zur Decke starrte, sprach sie über ihre Träume. Ich dachte an ihre Träume. Ich dachte daran, dass kein einziger in Erfüllung gegangen war.

»Ich liebe dich«, sagte ich.

Und als hätte sie meine Gedanken gelesen, fing Melissa an zu weinen.

Die erste Liebe vergisst man nie. Meine wurde ermordet.

Julie Miller und ich sind uns begegnet, als ihre Familie in

meinem ersten Jahr auf der Livingston High School in die Cod-dington Terrace zog. Zwei Jahre später wurden wir ein Paar. Wir waren zusammen auf dem Junior- und dem Senior-Abschlussball der High School. Wir wurden zum Paar des Jahrgangs gewählt. Man sah uns fast nie allein.

Das einzig Überraschende an unserer Trennung war ihre Vorhersehbarkeit. Wir gingen auf verschiedene Colleges, waren jedoch überzeugt, dass unsere Beziehung stark genug war, die Distanz zu überstehen. Daraus wurde nichts, obwohl sie länger hielt als die meisten anderen. Im dritten College-Jahr rief Julie mich an und sagte, sie wollte ungebunden sein und habe schon angefangen, mit einem Studenten in seinem letzten Jahr namens - das ist kein Witz - Buck auszugehen.

Ich hätte darüber hinwegkommen müssen. Ich war jung, und dies war wirklich kein besonders ungewöhnlicher Übergangsritus. Wahrscheinlich hätte es auch geklappt. Mit der Zeit. Ich hatte auch andere Verabredungen. Es dauerte eine Weile, aber schließlich akzeptierte ich die Realität. Die örtliche und zeitliche Distanz halfen mir dabei.

Doch dann war Julie umgekommen, und es kam mir vor, als hätte ein Teil meines Herzens sich nie aus der Umklammerung der Toten lösen können.

Bis Sheila kam.

*

Meinem Vater zeigte ich das Bild nicht.

Gegen zehn Uhr abends kam ich zurück in meine Wohnung. Sie war immer noch leer, muffig und fremd. Keine Nachrichten auf dem Anrufbeantworter. Wenn das Leben ohne Sheila so aussah, wollte ich nichts damit zu tun haben.

Auf dem Schreibtisch lag noch der Zettel mit der Telefonnummer ihrer Eltern. Wie groß war die Zeitverschiebung nach

Idaho? Eine Stunde? Oder zwei? Ich wusste es nicht mehr. Aber dann musste es da entweder acht oder neun Uhr abends sein.

Noch nicht zu spät, um anzurufen.

Ich ließ mich in den Sessel fallen und starrte das Telefon an, als könnte es mir die Entscheidung abnehmen. Doch es weigerte sich. Ich nahm den Zettel. Als ich Sheila gesagt hatte, sie solle ihre Eltern anrufen, war sie leichenblass geworden. Das war gestern gewesen. Erst gestern. Ich überlegte, was ich jetzt tun sollte, und mein erster - mein allererster - Gedanke war, dass ich meine Mutter fragen könnte, dass sie schon wissen würde, was man in einer solchen Situation tat.

Eine neue Welle von Trauer brach über mich herein.

Doch dann wusste ich, dass ich etwas tun musste. Irgendetwas. Und Sheilas Eltern anzurufen war das Einzige, was mir einfiel.

Nach dem dritten Klingeln antwortete eine Frauenstimme:
»Hallo?«

Ich räusperte mich. »Mrs Rogers?«

Es entstand eine kurze Pause. »Ja.«

»Mein Name ist Will Klein.«

Ich wartete, um festzustellen, ob ihr der Name irgendetwas sagte. Wenn, dann ließ sie sich nichts anmerken.

»Ich bin ein Freund Ihrer Tochter.«

»Welcher Tochter?«

»Sheila«, sagte ich.

»Verstehe«, sagte die Frau. »Ich habe gehört, dass sie in New York sein soll.«

»Ja«, sagte ich.

»Rufen Sie von dort an?«

»Ja.«

»Was kann ich für Sie tun, Mr Klein?«

Eine gute Frage. Ich wusste es selbst nicht recht, also fing ich

mit dem Naheliegendsten an. »Haben Sie eine Ahnung, wo sie ist?«

»Nein.«

»Sie haben nicht mit ihr gesprochen?«

Mit müder Stimme sagte sie: »Ich habe seit Jahren nicht mit Sheila gesprochen.«

Ich öffnete den Mund, schloss ihn wieder, suchte nach einem gangbaren Weg, blieb jedoch immer wieder an irgendwelchen Hindernissen hängen. »Wissen Sie, dass sie vermisst wird?«

»Die Behörden haben sich mit uns in Verbindung gesetzt, ja.«

Ich nahm den Hörer in die andere Hand und hob ihn ans andere Ohr. »Konnten Sie ihnen weiterhelfen?«

»Weiterhelfen?«

»Haben Sie irgendeine Ahnung, wo sie sein könnte? Wohin sie vielleicht geflohen ist? Kennen Sie einen Freund oder Verwandten, der ihr eventuell helfen würde?«

»Mr Klein?«

»Ja.«

»Sheila ist schon lange aus meinem Leben verschwunden.«

»Warum?«

Ich platzte einfach damit heraus. Natürlich rechnete ich mit einer Zurückweisung, dachte, sie würde mir klar und deutlich sagen, dass mich das nichts angehe. Aber sie verfiel einfach wieder in ein langes Schweigen. Ich versuchte, zu warten, bis sie etwas sagte, doch darin war sie besser als ich.

»Es ist nur ...«, hörte ich mich stammeln, »... sie ist so ein wunderbarer Mensch.«

»Sie sind nicht nur ein Freund, stimmt's, Mr Klein?«

»Ja.«

»Die Behörden haben gesagt, dass Sheila mit einem Mann zusammengelebt hat. Ich nehme an, das sind Sie?«

»Wir sind seit etwa einem Jahr zusammen«, sagte ich.

»Hört sich an, als würden Sie sich Sorgen um sie machen.«

»Ja, so ist es.«

»Dann lieben Sie sie?«

»Sehr.«

»Aber Sheila hat Ihnen nie etwas über ihre Vergangenheit erzählt.«

Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte, obwohl sie natürlich Recht hatte. »Das verstehe ich jetzt nicht«, erwiderte ich.

»Ach, so ist das auch nicht«, entgegnete sie. »Ich versteh es ja selber nicht.«

Mein Nachbar suchte sich genau diesen Moment aus, um seine neue Stereoanlage auszuprobieren. Die Wände erbebtten unter dem Bass. Da ich das schnurlose Telefon genommen hatte, konnte ich ins Nebenzimmer gehen.

»Ich möchte ihr helfen«, sagte ich.

»Darf ich Sie was fragen, Mr Klein?«

Bei ihrem Tonfall umklammerte ich den Hörer fester.

»Der FBI-Agent, der bei uns war«, fuhr sie fort, »hat gesagt, man weiß nichts über sie.«

»Über wen?«, fragte ich.

»Über Carly«, sagte Mrs Rogers. »Wo sie ist.«

Ich war verwirrt. »Wer ist Carly?«

Es entstand eine lange Pause. »Darf ich Ihnen einen Rat geben, Mr Klein?«

»Wer ist Carly?«, fragte ich noch einmal.

»Leben Sie Ihr Leben weiter. Vergessen Sie, dass Sie meiner Tochter je begegnet sind.«

Dann legte sie auf.

Ich holte mir eine Flasche Brooklyn-Lager aus dem Kühlschrank, öffnete die Glastür und trat auf das hinaus, was der Makler hochfliegend als »Balkon« bezeichnet hatte. Er war ungefähr so groß wie eine Babywiege. Eine Person, vielleicht sogar zwei, fanden darauf Platz, wenn sie ganz still standen. Natürlich passte kein Stuhl darauf, und da er sich im zweiten Stock befand, war auch die Aussicht nicht überragend. Aber ich mochte die frische Nachtluft und stand gerne hier.

Nachts ist New York hell erleuchtet und schimmert in einem etwas unwirklichen Blauschwarz. Die Stadt soll ja angeblich niemals schlafen, aber angesichts dieser Straße musste man darauf schließen, dass sie zwischendurch doch immer mal ein längeres Nickerchen machte. Die Autos parkten Stoßstange an Stoßstange am Bordstein - sie schienen um die Positionen zu rangeln, in denen die Besitzer sie verlassen hatten. Nachtgeräusche pulsierten und summten. Ich hörte Musik. Ich hörte das Klappern aus der Pizzeria gegenüber. Ich hörte das gleichmäßige Rauschen vom West Side Highway. Manhattans - hier jetzt recht leises - Schlaflied.

Mein Hirn war benebelt. Ich wusste nicht, was los war. Ich wusste nicht, was ich als Nächstes tun sollte. Mein Anruf bei Sheilas Mutter hatte mehr Fragen aufgeworfen, als er beantwortet hatte.

Melissas Worte schmerzten noch immer, aber es war doch ein interessanter Punkt zur Sprache gekommen: Was wollte ich mit der Erkenntnis anfangen, dass Ken am Leben war?

Ich wollte ihn natürlich wiedersehen.

Ich wollte ihn sogar unbedingt sehen. Aber spielte das eine Rolle? Auch wenn ich weder Detektiv noch der Sache gewach-

sen war. Wenn Ken gefunden werden wollte, würde er zu mir kommen. Wenn ich nach ihm suchte, konnte das nur in eine Katastrophe führen.

Und womöglich hatte ich auch andere Prioritäten.

Erst war mein Bruder abgehauen. Jetzt löste sich meine Freundin in Luft auf. Ich runzelte die Stirn. Nur gut, dass ich keinen Hund hatte.

Ich sah ihn, als ich die Flasche zum Mund führte.

Er stand an der etwa fünfzig Meter entfernten Straßenecke. Er trug einen Trenchcoat und etwas, das durchaus ein Filzhut sein konnte. Er hatte die Hände in den Taschen. Sein Gesicht leuchtete vor dem dunklen Hintergrund - es wirkte gleichförmig und zu rund. Ich konnte die Augen nicht erkennen, wusste aber, dass er mich ansah. Ich spürte seinen Blick auf mir. Er war fühlbar.

Der Mann bewegte sich nicht.

Es waren nicht viele Fußgänger unterwegs, aber die paar, die man auf der Straße sah, *bewegten* sich wenigstens. Das war typisch für New Yorker. Sie bewegten sich. Sie gingen. Sie gingen schnell und entschlossen. Selbst wenn sie an einer Ampel warteten oder ein Auto vorbeifahren ließen, wippten sie auf und ab. Sie waren immer auf dem Sprung. New Yorker bewegten sich. Sie fanden keine Ruhe.

Dieser Mann jedoch stand da wie eine Salzsäule. Und er starrte mich an. Ich blinzelte mehrmals. Er war immer noch da. Ich wandte mich ab und sah dann wieder hin. Er stand immer noch reglos da. Und das war noch nicht alles.

Er kam mir irgendwie bekannt vor.

Ich wollte es nicht auf die Spitze treiben. Wir waren ziemlich weit voneinander entfernt, es war Nacht, und meine Augen sind nicht die besten, schon gar nicht nachts bei Straßenbeleuchtung. Aber meine Nackenhaare stellten sich auf, wie bei einem Hund, der Gefahr wittert.

Ich beschloss, seinem Blick standzuhalten und zu sehen, wie er reagierte. Er rührte sich nicht. Ich weiß nicht, wie lange wir so verharreten. Ich spürte, wie meine Finger einschliefen. Meine Gliedmaßen wurden kalt, aber irgendwie sammelte ich tief im Innersten Kraft. Ich wandte den Blick nicht ab. Ebenso wenig wie das runde Gesicht.

Das Telefon klingelte.

Ich musste mich zwingen, mich abzuwenden. Meine Uhr zeigte fast elf. Ziemlich spät für einen Anruf. Ohne noch einen Blick zurückzuwerfen, ging ich ins Wohnzimmer und nahm den Hörer ab.

Squares sagte: »Müde?«

»Nein.«

»Wollen wir einen kleinen Ausflug machen?«

Er war heute Nacht mit dem Bus unterwegs. »Hast du was rausgekriegt?«

»Hol mich am Studio ab. In einer halben Stunde.«

Er legte auf. Ich trat wieder auf den Balkon und sah auf die Straße. Der Mann war weg.

Die Yogaschule hieß einfach Squares. Natürlich machte ich mich darüber lustig. Squares war zu einer Ein-Wort-Marke geworden, wie Cher oder Fabio. Die Schule oder das Studio, wie immer man es nennen will, befand sich in einem sechsstöckigen Gebäude am University Place in der Nähe des Union Square. Die Anfänge waren bescheiden gewesen. Die Schule hatte in glücklicher Vergessenheit um ihr Überleben gekämpft. Dann »entdeckte« eine gewisse Prominente, ein großer Popstar, den Sie nur zu gut kennen, Squares. Sie erzählte ihren Freunden von ihm. Ein paar Monate später brachte *Cosmopolitan* eine Reportage. Dann *Elle*. Irgendwann hat ein großer Infomercial-Ver-

trieb Squares um ein Video gebeten. Squares, der immer bereit war, sein Letztes zu geben, lieferte das Gewünschte. Der Yoga *Squared Workout* - der Name ist geschützt - begann seinen Siegeszug. Hey, für die Aufnahmen hatte Squares sich sogar rasiert.

Der Rest ist Geschichte.

Plötzlich konnte keine gesellschaftliche Zusammenkunft in Manhattan oder den Hamptons sich mehr »Event« nennen, ohne dass jedermanns Lieblings-Fitness-Guru zugegen war. Squares schlug die meisten Einladungen aus, lernte jedoch schnell, wie man Kontakte knüpft. Er hatte kaum noch Zeit zum Unterrichten. Wenn man einen Kurs besuchen will, selbst wenn er von seinen unerfahrensten Praktikanten geleitet wird, muss man sich mindestens zwei Monate im Voraus anmelden. Squares nimmt fünfundzwanzig Dollar pro Sitzung. Er hat vier Studios. In das kleinste passen fünfzig Schüler. In das größte fast zweihundert. Er hat vierundzwanzig Lehrer, die abwechselnd unterrichten. Als ich jetzt zum Studio kam, war es halb zwölf, und noch immer liefen drei Kurse.

Sie können sich's selbst ausrechnen.

Im Treppenhaus hörte ich die durchdringenden Klänge von Sitar-Musik, unterlegt mit dem Plätschern eines Wasserfalls, eine Geräusch-Gemengelage, die ich als so wohltuend empfinde wie das Geschrei einer Katze, der man eine Ladung Schrot verpasst hat. Zuerst stößt man auf den Geschenkladen, in dem Weihrauch, Bücher, Lotionen, Tonbandkassetten, Videos, CD-ROMs, DVDs, Kristalle, Perlen, Ponchos und Batikkleidung angeboten werden. Hinter dem Verkaufstresen standen zwei magersüchtige, schwarz gekleidete Mittzwanziger, deren ganzes Erscheinungsbild nach Müsli roch. Die ewige Jugend. Wartet nur. Ein Männchen und ein Weibchen, was nicht ganz einfach festzustellen war. Ihre Stimmen bewegten sich am Rande der Überheblichkeit - wie bei Küchenchefs eines angesagten neuen Res-

taurants. In ihren Piercings - und sie hatten viele - trugen sie Silber und Türkise.

»Hi«, sagte ich.

»Ziehen Sie bitte Ihre Schuhe aus«, sagte das mutmaßliche Männchen.

»Okay.«

Ich streifte sie ab.

»Und Sie sind?«, fragte das mutmaßliche Weibchen.

»Hier, um Squares abzuholen. Ich bin Will Klein.«

Der Name sagte ihnen nichts. Sie mussten neu sein. »Haben Sie einen Termin bei Yogi Squares?«

»Yogi Squares?«, wiederholte ich.

Sie starrten mich an.

»Sagen Sie«, fragte ich, »sind Yogi Squares klüger als andere Squares?«

Die Kiddies lachten nicht. Überraschung. Sie tippte etwas in den Computer. Beide betrachteten den Monitor mit gefurchten Stirnen. Er nahm den Telefonhörer ab und wählte. Die Sitar-Musik plärrte. Ich merkte, wie sich in meinem Kopf gewaltige Schmerzen zusammenbrauten.

»Will?«

Die wunderbare Wanda kam mit hoherhobenem Kopf, herausgestreckter Brust und einem Blick, dem nichts entging, im engen Gymnastikanzug ins Zimmer gerauscht. Sie war Squares' leitende Lehrerin und seine Geliebte. Die beiden waren seit drei Jahren zusammen. Der Anzug war lavendelfarben und saß perfekt. Wanda bot einen atemberaubenden Anblick - groß, feingliedrig und geschmeidig, unbeschreiblich schön und schwarz. Ja, schwarz. Die Ironie war uns, die wir Squares' - entschuldigen Sie das Wortspiel - bunt bewegte Vergangenheit kannten, durchaus bewusst.

Sie schlang die Arme um mich, und diese Umarmung war so

warm wie ein Kaminfeuer. Ich wünschte mir, sie würde nie aufhören.

»Wie geht's, Will«, fragte sie leise.

»Besser.«

Sie trat einen Schritt zurück und musterte mich eindringlich, um zu sehen, ob ich sie belog. Sie war bei dem Begräbnis meiner Mutter gewesen. Squares und sie hatten keine Geheimnisse voreinander. Squares und ich hatten keine Geheimnisse voreinander. Wie bei einem mathematischen Beweis konnte man daraus schließen, dass auch wir beide keine Geheimnisse voreinander hatten.

»Sein Kurs ist gleich zu Ende«, sagte sie. »Pranayama-Atmung.«

Ich nickte.

Sie legte den Kopf schräg, als wäre ihr gerade etwas eingefallen. »Hast du noch einen Augenblick Zeit für mich?« Es sollte beiläufig klingen, was ihr aber nicht ganz gelang.

»Klar«, erwiderte ich.

Sie schritt - Wanda bewegte sich so elegant, dass man es nicht als Gehen bezeichnen konnte - den Flur entlang. Ich folgte ihr, die Augen auf der Höhe ihres schlanken Nackens. Wir kamen an einem so großen und reich verzierten Brunnen vorbei, dass ich schon einen Penny hineinwerfen wollte. Ich warf einen Blick in eins der Studios. Bis auf die schweren Atemgeräusche herrschte absolute Stille. Es sah aus wie in einem Film. Wunderschöne Menschen - ich weiß nicht, wo Squares all die schönen Menschen herbekam - saßen eng gedrängt Seite an Seite in Kriegerposen, mit gleichmütig leeren Gesichtern, die Hände ausgebreitet und die Knie in einem 90°-Winkel.

Wandas und Squares' gemeinsames Büro lag rechts vom Flur. Sie ließ sich auf einem Stuhl nieder, als wäre er aus Schaumstoff, und kreuzte die Beine zum Lotussitz. Ich setzte mich ihr ganz

normal gegenüber. Erst schwieg sie kurz. Sie hatte die Augen geschlossen und versuchte, sich zu entspannen. Ich wartete.

»Ich hab dir noch nichts davon erzählt«, sagte sie.

»Okay.«

»Ich bin schwanger.«

»Hey, das ist ja fantastisch.« Ich wollte aufstehen und sie mit einer Umarmung beglückwünschen.

»Squares kommt damit nicht gut klar.«

Ich blieb sitzen. »Wie meinst du das?«

»Er tickt aus.«

»Wieso?«

»Du hast nichts davon gewusst, oder?«

»Stimmt.«

»Er erzählt dir alles, Will. Er weiß es seit einer Woche.« Ich verstand, was sie meinte.

»Wahrscheinlich wollte er nichts sagen«, meinte ich, »wegen meiner Mutter und so.«

Sie warf mir einen durchdringenden Blick zu und sagte: »Lass das.«

»Ja, 'tschuldigung.«

Sie wandte den Blick ab. Die glatte, kühle Fassade hatte Risse bekommen. »Ich dachte, er würde sich freuen.«

»Und das tut er nicht?«

»Ich glaube, er möchte, dass ich es ...«, ihr schienen die Worte zu fehlen, »... wegmache.«

Das hätte mich fast umgehauen. »Das hat er gesagt?«

»Er hat gar nichts gesagt. Er fährt Extraschichten im Bus. Und er gibt mehr Kurse.«

»Er geht dir aus dem Weg.«

»Ja.«

Ohne Klopfen wurde die Bürotür geöffnet. Squares steckte seine unrasierte Visage durch den Spalt. Er lächelte Wanda

flüchtig zu. Sie wandte sich ab. Squares streckte mir den erhobenen Daumen entgegen. »Lassen wir's krachen.«

*

Wir schwiegen, bis wir in der sicheren Abgeschiedenheit des Busses angekommen waren.

Squares begann: »Sie hat's dir gesagt.«

Es war ein Statement, keine Frage, also sparte ich mir die Antwort.

Er steckte den Schlüssel in die Zündung. »Kein Wort darüber«, sagte er.

Noch so ein Statement, das keiner Antwort bedurfte.

Der Covenant-House-Bus fährt direkt in die Eingeweide der Großstadt. Viele unserer Jugendlichen kommen zu uns an die Tür. Viele andere werden in diesem Bus gerettet. Die Arbeit der Streetworker besteht darin, eine Verbindung zwischen der Einrichtung und den dreckigen Schattenseiten der Metropole zu schaffen - sie sollen auf die jugendlichen Ausreißer zugehen, auf die Straßenkinder, auf diejenigen, die man oft als Abschaum der Gesellschaft betrachtet. Ein Jugendlicher, der auf der Straße lebt, ist so etwas Ähnliches wie - bitte entschuldigen Sie den Vergleich - Unkraut. Je länger er auf der Straße lebt, desto schwieriger wird es, ihn mitsamt der Wurzel auszureißen.

Wir verlieren viele dieser Kids. Mehr als wir retten. Und vergessen Sie den Unkraut-Vergleich. Er ist dumm, weil er unterstellt, dass wir etwas Schlechtes loswerden und etwas Gutes bewahren. Eigentlich passiert genau das Gegenteil. Sagen wir besser so: Die Straße ist wie Krebs. Früherkennung und Prävention sind der Schlüssel zu einem langen Leben.

Auch nicht viel besser, aber Sie verstehen schon, was ich meine.

»Das FBI hat übertrieben«, sagte Squares.

»Inwiefern?«

»Sheilas Vorstrafen.«

»Und weiter?«

»Die Festnahmen. Ist alles lange her. Soll ich's dir erzählen?«

»Ja.«

Wir kamen in die finsternen Gegenden. Der Straßenstrich der Stadt war immer in Bewegung. Am Lincoln-Tunnel und am Jarvis Center sind die Huren häufig zu finden; in letzter Zeit haben die Bullen da allerdings ziemlich hart durchgegriffen. Weitere Säuberungsaktionen. Die Nutten sind dann nach Süden in den Meatpacking-District an der 18th Street und in die hintere West Side ausgewichen. Heute waren sie in Massen auf der Straße.

Squares nickte in ihre Richtung. »Jede von denen hätte Sheila sein können.«

»Sie war auf dem Straßenstrich?«

»Eine Ausreißerin aus dem Mittleren Westen. Raus aus dem Bus, rein ins pralle Leben.«

Ich hatte das zu oft gesehen, als dass es mich schockiert hätte. Aber hier ging es nicht um irgendeine Fremde oder ein Mädchen von der Straße, das am Ende war. Es ging um die faszinierendste Frau, die je in mein Leben getreten war.

»Ist lange her«, sagte Squares, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Als sie sie das erste Mal verhaftet haben, war sie erst sechzehn.«

»Prostitution?«

Er nickte. »Und aus demselben Grund in den nächsten achtzehn Monaten auch noch dreimal. Laut Vorstrafenregister hat sie für einen Zuhälter namens Louis Castman gearbeitet. Beim letzten Mal hatte sie fünfzig Gramm Stoff und ein Messer dabei. Sie wollten sie wegen Drogenhandel und bewaffneten Raubüberfall verknacken, aber die Anklage wurde fallen gelassen.«

Ich sah aus dem Fenster. Die Nacht war grau und verwaschen. Man sieht so viel Übles auf diesen Straßen. Wir arbeiten hart daran, ein bisschen Abhilfe zu schaffen. Ich weiß, dass wir Erfolg haben. Ich weiß, dass wir viele aus diesem Leben herausholen. Aber ich weiß auch, dass sie das, was hier geschieht, ihr Leben in dieser pulsierenden Jauchegrube der Nacht, nie vergessen können. Es ist nun mal passiert. Sie können versuchen, diese Erlebnisse zu verarbeiten. Sie können weiterleben. Doch der Schaden ist nicht mehr zu beheben.

»Wovor hast du Angst?«, fragte ich ihn.

»Kein Wort darüber.«

»Du liebst sie. Sie liebt dich.«

»Und sie ist schwarz.«

Ich sah ihn an und wartete. Ich wusste, dass er damit nicht das Naheliegende meinte. Er war nicht rassistisch. Aber es ist, wie ich es gesagt habe. Der Schaden ist irreparabel. Ich hatte die Spannung zwischen ihnen gesehen. Sie war zwar längst nicht so stark wie ihre Liebe, aber sie war doch da.

»Du liebst sie«, wiederholte ich.

Er fuhr weiter.

»Vielleicht war das am Anfang ein zusätzlicher Reiz«, sagte ich. »Aber es geht nicht mehr um deine Läuterung. Jetzt liebst du sie.«

»Will?«

»Ja.«

»Schluss.«

Plötzlich riss Squares den Bus nach rechts. Die Scheinwerferkegel erfassten die Kinder der Nacht. Sie stoben nicht wie Ratten auseinander, sondern starnten uns vielmehr stumm an und zuckten kaum mit der Wimper. Squares kniff die Augen zusammen, hatte seine Beute ausgemacht und hielt an.

Schweigend stiegen wir aus. Die Kids musterten uns mit lee-

ren Blicken. Ich erinnerte mich an Fantines Zeile aus *Les Misérables* - dem Musical, ich weiß nicht, ob sie auch im Buch steht: »Spürst du's nicht? Du legst dich auf ein kaltes totes Tier.«

Vor uns standen Mädchen und Jungen, Transvestiten und Transsexuelle. Ich habe hier draußen jede erdenkliche Perversion gesehen, außer - und hier wird man mir sicher Sexismus vorwerfen - Kundinnen. Ich will nicht behaupten, dass Frauen sich keinen Sex kaufen. Ganz bestimmt nicht. Aber offenbar streifen sie dazu nicht durch die Straßen. Die Kunden auf dem Straßenstrich, die Freier, sind immer Männer. Sie suchen nach drallen und nach hageren Frauen, nach jungen, alten, normalen und zum Teil nach unglaublich abartigen Frauen, nach großen Männern, nach kleinen Jungs, Tieren und Gott weiß was. Einige Männer haben sogar Frauen dabei, schleppen ihre Freundin oder Ehefrau mit ins Getümmel. Doch die Kunden auf diesen Nebenwegen sind alle Männer.

Trotz all des Geredes über den unglaublichen Kick, den man sich hier abholen kann, kommen die meisten dieser Männer doch nur, um einen gewissen ... Akt zu kaufen. Er soll an ihnen vollzogen werden und kann leicht in einem parkenden Auto stattfinden. Das ist eigentlich für beide von Vorteil. Erstens ist es bequem. Man spart Geld und Zeit für die Zimmersuche. Die Sorge um Geschlechtskrankheiten entfällt zwar nicht ganz, ist aber doch gemindert. Schwangerschaft ist kein Thema. Man braucht sich nicht einmal ganz auszuziehen ...

Ich erspare Ihnen die weiteren Einzelheiten.

Die Veteranen der Straße — damit meine ich alle über achtzehn - begrüßten Squares herzlich. Sie kannten ihn. Sie mochten ihn. Meine Anwesenheit machte sie etwas argwöhnisch. Es war eine ganze Weile her, seit ich das letzte Mal an der Front gewesen war. Trotzdem erkannten mich einige der alten Hasen, und irgendwie freute ich mich, sie zu sehen.

Squares ging auf eine Prostituierte namens Candi zu, aber ich war mir ziemlich sicher, dass das nicht ihr richtiger Name war. So leicht machte man mir nichts vor. Sie deutete mit dem Kinn auf zwei zitternde Mädchen in einem Hauseingang. Ich sah sie an. Die beiden waren höchstens sechzehn, und ihre Gesichter waren bemalt wie die von kleinen Mädchen, die Mamis Schminkkoffer gefunden hatten. Das Herz wurde mir schwer. Sie trugen ultrakurze Shorts, Stiefel mit Stöckelabsätzen und Kunstpelz-Stolas. Ich fragte mich oft, wo man ein solches Outfit herbekam, ob die Zuhälter irgendwo Spezialgeschäfte für Hurenausstattung hatten oder so.

»Frischfleisch«, meinte Candi.

Squares nickte mit gerunzelter Stirn. Viele unserer besten Tipps stammen von Veteranen. Dafür gibt es zwei Gründe. Erstens - die zynische Variante - entledigt man sich starker Konkurrenz, indem man die Neulinge aus dem Geschäft drängt. Das Leben auf der Straße macht einen schnell unansehnlich. So war Candi zum Beispiel potthässlich. Man altert hier schneller als in einem schwarzen Loch. Die neuen Mädchen fallen da auf, selbst wenn sie anfangs gezwungen sind, sich in den Hauseingängen Kerumzudrücken.

Doch ich glaube, diese Deutung ist hartherzig. Der zweite, wichtigere Grund ist der - und jetzt halten Sie mich bitte nicht für naiv -, dass die Kids helfen wollen. Sie blicken auf ihr eigenes Leben zurück und erinnern sich, wie sie am Scheideweg gestanden haben. Und selbst wenn sie nicht zugeben wollen, dass sie die falsche Wahl getroffen haben, ist vielen doch klar, dass es für sie selbst zu spät ist. Sie können nicht mehr zurück. Ich habe früher mit den Candis dieser Welt gestritten. Ich habe ihnen zugeredet, dass es nie zu spät ist, umzukehren. Ich hatte Unrecht. Auch deshalb müssen wir möglichst schnell an die Kids herankommen. Wenn sie einen bestimmten Punkt überschritten ha-

ben, sind sie nicht mehr zu retten. Der Schaden ist irreparabel. Die Straße frisst ihre Kinder. Sie schwinden dahin. Sie werden ein Teil der Nacht, verschmelzen mit ihr zu einer einzigen, dunklen Einheit. Dann sind sie für uns verloren. Viele sterben direkt vor Ort, einige verschwinden im Gefängnis, manche werden verrückt.

»Wo ist Raquel?«, fragte Squares.

»Macht 'ne Autonummer«, sagte Candi.

»Kommt sie noch mal her?«

»Klar.«

Squares nickte und wandte sich den beiden neuen Mädchen zu. Eine beugte sich schon in einen Buick Regal. Sie können sich nicht vorstellen, wie frustrierend das ist. Man will einschreiten. Man will das Mädchen wegreißen, den Freier an der Kehle packen und ihm die Lunge aus dem Leib reißen. Zumindest will man ihn verjagen oder ein Foto machen oder ... irgendetwas. Aber man tut nichts dergleichen. Wenn man so etwas tut, trauen sie einem nicht mehr. Und wenn sie einem nicht mehr trauen, hat man hier nichts mehr zu melden.

Es war schwer, untätig zuzusehen. Zum Glück bin ich weder sonderlich mutig noch kämpferisch. Vielleicht macht es das leichter.

Die Beifahrertür wurde geöffnet. Der Buick Regal schien das Mädchen zu verschlingen. Sie verschwand, versank in der Dunkelheit. Ich sah einfach zu; ich glaube, ich habe mich noch nie so hilflos gefühlt. Ich sah Squares an. Er beobachtete den Buick. Der fuhr los. Das Mädchen war verschwunden, als wäre es nie hier gewesen. Wenn der Wagen nicht zurückkam, würde niemand nach ihr fragen.

Squares ging auf das andere neue Mädchen zu. Ich folgte mit ein paar Schritten Abstand. Die Unterlippe des Mädchens zitterte, als müsse sie die Tränen zurückhalten, doch in ihren Au-

gen lag ein trotziges Blitzen. Ich wollte sie in den Bus zerren - wenn nötig, mit Gewalt. Ein wichtiger Aspekt unserer Arbeit ist Selbstbeherrschung. Deshalb war Squares so gut. Er blieb etwa einen Meter vor ihr stehen, um sie nicht zu bedrängen.

»Hi«, sagte er.

Sie musterte ihn und murmelte: »Hey.«

»Ich dachte, du kannst mir vielleicht helfen.« Squares trat noch einen Schritt an sie heran und zog ein Foto aus der Tasche.

»Hast du die hier gesehen?«

Das Mädchen beachtete das Foto nicht. »Ich hab niemand gesehen.«

»Bitte«, sagte Squares mit fast schon engelsgleichem Lächeln. »Ich bin kein Bulle.«

Sie versuchte, auf hart zu machen. »Hab ich mir schon gedacht«, meinte sie. »Wie Sie mit Candi geredet haben und so.«

Squares trat noch etwas näher. »Wir, also mein Freund und ich«, ich winkte aufs Stichwort und lächelte, »wir wollen dieses Mädchen retten.«

Neugierig kniff sie die Augen zusammen. »Wieso retten?«

»Ein paar finstere Typen sind hinter ihr her.«

»Wer?«

»Ihr Zuhälter. Weißt du, wir arbeiten für Covenant House. Hast du schon mal von uns gehört?«

Sie zuckte die Achseln.

»Da kann man in Ruhe abhängen«, sagte Squares, der versuchte, es herunterzuspielen. »Echt locker. Du kannst einfach vorbeikommen und kriegst 'ne warme Mahlzeit, ein warmes Bett, ein paar Klamotten und kannst telefonieren und so. Das Mädchen hier ...«, er hielt das Foto hoch, ein Schulfoto eines weißen Mädchens mit Zahnsperre, »... sie heißt Angie.« Man muss ihnen immer einen Namen geben. Es wirkt einfach persönlicher. »Sie hat bei uns gewohnt. Und an ein paar Kursen

teilgenommen. Sie ist echt witzig. Einen Job hat sie auch gehabt. Sie hat ihr Leben ganz gut in den Griff gekriegt, weißt du?»

Das Mädchen sagte nichts.

Squares streckte die Hand aus. »Die Leute nennen mich Squares«, sagte er.

Das Mädchen seufzte und ergriff seine Hand. »Ich bin Jeri.«

»Freut mich.«

»Yeah. Aber diese Angie kenn ich nicht. Und ich bin grad ziemlich beschäftigt.«

Jetzt musste man aufpassen. Wenn man sie zu sehr bedrängt, machen sie ein für alle Mal dicht. Sie verkriechen sich in ihr Loch und kommen nie wieder raus. Das Einzige, was man jetzt erreichen will - das Einzige, was man jetzt erreichen kann -, ist, einen Keim zu setzen. Man sagt ihnen, dass es eine Zuflucht für sie gibt, einen sicheren Ort, wo sie Unterkunft und etwas zu essen finden. Man gibt ihnen die Chance, der Straße für eine einzige Nacht zu entkommen. Sobald sie da sind, begegnet man ihnen mit bedingungsloser Liebe. Aber nicht jetzt. Jetzt kriegen sie höchstens Angst. Jetzt verscheucht man sie, wenn man zu sehr drängelt.

Sosehr es einen innerlich auch zerreißt, mehr kann man nicht tun.

Nur sehr wenige Menschen hielten in Squares Job lange durch. Und die wenigen, die das schafften und richtig gut machten, waren alle ... ein bisschen von der Rolle. Anders ging es nicht.

Squares zögerte. Er benutzt diese Masche mit dem verschwundenen Mädchen schon seit ich ihn kenne, um das Eis zu brechen. Das Mädchen auf dem Bild, die echte Angie, war vor fünfzehn Jahren auf der Straße an Unterkühlung gestorben. Squares hatte sie hinter einem Müllbehälter gefunden. Angies

Mutter hatte ihm bei der Beerdigung das Foto gegeben. Ich glaube nicht, dass ich ihn je ohne das Bild gesehen habe.

»Okay, danke.« Squares zog eine Karte aus der Tasche und reichte sie ihr. »Rufst du mich an, wenn du sie siehst? Sonst aber auch. Jederzeit. Egal warum.«

Sie nahm die Karte und spielte damit herum. »Yeah, mal schauen.«

Squares zögerte noch kurz. Dann sagte er: »Wir seh'n uns.«

»Yeah.«

Dann taten wir das Absurdeste, was man in einer solchen Situation tun konnte. Wir gingen weg.

*

Raquels richtiger Name war Roscoe. Das hatte er oder sie uns wenigstens erzählt. Ich weiß nie, ob ich Raquel in der männlichen oder der weiblichen Form ansprechen soll. Wahrscheinlich sollte ich ihn/sie einfach mal fragen.

Squares und ich entdeckten den Wagen vor einer verschlossenen Liefereinfahrt. Das hatte man öfter. Die Autofenster waren beschlagen, aber wir blieben sowieso auf Distanz. Was da drin vorging - und wir konnten es uns durchaus vorstellen -, mussten wir nicht unbedingt sehen.

Kurz darauf stieg Raquel aus. Wie Sie vielleicht schon erraten haben, war Raquel ein Transvestit. Daher auch die Verwirrung in Bezug auf die Geschlechterrolle. Transsexuelle bezeichnet man mit »sie«. Bei Transvestiten ist es schon schwieriger. Manchmal sagt man »sie«. Manchmal ist das einfach einen Hauch zu politisch korrekt. So vermutlich auch bei Raquel.

Raquel wälzte sich aus dem Wagen, griff in die Handtasche und holte das Mundspray heraus. Drei Stöße, Pause, kurzes Überlegen, dann noch mal drei Stöße. Der Wagen fuhr los. Raquel drehte sich zu uns um.

Viele Transvestiten sind schön. Raquel nicht. Er war schwarz, fast zwei Meter groß und wog deutlich über hundertfünfzig Kilogramm. Er hatte Bizepse wie ganze Schweine, die sich in Wurstpellen balgten, und sein Dreitagebart erinnerte mich an Homer Simpson. Seine Stimme war so hoch, dass Michael Jackson dagegen wie der Sprecher einer Fernfahrervereinigung klang - Betty Boop, nachdem sie Helium eingeatmet hatte.

Raquel behauptete, neunundzwanzig zu sein, doch das tat er schon seit mindestens sechs Jahren. So lange kannte ich ihn schon. Er arbeitete fünf Nächte die Woche, egal ob es regnete oder die Sonne schien, und hatte eine ziemlich treue Anhängerenschaft. Er hätte der Straße den Rücken kehren können, wenn er gewollt hätte, sich ein Domizil suchen oder Hausbesuche machen. Aber Raquel gefiel es so, wie es war. Das begreifen viele nicht - die Straße ist zwar dunkel und gefährlich, aber sie ist auch berauschend. Die Nacht ist voller Energie, voller Spannung. Auf der Straße fühlt man sich dauernd unter Strom. Manche unserer Kids hatten nur die Wahl zwischen einem Hilfsjob bei McDonald's oder der Faszination der Nacht - und wenn man keine Zukunft hat, ist das keine Wahl.

Raquel sah uns und schwankte auf Pfennigabsätzen auf uns zu. Herrensuhgröße neunundvierzig. Keine leichte Aufgabe, das kann ich Ihnen versichern. Er blieb unter einer Straßenlaterne stehen. Sein Gesicht wirkte abgenutzt wie ein Fels am Meer, der jahrtausendlang Wellen und Stürmen getrotzt hatte. Ich wusste nicht, woher er kam. Er log häufig. Eine Legende besagte, er sei ein erfolgreicher Football-Profi gewesen, der sich schwer am Knie verletzt hatte. Ich hatte aber auch gehört, wie er erzählte, dass er aufgrund seiner herausragenden Ergebnisse im SAT-Test ein College-Stipendium bekommen hatte. Andere meinten, er wäre ein Golfkriegsveteran. Nehmen Sie eine der drei Geschichten oder denken Sie sich eine eigene aus.

Raquel begrüßte Squares mit einer Umarmung und einem Wangenkuss. Dann wandte er sich mir zu.

»Du bist so niedlich, mein kleiner Willy«, sagte Raquel.

»Danke für das Kompliment, Raquel«, sagte ich.

»So appetitlich, dass ich dich glatt vernaschen könnte.«

»Ich bin im Fitness-Studio gewesen«, sagte ich. »Dadurch bin ich noch leckerer geworden.«

Raquel legte mir einen Arm um die Schultern. »In einen Mann wie dich könnt ich mich glatt verlieben.«

»Ich fühle mich sehr geschmeichelt, Raquel.«

»Ein Mann wie du könnte mich hier rausholen.«

»Ja, aber denk doch mal an die ganzen gebrochenen Herzen, die du hier zurücklassen würdest.«

Raquel gluckste. »Das stimmt.«

Ich zeigte Raquel ein Foto von Sheila. Das einzige, das ich hatte. Eigenartig, wenn ich jetzt so darüber nachdachte. Wir waren beide keine großen Fotografen, aber dass ich nur ein einziges Bild hatte ... ?

»Erkennst du sie?«, fragte ich ihn.

Raquel betrachtete das Bild. »Deine Frau«, sagte er. »Ich hab sie mal im Asyl gesehen.«

»Stimmt. Ist sie dir sonst schon mal begegnet?«

»Nein. Warum?«

Wir hatten keinen Grund, ihn zu belügen. »Sie ist abgehauen. Ich suche sie.«

Raquel besah sich das Bild aufs Neue. »Kann ich das Foto behalten?«

Ich hatte im Büro mehrere Farbkopien gemacht, deshalb reichte ich ihm das Bild.

»Ich hör mich um«, versprach Raquel.

»Danke.«

Er nickte.

»Raquel?« Squares schaltete sich ein. Raquel sah ihn an.
»Kannst du dich noch an einen Zuhälter namens Louis Castman erinnern?«

Raquels Gesichtszüge erschlafften. Er sah sich um.

»Raquel?«

»Ich muss wieder an die Arbeit, Squares. Das Geschäft ruft, du weißt schon.«

Ich trat ihm in den Weg. Er sah auf mich herab wie auf ein paar Schuppen, die er sich von der Schulter wischen musste.

»Sie ist auf den Strich gegangen«, sagte ich zu ihm.

»Dein Mädchen?«

»Ja.«

»Und sie hat für Castman gearbeitet?«

»Ja.«

Raquel bekreuzigte sich. »Ein böser Mann, mein kleiner Willy. Castman war der Schlimmste.«

»Wieso?«

Er fuhr mit der Zunge über seine Lippen. »Die Mädels hier sind nur Gebrauchsartikel, verstehst du? Handelsware. Bei den meisten hier geht's nur ums Geschäft. Wenn sie Geld einbringen, können sie bleiben. Wenn nicht, na ja, du weißt schon.«

Das tat ich.

»Aber Castman ...«, Raquel flüsterte, als traute er sich nicht, den Namen laut auszusprechen, so wie manche Leute das Wort *Krebs* kaum herausbrachten, »... war anders.«

»Wie?«

»Der hat seine eigene Ware kaputtgemacht. Manchmal bloß aus Spaß.«

Squares sagte: »Das klingt, als wäre das vorbei.«

»Das kommt, weil ihn lange keiner mehr gesehen hat. Seit, äh, drei Jahren oder so.«

»Lebt er noch?«

Raquel wurde ganz still. Er sah zur Seite. Squares und ich sahen uns an.

»Ja, er lebt noch«, sagte Raquel. »Glaub ich wenigstens.«

»Was heißt das?«

Raquel schüttelte nur den Kopf.

»Wir müssen mit ihm sprechen«, sagte ich. »Weißt du, wo wir ihn finden?«

»Ich hab nur Gerüchte gehört.«

»Was für Gerüchte?«

Wieder schüttelte Raquel den Kopf. »Seht euch mal den Laden Ecke Wright Street und Avenue D in der South Bronx an. Ich hab gehört, dass er da sein soll.«

Dann ging Raquel, stöckelte jetzt etwas gerader davon. Ein Wagen fuhr vor, hielt, und wieder sah ich einen Menschen in der Dunkelheit verschwinden.

9

In den meisten Vierteln würde man zweimal überlegen, bevor man jemanden um ein Uhr nachts weckt. Dieses gehörte nicht dazu. Die Fenster waren mit Brettern vernagelt. Eine Sperrholzplatte diente als Tür. Ich könnte behaupten, dass die Farbe abblätterte, aber eigentlich schälte sich die ganze Tür.

Squares klopfte an die Sperrholztür und sofort rief eine Frauenstimme: »Was wollen Sie?«

Squares antwortete. »Wir suchen Louis Castman.«

»Verschwinden Sie.«

»Wir müssen ihn sprechen.«

»Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?«

»Wir sind nicht von der Polizei.«

»Wer sind Sie dann?«, fragte die Frau.

»Wir arbeiten für Covenant House.«

»Hier sind keine Ausreißer«, schrie sie fast hysterisch. »Verschwinden Sie.«

»Sie haben die Wahl«, sagte Squares. »Entweder wir reden jetzt mit Castman, oder wir gehen und kommen mit einem Haufen neugieriger Cops zurück.«

»Ich hab nichts getan.«

»Macht nichts, mir fällt schon was ein«, erwiderte Squares. »Machen Sie auf.«

Die Frau entschied sich schnell. Wir hörten, wie ein Riegel zurückgeschoben wurde, dann ein zweiter, dann wurde eine Kette entfernt.

Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit. Ich wollte vortreten, doch Squares hielt mich mit dem Arm zurück. Ich sollte warten, bis die Tür ganz offen war.

»Schnell«, sagte die Frau und kicherte hexenhaft. »Kommen Sie rein. Soll keiner sehen.«

Squares gab der Tür einen Stoß. Sie schwang ganz auf. Wir traten ein, und die Frau schloss sie hinter uns. Mir fielen zwei Dinge gleichzeitig auf. Zum Ersten die Dunkelheit. Die einzige Lichtquelle war eine schwache Glühbirne in der hinteren rechten Ecke. Ich sah einen abgewetzten Lesesessel und ein Kaffeetischchen. Das war auch schon alles. Zweitens der Geruch. Denken Sie an beste, frische Luft in der freien Natur, und dann stellen Sie sich das exakte Gegenteil vor. Es war so stickig, dass ich gar nicht atmen mochte. Es stank zum Teil nach Krankenhaus, zum Teil nach etwas, das ich nicht recht einordnen konnte. Ich fragte mich, wann hier jemand zum letzten Mal ein Fenster geöffnet hatte, und der Raum schien zu flüstern: *Noch nie*.

Squares wandte sich an die Frau. Sie war in die Ecke zurückgewichen. Wir sahen nur ihre Silhouette in der Dunkelheit. »Man nennt mich Squares«, sagte er.

»Ich weiß, wer Sie sind.«

»Kennen wir uns?«

»Das spielt keine Rolle.«

»Wo ist er?«, fragte Squares.

»Es gibt bloß noch ein Zimmer«, sagte sie und deutete mit der Hand nach hinten. »Vielleicht schläft er.«

Langsam gewöhnten unsere Augen sich an die Dunkelheit. Ich ging auf sie zu. Sie blieb stehen. Ich kam näher. Als sie den Kopf hob, erschrak ich so, dass ich fast nach Luft geschnappt hätte. Ich murmelte eine Entschuldigung und trat zurück.

»Nein«, sagte sie. »Sie sollen's ruhig sehen.«

Sie durchquerte das Zimmer, stellte sich neben die Lampe und sah uns an. Man muss uns zugute halten, dass weder Squares noch ich zusammenzuckten. Aber es fiel uns nicht leicht. Derjenige, der ihr Gesicht verunstaltet hatte, war mit größter Sorgfalt vorgegangen. Wahrscheinlich war sie früher einmal hübsch gewesen, doch es sah aus, als hätte sie eine Reihe von Anti-Schönheitsoperationen hinter sich. Die früher vermutlich wohlgeformte Nase war zerquetscht wie ein Käfer unter einem Wanderstiefel. Die früher glatte Haut war zerschunden und zerschnitten. Ihre Mundwinkel waren so weit aufgeschlitzt, dass man das Ende kaum noch ausmachen konnte. Diverse dunkle aufgequollene Narben zogen sich kreuz und quer über ihr Gesicht, wie auf einem Bild eines Dreijährigen, dem man mit Wachsmalstiften freie Hand gelassen hatte. Ihr linkes Auge lag starr in der Höhle. Das andere fixierte uns, ohne zu blinzeln.

Squares sagte: »Sie waren früher auf dem Straßenstrich.«

Sie nickte.

»Wie heißen Sie?«

Es schien ihr große Mühe zu bereiten, den Mund zu bewegen.
»Tanya.«

»Wer hat Ihnen das angetan?«

»Was glauben Sie?«

Wir sparten uns die Antwort.

»Er ist nebenan«, sagte sie. »Ich kümmer mich um ihn. Ich tu ihm nicht weh. Verstehen Sie? Ich hab ihm nie was getan.«

Wir nickten. Ich hatte keine Ahnung, was uns erwartete. Ich glaube, Squares auch nicht. Wir gingen zur Tür. Kein Laut. Vielleicht schlief er. Das war mir eigentlich egal. Dann würden wir ihn halt wecken. Squares legte die Hand auf den Knauf und sah mich an. Ich nickte. Er öffnete die Tür.

Hier waren alle Lampen eingeschaltet. Es war taghell. Ich musste meine Augen mit der Hand abschirmen. Etwas piepte, und als ich genauer hinsah, bemerkte ich irgendein medizinisches Gerät neben dem Bett. Vorher jedoch fiel mein Blick auf etwas anderes.

Die Wände.

Die fielen mir als Erstes ins Auge. Die Wände waren mit Kork verkleidet - ich sah das Braun durchschimmern -, aber vor allem waren sie mit Fotos gepflastert. Hunderte von Fotos.

Manche in Postergröße, manche im klassischen **gXiß**-Format, die meisten irgendwo dazwischen - alle mit Reißzwecken am Kork befestigt.

Und alle Fotos zeigten Tanya.

Das nahm ich zumindest an. Die Bilder waren vor der Verunstaltung entstanden. Und ich hatte Recht gehabt. Tanya war einmal schön gewesen. Die Fotos, größtenteils Profi-Aufnahmen, die offenbar aus der Präsentiermappe eines Models stammten, waren unübersehbar. Ich blickte nach oben. Dort hingen weitere Fotos: ein höllisches Deckenfresko.

»Helfen Sie mir. Bitte.«

Die dünne Stimme kam aus dem Bett. Squares und ich traten näher. Tanya folgte uns und räusperte sich. Wir drehten uns um. Im grellen Licht schienen ihre Narben fast ein Eigenleben zu

entwickeln, wanden sich wie Würmer über ihr Gesicht. Die Nase war nicht nur eingedrückt, sondern auch schief. Die alten Fotos schienen zu strahlen, umgaben sie mit einer perversen Vorher-nachher-Gloriole.

Der Mann im Bett stöhnte.

Wir warteten. Tanya sah erst mich, dann Squares mit ihrem gesunden Auge an. Ihr Blick schien uns aufzufordern, nicht zu vergessen, ihren Anblick in unser Hirn zu ätzen, so dass wir immer daran dachten, was sie einmal gewesen war und was er ihr angetan hatte.

»Ein Rasiermesser«, sagte sie. »Ein rostiges. Er hat über eine Stunde gebraucht. Und er hat mir nicht nur das Gesicht zerschnitten.«

Ohne ein weiteres Wort verließ Tanya das Zimmer. Sie schloss die Tür hinter sich.

Wir schwiegen kurz. Dann fragte Squares: »Sind Sie Louis Castman?«

»Sind Sie von der Polizei?«

»Sind Sie Castman?«

»Ja. Und ich hab's getan. Herrgott, ich gestehe alles, was Sie wollen. Ich war's. Aber holen Sie mich hier raus. Um Himmels willen.«

»Wir sind keine Cops«, sagte Squares.

Castman lag flach auf dem Rücken. Eine Art Schlauch kam aus seiner Brust. Die Maschine piepte und ein Gerät hob und senkte sich wie ein Akkordeon. Er war weiß, frisch rasiert und sauber. Seine Haare waren gewaschen. Am Bett waren Gitter und Knöpfe. In der Ecke eine Bettpfanne und ein Waschbecken. Ansonsten war das Zimmer leer. Keine Kommode, kein Schrank, kein Fernseher, kein Radio, keine Uhr, keine Bücher, keine Zeitungen und keine Zeitschriften. Die Jalousie war geschlossen.

Ich verspürte ein unangenehmes Gefühl im Magen.

»Was ist mit Ihnen?«, fragte ich.

Castmans Augen - nur seine Augen - wandten sich mir zu. »Ich bin querschnittsgelähmt«, sagte er. »Tetraplegie. Vom Hals abwärts...«, er brach ab und schloss die Augen, »... nichts.«

Ich wusste nicht, wie ich fortfahren sollte. Squares offenbar auch nicht.

»Bitte«, sagte Castman. »Sie müssen mich hier rausholen, bevor ...«

»Bevor was?«

Er schloss die Augen. Dann öffnete er sie wieder. »Vor, ich weiß nicht, so etwa drei, vier Jahren hat jemand auf mich geschossen. Ich kann's nicht genau sagen. Ich weiß nicht, welchen Tag oder welchen Monat wir haben, noch nicht mal das Jahr. Das Licht ist immer an, daher weiß ich nicht, ob Tag oder Nacht ist. Ich weiß auch nicht, wer Präsident ist.« Er schluckte schwer. »Sie ist verrückt, Mann. Ich hab um Hilfe geschrien, aber es nützt nichts. Sie hat alles mit Kork isolieren lassen. Ich lieg hier die ganze Zeit und starre die Wände an.«

Ich bekam kein Wort heraus. Squares hingegen wirkte uneindrückt. »Ihre Lebensgeschichte interessiert uns nicht«, sagte er. »Wir wollten was über eins von Ihren Mädchen wissen.«

»Da sind Sie hier falsch«, sagte er. »Ich war schon lange nicht mehr auf der Straße.«

»Macht nichts. Sie geht auch schon lange nicht mehr auf den Strich.«

»Wer?«

»Sheila Rogers.«

»Ah.« Als er den Namen hörte, lächelte Castman. »Was wollen Sie wissen?«

»Alles.«

»Und wenn ich Ihnen nichts sage?«

Squares stieß mich gegen die Schulter. »Gehen wir«, sagte er. In Castmans Stimme lag absolute Panik. »Was?«

Squares sah auf ihn hinab. »Wenn Sie nicht mit uns zusammenarbeiten wollen, ist das in Ordnung, Mr Castman. Dann werden wir nicht weiter stören.«

»Warten Sie!«, schrie er. »Okay, hören Sie. Wissen Sie, wie viele Besucher ich hatte, seit ich hier liege?«

»Interessiert mich nicht«, sagte Squares.

»Sechs. Sechs Stück. Das war alles. Und seit, ich weiß nicht, seit mindestens einem Jahr überhaupt keinen mehr. Und alle sechs waren früher Mädchen von mir. Sie sind gekommen, um sich über mich lustig zu machen. Wollten sehen, wie ich ins Bett scheiße. Und wollen Sie noch was Verrücktes hören? Ich hab mich auf die Besuche gefreut. Ich freu mich über alles, was die Eintönigkeit durchbricht.«

Squares sah ihn ungeduldig an. »Sheila Rogers.«

Der Schlauch gab ein feuchtes, rasselndes Geräusch von sich. Castman öffnete den Mund. Darüber bildete sich eine Blase. Er schloss den Mund wieder und probierte es noch einmal. »Ich bin ihr vor - ach, was weiß ich - vor zehn, fünfzehn Jahren begegnet. Ich hab am Port Authority gewartet. Sie ist mit dem Bus aus Iowa oder Idaho oder irgend so einem Drecksloch gekommen.«

Am Port Authority gewartet. Ich kannte das Spielchen. Die Zuhälter treiben sich am Busbahnhof herum. Sie warten auf die Kids aus dem Bus - die Ausreißer, die Verzweifelten, das Frischfleisch -, die nach New York kommen, um Karriere als Model oder Schauspielerin zu machen, oder die einfach noch mal von vorn anfangen, der Langeweile entfliehen oder den Misshandlungen durch Eltern oder Verwandte entkommen wollen. Die Zuhälter warten auf ihre Opfer wie Raubtiere, und das sind sie ja schließlich auch. Dann stürzen sie sich auf sie, reißen sie und nagen die Überreste ab.

»Ich hatte 'ne geile Masche drauf«, sagte Castman. »Erstens bin ich weiß. Aus dem Mittleren Westen kommen fast nur weiße Mädels. Die fürchten sich vor den Brothers, die da rumstolzieren. Aber ich war anders. Ich hatte 'nen hübschen Anzug an. Und 'ne Aktentasche in der Hand. Außerdem war ich geduldiger. An dem Tag hab ich jedenfalls an Gate 127 gewartet. Das war mein Lieblings-Gate. Von da hat man einen hervorragenden Überblick auf fünf oder sechs Bussteige. Sheila ist aus dem Bus gestiegen, und ich wusste sofort, dass das 'ne verdammt heiße Braut ist. So um die sechzehn und allererste Sahne. Jungfrau war sie auch noch, das hab ich da aber noch nicht gewusst. Das hab ich erst später erfahren.«

Ich spürte, wie sich mein ganzer Körper verspannte. Squares rückte unmerklich zwischen mich und das Bett.

»Ich hab dann angefangen, sie einzuwickeln. Hab sie mit meinen besten Sprüchen geködert, ihr kennt das ja.«

Kannten wir.

»Dann hab ich ihr erzählt, dass ich sie als Model groß rausbringe. Aber sanft. Nicht wie die anderen Wichser. Ich war butterweich. Aber Sheila war klüger als die meisten anderen. Und vorsichtig. Ich hab schnell gemerkt, dass sie mir den Kram nicht abkauft, aber das war auch okay. Ich hab nämlich keinen Druck gemacht, klar? Das, was ich erzählt hab, musste halt irgendwie logisch klingen. Eigentlich woll't die mir ja auch glauben, oder? Die haben alle schon Storys von irgendwelchen Supermodels gehört, die im Eiscafe entdeckt worden sind, und lauter solchen Scheißdreck, und deswegen sind sie ja schließlich hier.«

Die Maschine hörte auf zu piepen. Es gluckste. Dann piepte sie weiter.

»Sheila steht also praktisch mit verschränkten Armen vor mir, klar? Sie sagt mir direkt ins Gesicht, dass sie nie auf Partys geht und so. Ich sag, hey, kein Problem, ich steh auch nicht auf

so was. Ich bin Geschäftsmann, sag ich zu ihr. Profi-Fotograf und Talentscout. Wir machen ein paar Fotos. Sonst nichts. Machen dir 'ne kleine Mappe. Ganz straight - keine Partys, keine Drogen, keine Aktfotos, nichts, wobei du dich nicht hundertprozentig wohl fühlst. Und ich bin ein ziemlich guter Fotograf, klar? Ich hab ein Auge dafür. Sehen Sie die Bilder an den Wänden hier? Die hab alle ich gemacht.«

Ich betrachtete die Fotos der früheren, schönen Tanya, und mir wurde eiskalt ums Herz. Als ich wieder aufs Bett blickte, starrte Castman mich an.

»Sie«, sagte er.

»Was ist mit mir?«

»Sheila.«

Er lächelte. »Sie bedeutet Ihnen was, stimmt's?«

Ich antwortete nicht.

»Sie *lieben* sie.«

Er dehnte das Wort *lieben*. Er machte sich über mich lustig. Ich sagte nichts.

»Hey, ich kann Ihnen das nicht verdenken, Mann. Das war 'ne scharfe Braut. Und ich muss sagen, die konnte blasen, dass einem ...«

Ich wollte mich auf ihn stürzen. Castman lachte. Squares hielt mich zurück. Er sah mir in die Augen und schüttelte den Kopf. Ich trat zurück. Er hatte Recht.

Castman hörte auf zu lachen, sah mich aber weiter an. »Wollen Sie wissen, wie ich Ihr Mädchen groß rausgebracht hab, großer Liebhaber?«

Ich sagte nichts.

»Genau wie unsere Tanya hier. Ich hab mich immer auf die besten Stücke konzentriert. Die, an die die Brothers nicht rangekommen sind. Echte Spitzenklasse. Ich hab Sheila also belabert und irgendwann ist sie für 'ne Fotosession in mein Studio

gekommen. Das war's. Mehr war gar nicht nötig. Da konnte man mit der Gabel reinpieken, die war durch.«

»Wie?«, fragte ich.

»Wollen Sie das wirklich wissen?«

»Wie?«

Castman schloss die Augen, lächelte aber immer noch. Er suhlte sich in seinen Erinnerungen. »Ich hab ein paar Fotos von ihr gemacht. Echt hübsch und völlig legal. Und als wir fertig waren, hab ich ihr ein Messer an die Kehle gesetzt. Dann hab ich sie mit Handschellen an ein Bett in einem ...«, er gluckste, »... korkgedämmten Raum gefesselt. Ich hab sie unter Drogen gesetzt. Ich hab sie gefilmt, als sie halb weggetreten war, und hab drauf geachtet, dass alles so aussah, als würde es in bestem gegenseitigem Einvernehmen passieren. Da hat Ihre Sheila übrigens ihre Jungfräulichkeit verloren. Auf Video. Mit meiner Wenigkeit. Reizend, oder?«

Die Wut kochte wieder hoch, und ich wusste nicht, wie lange ich noch durchhalten würde, bevor ich ihm den Hals umdrehte. Aber genau das, ermahnte ich mich, wollte er ja.

»Wo war ich? Ach ja. Ich hab sie angekettet und sie vielleicht eine Woche mit Drogen voll gepumpt. Guter Stoff. War nicht billig. Aber was soll's, das sind Geschäftsinvestitionen. Eine gewisse Anlaufphase muss man immer einplanen, stimmt's? Dann war unsere Sheila süchtig, und ich kann Ihnen sagen, diesen Geist kriegt man nicht so leicht wieder zurück in die Flasche. Als ich das Mädels losgemacht habe, hätte sie mir für einen Schuss den Dreck zwischen den Zehen weggelutscht, wenn Sie mir folgen können?«

Er unterbrach kurz, als erwartete er Applaus. Mich zerriss es innerlich.

Squares fragte mit unbewegter Stimme: »Und dann haben Sie sie auf den Strich geschickt?«

»Genau. Hab ihr noch ein paar Tricks beigebracht. Wie man's schafft, dass ein Kerl schnell kommt. Wie man's mit mehreren Typen gleichzeitig macht. Das weiß sie alles von mir.«

Ich hätte kotzen können.

»Weiter«, sagte Squares.

»Nein«, sagte er. »Nur wenn ...«

»Dann gehen wir.«

»Tanya«, sagte er.

»Was ist mit ihr?«

Castman fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Können Sie mir etwas Wasser geben?«

»Nein. Was ist mit Tanya?«

»Das Miststück lässt mich hier vermodern, Mann. Das ist nicht okay. Klar, ich hab ihr wehgetan, aber ich hatte meine Gründe. Sie wollte abhauen und diesen Typen aus Garden City heiraten. Hat gedacht, es ist Liebe. Echt, Mann, sind wir hier bei *Pretty Woman*, oder was? Und 'n paar von meinen besten Mädels wollte sie gleich mitnehmen. Die könnten bei ihr und diesem Freier in Garden City wohnen, clean werden und lauter solche Scheiße. Das konnte ich nicht durchgehen lassen.«

»Also«, sagte Squares, »haben Sie ihr eine Lektion erteilt.«

»Ja, logisch. So läuft das halt.«

»Sie haben ihr Gesicht mit einer Rasierklinge bearbeitet.«

»Nicht nur das Gesicht - da kann man ja 'ne Tüte drüber stülpen, wenn Sie wissen, was ich meine? Aber im Großen und Ganzen haben Sie's erfasst. Den anderen Mädels war's eine Lehre. Aber wissen Sie - und jetzt wird's witzig -, ihr Freund, dieser Freier, wusste nicht, was ich gemacht hab. Er kommt also aus seiner Villa in Garden City und will Tanya retten, klar? Der Trottel hat 'ne .22er dabei. Ich lach ihn aus. Und da schießt der auf mich. Diese Lusche von einem Buchhalter aus Garden City.

Er trifft mich unter der Achsel und die Kugel geht in die Wirbelsäule. Ich bleib so liegen. Ist das zu glauben? Und dann, hey, das ist echt witzig, nachdem er auf mich geschossen hat, sieht Mr Garden City, was ich mit Tanya gemacht hab, und wissen Sie, was der mit seiner großen Liebe macht?«

Er wartete. Wir nahmen an, dass es eine rhetorische Frage war, und schwiegen.

»Er dreht durch und lässt sie sitzen. Alles klar? Er sieht meine Handarbeit und haut ab. Die große Liebe. Will nichts mehr mit ihr zu tun haben. Die haben sich nie wiedergesehen.«

Wieder fing Castman an zu lachen. Ich versuchte, ruhig weiterzuatmen.

»Dann lieg ich also im Krankenhaus«, fuhr er fort. »Vollkommen hinüber. Tanya hat nichts zu tun. Holt mich dann raus und bringt mich her. Und jetzt kümmert sie sich um mich. Verstehen Sie, was ich meine? Sie verlängert mein Leben. Wenn ich mich weigere, zu essen, steckt sie mir einen Schlauch in den Hals. Hören Sie, ich sag Ihnen alles, was Sie wissen wollen. Aber Sie müssen auch was für mich tun.«

»Was?«, fragte Squares.

»Bringen Sie mich um.«

»Ist nicht drin.«

»Dann sagen Sie's der Polizei. Die sollen mich verhaften. Ich gesteh alles.«

Squares sagte: »Was ist mit Sheila Rogers passiert?«

»Versprechen Sie's.«

Squares sah mich an. »Wir haben genug gehört. Gehen wir.«

»Okay, okay. Ich erzähl's Ihnen. Denken Sie einfach mal drüber nach, ja?«

Er sah erst Squares, dann mich, dann wieder Squares an. Squares zeigte keine Regung. Wie mein Gesicht aussah, weiß ich nicht.

»Ich weiß nicht, wo Sheila jetzt ist. Ach, ich weiß gar nicht richtig, was damals eigentlich gelaufen ist.«

»Wie lange hat sie für Sie gearbeitet?«

»Zwei Jahre. Vielleicht auch drei.«

»Und wie ist sie da wieder rausgekommen?«

»Hä?«

»Sie scheinen nicht zu den Arbeitgebern zu gehören, die ihre Angestellten ermutigen, sich selbständig zu machen«, sagte Squares. »Also stellt sich die Frage, was mit ihr passiert ist.«

»Sie ist auf den Strich gegangen, klar? Hat dann ihre paar Stammkunden gehabt. Sie war ziemlich gut im Geschäft. Und irgendwann hat sie sich dann an so ein paar große Nummern rangehängt. Kommt vor, so was. Nicht oft, kann aber mal passieren.«

»Was verstehen Sie unter einer großen Nummer?«

»Dealer. Die großen Drogenschmuggler, glaub ich. Sie hat angefangen, Stoff zu transportieren und auszuliefern, glaub ich. Und vor allem war sie wieder clean. Ich wollte Druck machen, aber sie hatte 'n paar wichtige Freunde.«

»Zum Beispiel?«

»Kennen Sie Lenny Misler?«

Squares lehnte sich zurück. »Den Anwalt?«

»Den Mafia-Anwalt«, korrigierte Castman. »Der hat sie verteidigt, als sie wegen Drogenbesitz festgenommen worden ist.«

Squares runzelte die Stirn. »Lenny Misler hat eine Nutte verteidigt, die wegen Drogenbesitz angeklagt war?«

»Verstehen Sie, was ich meine? Als sie wieder rausgekommen ist, hab ich ein bisschen rumgeschnüffelt. Wollte wissen, was da so abgeht. Plötzlich stehen 'n paar üble Schläger bei mir vor der Tür. Haben mich gebeten, Sheila zufrieden zu lassen. Ich bin ja nicht blöd, klar. Man findet immer wieder was Neues.«

»Was ist dann passiert?«

»Ich hab sie nie wiedergesehen. Hab gehört, dass sie aufs College gegangen ist. Kaum zu glauben.«

»Wissen Sie, auf welches College?«

»Nee. Ich weiß nicht mal, ob's überhaupt stimmt. Kann auch nur ein Gerücht gewesen sein.«

»Sonst noch was?«

»Mehr weiß ich nicht.«

»Keine anderen Gerüchte?«

Castmans Augen wanderten hektisch hin und her. Ich sah seine Verzweiflung. Er wollte uns hier behalten. Aber mehr konnte er uns nicht erzählen. Ich sah Squares an. Er nickte, drehte sich um und ging. Ich folgte ihm.

»Warten Sie!«

Wir beachtetten ihn nicht.

»Bitte, Leute. Ich flehe Sie an. Ich hab Ihnen alles erzählt, stimmt's? Ich hab kooperiert. Sie können mich doch nicht einfach so hier liegen lassen.«

Ich dachte an seine endlosen Tage und Nächte in dem Zimmer. Und es machte mir gar nichts aus.

»Verdammte Arschlöcher!«, schrie er. »Hey, Mann, Sie, großer Liebhaber. Viel Spaß mit dem, was ich Ihnen übrig gelassen hab, klar! Und denken Sie dran: Immer, wenn sie es mit Ihnen treibt, jedes Mal, wenn Ihnen einer abgeht - das hab ich ihr beigebracht. Hören Sie? Haben Sie mich verstanden?«

Ich lief rot an, drehte mich jedoch nicht um. Squares öffnete die Tür.

»Scheiße.« Castmans Stimme war jetzt leiser. »Man wird das nämlich nicht wieder los.«

Ich zögerte.

»Jetzt sieht sie vielleicht lieb und sauber aus. Aber von da, wo sie gewesen ist, kommt man nicht wieder zurück. Alles klar?«

Ich versuchte, seine Worte auszublenden. Aber sie ätzten sich

in mein Gehirn. Ich verließ das Zimmer und schloss die Tür hinter mir. Tanya erwartete uns in der Dunkelheit.

»Werden Sie's verraten?«, fragte sie undeutlich.

Ich tu ihm nicht weh. Das hatte sie gesagt. Ich hab ihm nie etwas getan. Nur zu wahr.

Ohne ein weiteres Wort eilten wir nach draußen und stürzten uns förmlich in die kühle Nacht. Wie Taucher, die nach einem zu langen Tauchgang wieder an die Oberfläche kamen, holten wir tief Luft, stiegen in den Bus und fuhren davon.

10

Grand Island, Nebraska

Sheila wollte allein sterben.

Seltsamerweise hatte der Schmerz jetzt nachgelassen. Sie fragte sich, warum. Es gab jedoch kein Licht, keinen Augenblick der Klarheit. Der Tod spendete keinen Trost. Sie war nicht von Engeln umgeben. Auch kamen keine längst verstorbenen Verwandten - sie dachte an ihre Großmutter, die Frau, die ihr das Gefühl gegeben hatte, etwas Besonderes zu sein, die sie »Schatz« genannt hatte - und hielten ihre Hand.

Allein. In der Dunkelheit.

Sie öffnete die Augen. Träumte sie jetzt? Schwer zu sagen. Vorhin hatte sie Halluzinationen gehabt. Sie war mehrmals in Ohnmacht versunken und dann wieder aufgewacht. Sie erinnerte sich, dass sie Carlys Gesicht gesehen und sie angefleht hatte, wegzugehen. War das wirklich passiert? Wahrscheinlich nicht. Das war wohl nur eine Illusion gewesen.

Wenn die Schmerzen schlimm wurden, wirklich schlimm, verschwamm die Grenze zwischen Traum und Realität. Sie kämpfte nicht mehr dagegen an. Nur so kann man die Todes-

quälen überstehen. Man versucht, sich dem Schmerz zu stellen. Wenn das nicht funktioniert, versucht man, ihn in überschaubare Zeitabschnitte zu unterteilen. Wenn das auch nicht mehr funktioniert, gibt es nur einen Ausweg: den Verstand.

Man verliert den Verstand.

Aber wenn man noch merkt, was passiert, verliert man ihn dann wirklich?

Tiefgründige philosophische Fragen. Das war etwas für die Lebenden. Im Endeffekt, nach all den Träumen und Hoffnungen, nach der Zerstörung und der Erneuerung, würde Sheila Rogers jung, unter Qualen und durch die Hand eines anderen sterben.

Wahrscheinlich ausgleichende Gerechtigkeit.

Denn jetzt, als sie merkte, wie sich in ihr etwas abspaltete, abbriss und sich löste, verspürte sie tatsächlich eine große Klarheit. Eine furchtbare, unabdingbare Klarheit. Die Scheuklappen fielen von ihren Augen, auf einmal sah sie die Wahrheit.

Sheila Rogers wollte allein sterben.

Doch es war jemand bei ihr im Zimmer. Sie war sich ganz sicher. Sie spürte die sanfte Hand auf ihrer Stirn. Ihr wurde kalt. Als sie spürte, wie die Lebenskraft sie verließ, äußerte sie einen letzten Wunsch.

»Bitte«, sagte sie. »Geh weg.«

11

Squares und ich sprachen nicht über das, was wir gesehen hatten. Wir riefen auch nicht die Polizei. Ich dachte an Louis Castman, der in dem Zimmer gefangen war, sich nicht bewegen konnte, nichts zu lesen, kein Fernsehen oder Radio und nichts anzusehen hatte, außer den alten Fotos. Wäre ich ein besserer Mensch, hätte es mich wahrscheinlich interessiert.

Ich dachte auch an den Mann aus Garden City, der auf Louis Castman geschossen und Tanya dann im Stich gelassen hatte. Seine Zurückweisung hatte bei Tanya wahrscheinlich tiefere Narben hinterlassen, als Castman es je fertig gebracht hätte. Ich fragte mich, ob Mr Garden City noch an Tanya dachte oder ob er einfach weitergelebt hatte, als hätte es sie nie gegeben. Ich fragte mich, ob ihn ihr Gesicht in seinen Träumen verfolgte.

Ich bezweifelte es.

Ich dachte an all das, weil ich neugierig und entsetzt war. Aber ich tat es auch, weil es mich davon abhielt, an Sheila zu denken, daran, wer sie gewesen war und was Castman ihr angetan hatte. Ich hielt mir vor Augen, dass sie das Opfer gewesen war, dass man sie entführt, vergewaltigt und ihr noch Schlimmeres angetan hatte, und dass sie am Rest der Geschichte nicht schuld war. Meine Einschätzung ihrer Person hätte sich nicht verändern dürfen. Doch diese klugen und besonnenen Gedanken überzeugten mich nicht.

Und ich hasste mich dafür.

Es war fast vier Uhr morgens, als der Bus vor meiner Haustür hielt.

»Was hältst du davon?«, fragte ich.

Squares strich mit der Hand über seine Stoppeln. »Das, was Castman am Schluss gesagt hat, dass es nicht wieder weggeht, das stimmt.«

»Sprichst du aus Erfahrung?«

»Ja, allerdings.«

»Und?«

»Und daher glaube ich, dass irgendwas aus ihrer Vergangenheit wieder aufgetaucht ist und sie erwischt hat.«

»Dann sind wir auf der richtigen Spur.«

»Wahrscheinlich«, sagte Squares.

Ich legte die Hand auf den Türgriff und sagte: »Egal, was sie

getan hat - egal, was du getan hast -, vielleicht werdet ihr's nie wieder los. Aber das heißt nicht, dass ihr für alle Zeit verdammt seid.«

Squares starrte aus dem Fenster. Ich wartete. Er starrte weiter. Ich stieg aus, und er fuhr davon.

*

Die Nachricht auf dem Anrufbeantworter überraschte mich. Auf der Anzeige erkannte ich, dass sie um 23.47 Uhr eingegangen war. Ziemlich spät.

Ich dachte, es müsste jemand aus der Familie gewesen sein. Das war falsch.

Ich drückte die Play-Taste und eine junge Frau sagte: »Hi, Will.«

Ich erkannte die Stimme nicht.

»Hier ist Katy. Katy Miller.«

Ich erstarrte.

»Lange her, was? Ah, hör mal, tut mir Leid, dass ich so spät noch anrufe. Du schläfst wahrscheinlich schon. Na ja. Sag mal, Will, kannst du mich anrufen, sobald du das abhörst? Ganz egal, wie spät es dann ist. Ich muss einfach, na ja, ich muss mit dir über was reden.«

Dann nannte sie ihre Telefonnummer. Ich war perplex. Katy Miller. Julies kleine Schwester. Als ich sie das letzte Mal gesehen hatte, musste sie sechs gewesen sein oder so. Ich lächelte, erinnerte mich an früher - oje, Katy konnte höchstens vier gewesen sein, als sie sich damals hinter dem Schrankkoffer ihres Vaters versteckt hatte und in einem äußerst ungelegenen Moment hervorgesprungen war. Julie und ich hatten uns hastig eine Decke übergeworfen - Zeit, die Hosen hochzuziehen, war nicht - und hatten uns vor Lachen kaum halten können.

Die kleine Katy Miller.

Sie musste jetzt siebzehn oder achtzehn sein. Komisch, wenn man so darüber nachdachte. Ich wusste, welche Auswirkungen Julies Tod auf meine Familie gehabt hatte, und konnte mir auch halbwegs vorstellen, wie es Mr und Mrs Miller ergangen war. Doch ich hatte eigentlich nie darüber nachgedacht, wie die kleine Katy das erlebt hatte. Wieder dachte ich daran, wie Julie und ich kichernd die Decke über uns gezogen hatten, und jetzt fiel mir auch wieder ein, dass das damals im Keller passiert war. Wir hatten auf genau der Couch rumgemacht, auf der Julies Leiche gefunden worden war.

Warum rief Katy mich nach so langer Zeit an?

Vielleicht wollte sie mir nur ihr Beileid aussprechen, dachte ich, obwohl mir das etwas seltsam vorkam, insbesondere zu nachtschlafender Zeit. Ich hörte die Nachricht noch einmal ab, suchte nach versteckten Hinweisen, fand jedoch keine. Ich sollte sie jederzeit anrufen. Aber es war vier Uhr morgens und ich war müde. Egal was es war, es hatte bis morgen Zeit.

Ich legte mich ins Bett und dachte an meine letzte Begegnung mit Katy Miller. Meine Familie war gebeten worden, nicht zur Beerdigung zu kommen. Wir hatten der Bitte entsprochen. Aber zwei Tage später war ich alleine zum Friedhof an der Route 22 gefahren. Ich setzte mich an Julies Grabstein. Ich sagte nichts. Ich weinte nicht. Ich fand weder Trost, noch hatte ich das Gefühl, mit Julie abgeschlossen zu haben. Dann war Familie Miller in ihrem weißen Oldsmobile Cierra vorgefahren, und ich hatte mich verdrückt. Und dabei der kleinen Katy in die Augen gesehen. Ihre Miene wirkte seltsam resigniert, in ihr lag ein Wissen, das weit über das hinausging, was man von einem Kind ihres Alters erwarten konnte. Ich sah Trauer und Entsetzen, und vielleicht sah ich auch so etwas wie Mitleid.

Damals, auf dem Friedhof, war ich einfach weggegangen. Seitdem hatte ich Katy nicht mehr gesehen oder mit ihr gesprochen.

Sheriff Bertha Farrow hatte schon Schlimmeres gesehen.

Mord-Tatorte waren übel, aber was gebrochene Knochen, zertrümmerte Schädel und Übelkeit erregende Blutspritzer betraf, war ein Autounfall kaum zu überbieten. Ein Frontalzusammenstoß. Ein LKW, der auf die Gegenfahrbahn geraten war. Ein Baum, der den Wagen von der Stoßstange bis zum Rücksitz teilt. Ein Salto über die Leitplanke bei Höchstgeschwindigkeit.

Das waren echte Sauereien.

Trotzdem war der Anblick dieser toten Frau an einem Tatort, an dem fast kein Blut zu sehen war, irgendwie viel schlimmer. Bertha Farrow sah das Gesicht der Toten - ihre Züge waren angstverzerrt, fassungslos, vielleicht verzweifelt - und erkannte, dass die Frau unter großen Qualen gestorben war. Sie sah die gebrochenen Finger, den deformierten Brustkorb, die Blutergüsse, und sie wusste, dass dies ihr von einem anderen Menschen zugefügt worden war, dass hier nicht Stahl, sondern Fleisch auf Fleisch getroffen war. Das war nicht die Folge eines vereisten Straßenstücks oder eines Senderwechsels im Radio bei Tempo hundertdreißig, einer verspäteten LKW-Ladung, von Alkohol am Steuer oder überhöhter Geschwindigkeit.

Das war Absicht gewesen.

»Wer hat sie gefunden?«, fragte sie ihren Hilfssheriff George Volker.

»Die Randolph-Jungs.«

»Welche?«

»Jerry und Ron.«

Bertha rechnete nach. Jerry musste ungefähr sechzehn sein. Ron vierzehn.

»Sie waren mit Gypsy spazieren«, erläuterte der Hilfssheriff. Gypsy war der Schäferhund der Randolphins. »Er hat sie gerochen.«

»Wo sind die Jungs jetzt?«

»Dave hat sie nach Hause gebracht. Sie waren ziemlich durcheinander. Die Aussagen hab ich aufgenommen. Sie wissen nichts.«

Bertha nickte. Ein Kombi kam auf dem Highway angerast. Clyde Smart, der Gerichtsmediziner des Countys, hielt mit quietschenden Bremsen. Er stieß die Wagentür auf, sprang heraus und rannte auf sie zu. Bertha hielt sich die Hand vor die Augen.

»Kein Grund zur Eile, Clyde. Sie läuft uns nicht weg.«

George kicherte.

Clyde Smart kannte das schon. Er ging auf die fünfzig zu, war also etwa in Berthas Alter. Die beiden arbeiteten schon seit fast zwanzig Jahren zusammen. Clyde beachtete ihren Witz nicht und lief an ihnen vorbei. Er sah auf die Leiche hinab und seine Miene verfinsterte sich.

»Heilige Mutter Gottes«, sagte der Gerichtsmediziner.

Clyde hockte sich neben die Tote. Behutsam schob er ihr die Haare aus dem Gesicht. »Großer Gott«, sagte er. »Also ...« Er brach ab und schüttelte den Kopf.

Bertha kannte das auch schon. Clydes Reaktion überraschte sie nicht. Die meisten Gerichtsmediziner reagierten kühl und distanziert auf den Anblick eines Leichnams, Clyde nicht. Für ihn bestanden Menschen nicht in erster Linie aus Gewebe und unordentlicher Chemie. Sie hatte Clyde schon oft neben Toten weinen gesehen. Er behandelte jedes Opfer mit unglaublichem, manchmal schon fast lächerlichem Respekt. Bei Obduktionen war er so behutsam, als könnte er die Leiche wieder zum Leben erwecken. Er überbrachte den Familien der Opfer die

schreckliche Nachricht und nahm es fast ebenso schwer wie sie.

»Kannst du mir den ungefähren Todeszeitpunkt sagen?«, fragte sie.

»Ist nicht lange her«, sagte Clyde leise. »Die Leichenstarre der Haut ist noch im Anfangsstadium. Höchstens sechs Stunden, würde ich sagen. Ich messe die Lebertemperatur und ...« Er bemerkte die unnatürliche Stellung der Finger. »Mein Gott«, sagte er.

Bertha wandte sich wieder an ihren Hilfssheriff. »Irgendwelche Papiere?«

»Nein.«

»Vielleicht ein Raubüberfall?«

»Zu brutal«, sagte Clyde. Er blickte auf. »Der Mörder wollte, dass sie leidet.«

Wieder schwiegen sie. Bertha sah, dass sich in Clydes Augen Tränen sammelten.

»Was noch?«, fragte sie.

Clyde sah schnell wieder nach unten. »Sie ist keine Obdachlose«, sagte er. »Gut gekleidet und ernährt.« Er sah in ihren Mund. »Anständige Füllungen.«

»Anzeichen für eine Vergewaltigung?«

»Sie ist angezogen«, sagte Clyde. »Aber, mein Gott, was hat man ihr nicht angetan? Hier ist kaum Blut. Das hier war bestimmt nicht der Tatort. Ich nehme an, jemand hat sie im Vorbeifahren abgeladen. Mehr kann ich erst sagen, wenn ich sie auf dem Untersuchungstisch habe.«

»Okay«, sagte Bertha. »Gehen wir die Vermisstenliste durch und schicken wir ihre Fingerabdrücke durch den Computer.«

Dann machte Sheriff Bertha Farrow sich auf den Weg.

Ich brauchte Katy nicht zurückzurufen.

Das Klingeln des Telefons schreckte mich auf. Ich hatte so tief und traumlos geschlafen, dass ich keine Chance hatte, langsam an die Oberfläche zurückzukehren. Gerade war ich noch in tiefster Dunkelheit versunken gewesen, im nächsten Moment saß ich mit pochendem Herzen im Bett. Ich sah auf den Digitalwecker. 6:58.

Ich stöhnte und streckte mich zum Telefon. Die Rufnummer wurde nicht angezeigt. Rufnummernübermittlung war eine nutzlose Einrichtung. Jeder, den man nicht sprechen wollte oder der einfach nur seine Telefonnummer nicht verbreiten wollte, bezahlte einfach dafür, dass sie blockiert wurde.

Für meine Ohren klang meine Stimme zu wach, als ich freundlich »Hallo?« zwitscherte.

»Äh, Will Klein?«

»Ja.«

»Hier ist Katy Miller.« Dann ergänzte sie: »Julies Schwester.«

»Hi, Katy«, sagte ich.

»Ich hab dir gestern Abend auf den Anrufbeantworter gesprochen.«

»Das hab ich erst um vier Uhr morgens abgehört.«

»Oh, dann hab ich dich wohl geweckt.«

»Macht nichts«, sagte ich.

Ihre Stimme klang traurig, jung und gezwungen. Ich erinnerte mich noch an ihre Geburt. Ich rechnete kurz nach. »Du müsstest demnächst deinen High-School-Abschluss machen.«

»Ich geh im Herbst aufs College.«

»Wohin?«

»Bowdoin. Ist ziemlich klein.«

»In Maine«, sagte ich. »Das kenn ich. Ein ausgezeichnetes College. Glückwunsch.«

»Danke.«

Ich richtete mich etwas weiter auf, versuchte, mir etwas einfallen zu lassen, um das Schweigen zu durchbrechen. Mir fiel nur der Klassiker ein. »Ist lange her.«

»Will?«

»Ja.«

»Ich würd mich gern mit dir treffen.«

»Klar, das wäre prima.«

»Heute vielleicht?«

»Wo bist du?«, fragte ich.

»Ich bin in Livingston«, sagte sie. Dann fügte sie hinzu: »Ich hab dich bei uns am Haus gesehen.«

»Tut mir Leid.«

»Ich kann in die Stadt kommen, wenn du willst.«

»Nicht nötig«, sagte ich. »Ich fahr nachher meinen Vater besuchen. Sollen wir uns vorher treffen?«

»Ja, okay«, sagte sie. »Aber nicht hier. Erinnerst du dich an die Basketballfelder an der High School?«

»Klar«, sagte ich. »Ich bin um zehn da.«

»Okay.«

»Katy«, sagte ich und zögerte. »Ich muss sagen, ich finde diesen Anruf ein bisschen seltsam.«

»Ich weiß.«

»Warum willst du dich mit mir treffen?«

»Was glaubst du?«, erwiderte sie.

Ich antwortete nicht sofort, doch das machte nichts. Sie hatte schon aufgelegt.

Will verließ seine Wohnung. Der Ghost beobachtete ihn.

Der Ghost folgte ihm nicht. Er wusste, wohin Will ging. Doch als er ihm nachsah, beugten und streckten seine Finger sich, beugten und streckten sich immer wieder. Seine Unterarmmuskulatur spannte und entspannte sich. Sein ganzer Körper zitterte.

Der Ghost dachte an Julie Miller. Er dachte an ihren nackten Körper im Keller. Er dachte daran, wie sich ihre Haut angefühlt hatte, anfangs warm, aber nur kurz, dann immer fester, bis sie sich fast wie feuchter Marmor angefühlt hatte. Er dachte an ihre gelb-violette Gesichtsfarbe, die kleinen roten Flecken in den hervorquellenden Augen, die vor Entsetzen und Überraschung verzerrten Gesichtszüge, die geplatzten Blutgefäße, den eingetrockneten Speichel auf ihrer Wange, der fast wie eine Messerstichnarbe aussah. Er dachte an den unnatürlichen Winkel ihres Halses im Tode, daran, wie der Draht ihr durch die Haut in die Speiseröhre gedrungen war und sie fast enthauptet hätte.

Das viele Blut.

Strangulation war seine liebste Exekutionsmethode. Er war in Indien gewesen und hatte dort den Thug-Kult der stillen Mörder studiert, die die geheime Kunst des Erdrosseins perfektioniert hatten. Im Lauf der Jahre hatte der Ghost auch den Umgang mit Pistolen, Messern und anderen Waffen erlernt, doch wenn möglich wählte er immer noch die kalte Effizienz, das endgültige Schweigen, die kühne Macht und den persönlichen Touch der Strangulation.

Ein vorsichtiger Atemzug.

Will verschwand aus seinem Blickfeld.

Der Bruder.

Der Ghost dachte an die vielen Kung-Fu-Filme, in denen ein Bruder ermordet wird und der andere loszieht, um seinen Tod zu rächen. Er überlegte, was geschehen würde, wenn er Will Klein einfach umbrachte.

Nein, darum ging es hier nicht. Hier ging es um weit mehr als um schlichte Rache.

Trotzdem musste er weiter an Will denken. Schließlich war er der Schlüssel in dieser ganzen Sache. Hatten die Jahre ihn verändert? Der Ghost hoffte es. Doch er würde es noch früh genug erfahren.

Ja, fast war es an der Zeit, sich mit Will zu treffen und über die alten Zeiten zu plaudern.

Der Ghost überquerte die Straße zu Wills Mietshaus.

Fünf Minuten später war er in der Wohnung.

*

Ich nahm den Stadtbus raus zur Kreuzung Livingston und Northfield Avenue. Der strahlende Mittelpunkt des großen Vororts Livingston. Die alte Grundschule hatte man zu einer Einkaufszeile für arme Leute umgebaut, mit Spezialgeschäften, die nie etwas zu verkaufen schienen. Ich stieg zusammen mit ein paar Hausangestellten aus dem Bus, die hier arbeiteten. Die absurde Logik des Berufspendlertums. Die, die in Orten wie Livingston wohnen, fahren morgens nach Manhattan; die, die ihre Häuser putzen und auf die Kinder aufpassen, pendeln in die Gegenrichtung. So gleicht sich alles aus.

Ich ging die Livingston Avenue entlang in Richtung Livingston High School, die mit der Livingston Public Library, dem Livingston Municipal Court Building und der Livingston Police Station in einem Komplex zusammengefasst war. Erkennen Sie die Gemeinsamkeiten? Alle vier Gebäude waren aus Backstein und sahen aus, als wären sie zur selben Zeit, vom selben Archi-

tekten und aus demselben Material erbaut worden - als hätte ein Gebäude das nächste gezeugt.

Hier bin ich groß geworden. Als Kind habe ich mir aus dieser Bibliothek die Klassiker von C. S. Lewis und Madeleine L'Engle ausgeliehen. Mit achtzehn hatte ich in diesem Gerichtsgebäude Einspruch gegen ein Bußgeld wegen Geschwindigkeitsüberschreitung erhoben (und verloren). Und zusammen mit sechshundert anderen Jugendlichen hatte ich im größten Gebäude des Komplexes meine High-School-Zeit verbracht.

Ich ging halb um das Gelände herum und bog dann rechts ab, gelangte zu den Basketballfeldern und wartete unter einem rostigen Korb. Links lagen die städtischen Tennisplätze. Ich hatte auf der High School Tennis gespielt. Ich war sogar ganz gut gewesen, doch mir fehlte der Kampfgeist, den man zum Leistungssport braucht. Daher hatte ich es nie weit gebracht. Ich wollte zwar nicht verlieren, setzte aber nie alles daran, jedes Spiel zu gewinnen.

»Will?«

Ich drehte mich um, und als ich sie sah, stockte mir das Blut in den Adern. Sie war anders gekleidet - Hüftjeans, Siebziger-Jahre-Clogs und ein viel zu enges, viel zu kurzes Hemdchen, das den Blick auf einen flachen, wenn auch gepiercten Bauch freigab -, aber Gesicht und Haare ... ich dachte, ich müsste umkippen. Ich sah einen Moment zur Seite, zum Fußballplatz hinüber, und ich hätte schwören können, dass ich Julie da draußen erblickte.

»Ich weiß«, sagte Katy Miller. »Als wenn man einem Geist begegnet, stimmt's?«

Ich sah sie wieder an.

»Mein Dad«, sagte sie und steckte die schmalen Hände in ihre engen Jeanstaschen, »kann mir immer noch nicht ins Gesicht sehen, ohne zu weinen.«

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Sie kam näher. Wir betrachteten die High School. »Warst du auch hier?«, fragte ich.

»Hab vor 'nem Monat meinen Abschluss gemacht.«

»Hat's dir Spaß gemacht?«

Sie zuckte die Achseln. »Bin froh, hier rauszukommen.«

Die Sonne schien, daher sahen wir das Gebäude nur als strenge Silhouette, und für einen Moment wirkte es fast wie ein Gefängnis. High Schools sind so. Zu meiner Zeit war ich ziemlich beliebt gewesen. Ich war stellvertretender Vorsitzender der Schülermitverwaltung und zweiter Kapitän der Tennismannschaft. Ich hatte jede Menge Freunde. Aber wenn ich versuchte, mich an die schönen Augenblicke aus dieser Zeit zu erinnern, fiel mir nichts ein. Alles war mit der Unsicherheit behaftet, die diese Jahre bestimmt. Im Rückblick kommt einem die High School - das Erwachsenwerden, wenn man so will - wie ein unendlicher Kampf vor. Man muss ihn nur überleben, irgendwie durch- und am Ende möglichst heil herauskommen. Ich war in der High School nicht glücklich. Ich kann auch nicht sagen, ob ich es hätte sein sollen.

»Das mit deiner Mutter tut mir Leid«, sagte Katy.

»Danke.«

Sie zog eine Schachtel Zigaretten aus der Gesäßtasche und bot mir eine an. Ich lehnte ab. Ich beobachtete, wie sie sich eine anzündete, und widerstand dem Bedürfnis, ihr einen Vortrag über ihre Gesundheit zu halten. Katy ließ mich nicht aus den Augen. »Ich war ein Unfall, weißt du? Ein Nachzügler. Julie war schon auf der High School. Die Ärzte hatten meinen Eltern erzählt, sie könnten keine Kinder mehr kriegen. Dann ...« Wieder zuckte sie die Achseln. »Sie haben überhaupt nicht mit mir gerechnet.«

»Ist ja nicht so, als wären wir anderen alle die perfekt geplanten Wunschkinder«, sagte ich.

Sie lachte kurz auf, und das Geräusch erschütterte mich zutiefst. Es war Julies Lachen. Es verhallte sogar genau wie ihres.

»Ich muss mich auch noch für meinen Vater entschuldigen«, sagte Katy. »Er ist einfach ausgetickt, als er dich gesehen hat.«

»Ich hätte nicht hingehen sollen.«

Sie nahm einen langen Zug und legte den Kopf schief. »Was wolltest du bei uns?«

Ich überlegte. »Weiß ich nicht«, sagte ich dann.

»Ich hab dich gesehen. Gleich als du um die Ecke gekommen bist. Das war komisch. Ich weiß noch, wie ich dich als kleines Kind beobachtet habe, wenn du von eurem Haus zu uns rübergekommen bist. Von meinem Zimmer aus - ich hab immer noch dasselbe Zimmer. Das war fast wie ein Blick in die Vergangenheit. War echt seltsam.«

Ich sah nach rechts. Die Zufahrt war leer, aber an Schultagen parkten die Eltern hier und warteten auf ihre Kinder. Vielleicht habe ich keine uneingeschränkt positiven Erinnerungen an die High School, aber ich weiß noch, wie meine Mom mich hier in ihrem alten roten Volkswagen abgeholt hat. Sie saß im Wagen, las eine Zeitschrift, und wenn ich nach dem Klingeln auf sie zukam und sie mich sah, das erste Mal den Kopf hob und spürte, dass ich in der Nähe war, dann lächelte sie. Das Sunny-Lächeln, das aus tiefstem Herzen kam, dieses blendende Lächeln voller bedingungsloser Liebe, und es traf mich tief, als mir bewusst wurde, dass mich niemals wieder jemand so anlächeln würde.

Das ist zu viel, dachte ich. Hier zu sein. Die Ähnlichkeit zwischen Julie und Katy. Die Erinnerung. Das ist einfach zu viel.

»Hast du Hunger?«, fragte ich Katy.

»Ja, schon.«

Sie hatte ein Auto, einen alten Honda Civic. Am Rückspiegel hing Modeschmuck aus Glas. Drinnen roch es nach Kau-

gummi und Fruchtshampoo. Die Musik, die aus den Lautsprechern plärrte, kannte ich nicht, aber sie interessierte mich auch nicht.

Schweigend fuhren wir zu einem klassischen New Jersey Dinner an der Route 10. Hinter dem Tresen hingen signierte Fotos von Moderatoren der Lokalfernsehsender. In jeder Nische gab es eine kleine Jukebox. Die Speisekarte war unwesentlich länger als ein durchschnittlicher Tom-Clancy-Roman.

Ein Mann mit kräftigem Bart und noch kräftigerem Deodorant fragte uns, wie viele Personen wir seien. Wir versicherten ihm, wir wären zu zweit. Katy fügte hinzu, dass wir gern im Raucherbereich sitzen würden. Ich wusste nicht, dass es in Restaurants überhaupt noch Raucherbereiche gab, aber die großen Diners sind in diesem Punkt offenbar sehr rückständig. Wir hatten kaum Platz genommen, als sie einen Aschenbecher zu sich heranzog, fast so, als wollte sie dahinter Schutz suchen.

»Nachdem du bei uns am Haus warst«, sagte sie, »bin ich zum Friedhof gefahren.«

Ein Kellner goss uns Eiswasser ein. Sie zog an ihrer Zigarette, lehnte sich zurück und blies den Qualm in die Luft. »Ich bin seit Jahren nicht mehr da gewesen. Aber als ich dich gesehen hab, dachte ich irgendwie, ich muss mal wieder hin.«

Sie sah mich immer noch nicht an. Das fällt mir bei den Kids im Asyl auch immer wieder auf. Sie sehen einem nicht in die Augen. Mich stört das nicht. Es will nicht viel heißen. Ich sehe sie trotzdem an, habe aber festgestellt, dass der Augenkontakt überbewertet wird.

»Ich kann mich kaum noch an Julie erinnern. Ich sehe Fotos und weiß gar nicht, ob meine Erinnerungen echt sind oder ob ich sie mir hinterher zurechtgelegt habe. Ich glaub, quatsch, ich weiß noch, wie wir im *Great Adventure* Freizeitpark mit den verrückten Teetassen gefahren sind, aber wenn ich mir dann das

Foto angucke, kann ich gar nicht genau sagen, ob ich mich wirklich daran erinnere oder nur an das Foto. Weißt du, was ich meine?»

»Ja, ich glaub schon.«

»Und als du dann vorbeigekommen bist, musste ich raus. Dad hat getobt. Mom hat geweint. Ich musste einfach raus.«

»Ich wollte niemandem Kummer machen«, sagte ich.

Sie tat meine Worte mit einer kurzen Geste ab. »Schon okay. Irgendwie tut's ihnen auch ganz gut. Meistens vermeiden wir das Thema. Das ist manchmal ganz schön gruselig. Dann denk ich - oft würd ich gern losschreien *Sie ist tot.*« Katy runzelte die Stirn. »Soll ich dir mal was total Abgedrehtes erzählen?»

Mit einem Nicken deutete ich an, dass sie fortfahren sollte.

»Wir haben den Keller nicht umgebaut. Die alte Couch, der Fernseher und der abgewetzte Teppich sind immer noch da. Genau wie der alte Schrankkoffer, hinter dem ich mich mal versteckt hab. Ist alles noch da. Wird alles nicht mehr benutzt. Aber es ist noch da. Die Waschmaschine steht auch immer noch unten. Wir müssen durch das Zimmer, wenn wir waschen wollen. Verstehst du, was ich meine? So leben wir. Wir schleichen oben, na ja, wie auf einer dünnen Eisschicht herum und haben Angst, dass wir einbrechen und in diesen Keller fallen.«

Sie schwieg und sog an der Zigarette, als hinge ihr Leben davon ab. Ich lehnte mich zurück. Ich habe mir, wie gesagt, nie groß Gedanken darüber gemacht, wie Katy Miller den Mord verarbeitet hat. Natürlich habe ich an ihre Eltern gedacht und mir ihre Verzweiflung vor Augen gehalten. Ich habe mich oft gefragt, warum sie nicht weggezogen sind, aber schließlich habe ich auch nie ganz verstanden, warum meine Eltern nicht weggezogen sind. Ich habe die Verbindung zwischen Trost und Schmerz, den man sich selbst zufügt, schon erwähnt, und den

damit verbundenen Wunsch, sich an etwas zu klammern, weil man das Leid dem Vergessen vorzieht. Dass sie weiter in diesem Haus wohnen blieben, war ein perfektes Beispiel.

Aber ich hatte nie ernsthaft über Katy Miller nachgedacht, wie es für sie gewesen sein musste, in diesen Ruinen aufzuwachsen, in denen das geisterhafte Ebenbild der Schwester ihr nicht von der Seite wich. Ich betrachtete Katy, als sähe ich sie zum ersten Mal. Ihr Blick schoss noch immer wie ein verängstigter Vogel im Restaurant hin und her. Jetzt sah ich Tränen in ihren Augen. Ich streckte den Arm aus und nahm ihre Hand, die auch wieder an die ihrer Schwester erinnerte. Die Vergangenheit stürzte mit solcher Macht auf mich ein, dass ich fast hintenübergekippt wäre.

»Das ist so absurd«, sagte sie.

Das ist wahr, dachte ich. »Für mich auch.«

»Das muss ein Ende haben, Will. Mein Leben lang ... egal, was in dieser Nacht passiert ist - es muss jetzt mal ein Ende haben. Wenn die Polizei einen Täter gefasst hat, hört man im Fernsehen manchmal von den Angehörigen, *davon wird sie auch nicht wieder lebendig*, und ich denke mir: Klar, aber darum geht's doch auch nicht. Es ist vorbei. Wenn der Täter geschnappt wird, ist das ein Abschluss. Und das braucht man einfach.«

Ich hatte absolut keine Ahnung, worauf sie hinauswollte. Ich versuchte sie so zu behandeln, als wäre sie ein Mädchen aus dem Asyl, das zu mir gekommen war, weil es Hilfe und Zuneigung brauchte. Ich saß ihr gegenüber, sah ihr in die Augen und versuchte ihr klar zu machen, dass ich für sie da war.

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr ich deinen Bruder gehasst habe - nicht nur wegen dem, was er Julie angetan hat, sondern auch wegen dem, was er uns angetan hat, indem er einfach abgehauen ist. Ich habe gebetet, dass sie ihn finden. Ich habe geträumt, die Cops hätten ihn eingekreist, er wehrt sich

aber trotzdem und dann machen sie ihn alle. Ich weiß, dass du das nicht hören willst. Aber du musst mich verstehen.«

»Du willst einen Schlusstrich«, sagte ich.

»Ja«, sagte sie. »Aber ...«

»Aber was?«

Sie sah auf und zum ersten Mal trafen sich unsere Blicke. Ich fröstelte. Ich wollte meine Hand zurückziehen, doch ich konnte mich nicht bewegen. »Ich hab ihn gesehen«, sagte sie.

Ich dachte, ich hätte mich verhört.

»Deinen Bruder. Ich hab ihn gesehen. Ich glaub zumindest, dass er es war.«

Ich bekam nur ein Wort heraus. »Wann?«

»Gestern. Auf dem Friedhof.«

Die Kellnerin kam zu uns an den Tisch. Sie zog einen Bleistift hinterm Ohr hervor und fragte, was wir wollten. Erst sagten wir beide nichts. Die Kellnerin räusperte sich. Katy bestellte irgendeinen Salat. Die Kellnerin sah mich an. Ich bestellte ein Käseomelett. Sie fragte, welchen Käse ich wollte - amerikanischen, Schweizer, Cheddar. Ich sagte, Cheddar. Ob ich Bratkartoffeln oder Pommes frites dazu wollte? Bratkartoffeln. Weizentost, Roggentost oder Vollkornrost? Roggen. Und nichts zu trinken, danke.

Endlich ging die Kellnerin wieder.

»Erzähl«, sagte ich.

Katy drückte ihre Zigarette aus. »Wie gesagt, ich bin zum Friedhof gefahren. Einfach nur, um aus dem Haus zu kommen. Egal, du weißt ja, wo Julies Grab ist, stimmt's?«

Ich nickte.

»Klar, ich hab dich da ja gesehen. Ein paar Tage nach der Beerdigung.«

»Ja«, sagte ich.

Sie beugte sich vor. »Hast du sie geliebt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber sie hat dir das Herz gebrochen.«

»Möglich«, sagte ich. »Vor langer Zeit.«

Katy starrte ihre Hände an.

»Erzähl mir, was passiert ist«, sagte ich.

»Er hat sich ziemlich verändert. Dein Bruder, mein ich. Ich kann mich fast nicht mehr an ihn erinnern. Nur ganz vage. Und ich kenne ein paar Fotos von ihm.« Sie brach ab.

»Soll das heißen, dass er an Julies Grab gestanden hat?«

»Unter einer Weide.«

»Was?«

»Da steht eine Weide. So zwanzig, dreißig Meter vom Grab entfernt. Ich bin nicht durch den Eingang gekommen. Ich bin hinten über den Zaun geklettert. Deshalb hat er mich nicht gesehen. Ich bin also von hinten zum Grab gekommen und seh diesen Typen da stehen. Er hört mich nicht. Er war einfach in Gedanken versunken oder so. Ich hab ihm dann auf die Schulter getippt. Er ist meterhoch gesprungen, als er sich umgedreht und mich gesehen hat ... na ja, du weißt ja, wie ich aussehe. Er hätte fast geschrien. Hat mich für 'nen Geist gehalten oder so.«

»Und du hast gleich gewusst, dass es Ken war?«

»Nein, anfangs nicht. Wie denn auch?« Sie zog eine Zigarette aus der Packung und sagte: »Aber, ja. Jetzt bin ich sicher, dass er das war.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein?«

»Er hat mir gesagt, dass er's nicht getan hat.«

Mir schwirrte der Kopf. Meine Hände sanken herab und gruben sich ins Sitzkissen. »Was genau hat er gesagt?«

»Zuerst nur das. Ich *hab deine Schwester nicht umgebracht*.«

»Und was hast du gemacht?«

»Ich hab gesagt, dass er ein Lügner ist. Ich hab gesagt, ich schreie.«

»Hast du geschrien?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Katy hatte ihre neue Zigarette noch nicht angezündet. Sie nahm sie aus dem Mund und legte sie auf den Tisch. »Weil ich ihm geglaubt habe«, sagte sie. »Da war so was in seiner Stimme, ich weiß nicht. Ich habe ihn so lange gehasst. Du kannst dir nicht vorstellen, wie ... Aber jetzt ... ?«

»Und was hast du dann gemacht?«

»Ich hab einen Schritt zurück gemacht. Ich wollte immer noch schreien. Da ist er plötzlich auf mich zugekommen. Er hat meinen Kopf in beide Hände genommen, mir in die Augen gesehen und gesagt: *Ich finde den Mörder. Das verspreche ich dir.* Das war alles. Er hat mich dann noch kurz angesehen. Dann hat er mich losgelassen und ist weggerannt.«

»Hast du mit irgendwem darüber ... ?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich hab mit niemand gesprochen. Manchmal bin ich mir gar nicht sicher, ob das wirklich passiert ist. Oder ob ich mir das Ganze nur eingebildet habe. Geträumt oder sonst wie ausgedacht. Wie die Erinnerungen an Julie.« Sie blickte zu mir auf. »Glaubst du, dass er Julie umgebracht hat?«

»Nein«, sagte ich.

»Ich hab dich in den Nachrichten gesehen«, sagte sie. »Du hast immer gedacht, dass er tot ist. Weil am Tatort auch was von seinem Blut war.«

Ich nickte.

»Glaubst du das immer noch?«

»Nein«, sagte ich. »Das glaub ich nicht mehr.«

»Warum hast du deine Meinung geändert?«

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. »Ich glaube«, sagte ich, »ich suche auch nach ihm.«

»Ich will dir helfen.«

Sie hatte »will« gesagt. Aber ich wusste, dass sie »muss« meinte.

»Bitte, Will. Lass mich helfen.«

Und ich sagte ja.

15

Belmont, Nebraska

Sheriff Bertha Farrow sah Hilfssheriff George Volker stirnrunzelnd über die Schulter. »Ich hasse diese Dinger«, sagte sie.

»Das ist völlig irrational«, erwiderte Volker, während seine Finger über die Tastatur tanzten. »Computer sind unsere Freunde.«

Die Falten auf ihrer Stirn wurden tiefer. »Und was macht unser Freund gerade?«

»Er scannt die Fingerabdrücke der Unbekannten.«

»Scannt?«

»Wie soll man das einem absoluten Technologiefeind erklären?« Volker blickte auf und rieb sich das Kinn. »Das ist wie ein Fotokopierer und ein Faxgerät in einem. Er kopiert den Fingerabdruck und dann schickt er ihn per E-Mail an die CJIS in West Virginia.«

Die CJIS waren die Criminal Justice Information Services. Jetzt, da jede Polizeidienststelle online war - selbst in den hinterwäldlerischsten Nestern wie dem ihren -, konnte man Fingerabdrücke übers Internet zur erkennungsdienstlichen Bearbeitung schicken. Wenn sie in der riesigen Datenbank des National Crime Information Center gelistet waren, hatte man im Handumdrehen eine eindeutige Identifikation.

»Ich dachte, die CJIS sind in Washington«, sagte Bertha.

»Nicht mehr. Senator Byrd hat sie verlegt.«

»Prima, wenn man so einen Senator hat.«

»Keine Frage.«

Bertha legte ihr Holster an und ging den Korridor hinab. Das Revier lag im selben Gebäude wie Clydes Leichenschauhaus, eine sehr bequeme Einteilung, die nur gelegentlich stechende Gerüche mit sich brachte. Die Belüftungsanlage des Leichenschauhauses war miserabel, daher waberte gelegentlich eine Wolke aus Formaldehyd- und Verwesungsgestank durch die Diensträume.

Nach ganz kurzem Zögern öffnete Bertha Farrow die Tür zum Leichenschauhaus. Hier gab es keine Stahlshubladen, glänzenden Instrumente oder komplizierte Gerätschaften, wie man sie aus dem Fernsehen kannte. Clydes Leichenschauhaus war eigentlich nur ein Notbehelf. Clyde hatte auch nur eine Teilzeitstelle, weil, wenn man ehrlich war, wirklich nicht viel Arbeit anfiel. Der eine oder andere Verkehrstote, das war's so ziemlich. Letztes Jahr war Don Taylor so besoffen gewesen, dass er sich versehentlich eine Kugel in den Kopf gejagt hatte. Seine leidgeprüfte Frau meinte gern scherzhaft, der alte Don habe wohl in den Spiegel geschaut und sich für einen Elch gehalten. Der Bund fürs Leben. Aber das war's dann auch wirklich. Das Leichenschauhaus - na ja, das war eine großspurige Bezeichnung für das Hausmeisterzimmer - konnte nicht mehr als zwei Leichen gleichzeitig aufnehmen. Wenn Clyde wirklich einmal mehr Platz brauchte, griff er auf Wally's Beerdigungsinstitut zurück.

Die Leiche der Unbekannten lag auf dem Tisch. Clyde beugte sich über sie. Er trug blaue Operationskluft und helle Gummihandschuhe. Er weinte. Aus den Lautsprechern tönte eine Opernarie - irgendein Gejammer über etwas furchtbar Tragisches.

»Hast du sie schon aufgemacht?«, fragte Bertha, obwohl die Antwort offensichtlich war.

Clyde wischte sich mit zwei Fingern die Tränen aus den Augen. »Nein.«

»Worauf wartest du? Ihre Einverständniserklärung?«

Er warf Bertha mit seinen geröteten Augen einen bösen Blick zu. »Ich bin noch bei der äußerlichen Begutachtung.«

»Was ist mit der Todesursache, Clyde?«

»Kann ich erst sagen, wenn die Obduktion beendet ist.«

Bertha trat näher an ihn heran. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter, heuchelte Verständnis und tat, als wollte sie ihn trösten. »Wie war's mit einer vorläufigen Vermutung, Clyde?«

»Sie wurde ziemlich übel zusammengeschlagen. Guck mal, da.«

Er deutete auf die Stelle, wo normalerweise der Brustkorb war. Es war fast keine Struktur mehr zu erkennen. Die Rippen waren eingedrückt, zusammengesackt wie Styropor unter einem Stiefel.

»Viele Blutergüsse«, sagte Bertha.

»Hämatome, ja, aber siehst du das hier?« Er zeigte mit dem Finger auf etwas, das die Haut knapp über der Bauchhöhle nach oben drückte.

»Gebrochene Rippen?«

»Total zersplitterte Rippen«, korrigierte er sie.

»Woher?«

Clyde zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich hat er einen schweren Metallhammer benutzt oder so was. Ich schätze - aber das ist wirklich nur eine Schätzung -, dass dabei eine Rippe zersplittert ist und ein lebenswichtiges Organ verletzt hat. Sie könnte die Lunge oder den Magen durchstoßen haben. Vielleicht hat sie auch Glück gehabt, und der Stich ist direkt ins Herz gegangen.«

Bertha schüttelte den Kopf. »Sie sieht nicht aus, als hätte sie im Leben viel Glück gehabt.«

Clyde wandte sich ab. Er senkte den Kopf und fing wieder an zu weinen. Seine Brust hob und senkte sich, als er versuchte, das Schluchzen zu unterdrücken.

»Diese Flecken da auf ihrer Brust?«, sagte Bertha.

Ohne hinzusehen antwortete er: »Verbrennungen von einer Zigarette.«

Das hatte sie sich schon gedacht. Verstümmelte Finger und Zigarettenverbrennungen. Man brauchte kein Sherlock Holmes zu sein, um zu der Schlussfolgerung zu gelangen, dass sie gefoltert worden war.

»Untersuch alles, was du kannst, Clyde. Blutproben, Vergiftung, alles.«

Er schniefte und drehte sich endlich wieder um. »Ja, Bertha. Mach ich.«

Die Tür hinter ihnen wurde geöffnet. Beide drehten sich um. Es war Volker. »Wir haben einen Treffer«, sagte er.

»Schon?«

George nickte. »Stand ganz oben auf der NCIC-Liste.«

»Was meinst du mit ganz oben auf der Liste?«

Volker nickte in Richtung der Leiche. »Unsere Unbekannte«, sagte er, »wurde von niemand Geringerem als dem FBI gesucht.«

16

Katy setzte mich am Hickory Place ab, ungefähr drei Blocks vom Haus meiner Eltern entfernt. Wir wollten nicht zusammen gesehen werden. Vielleicht ein bisschen paranoid von uns, aber das war mir egal.

»Und jetzt?«, wollte Katy wissen.

Das hatte ich mich auch schon gefragt. »Ich weiß nicht. Aber wenn Ken Julie nicht umgebracht hat...«

»Dann muss es jemand anders gewesen sein.«

»Mann«, sagte ich. »Wir sind echt gut.«

Sie lächelte. »Also sehen wir uns nach Verdächtigen um.«

Es klang lächerlich - waren wir etwa die Mod Squad? -, doch ich nickte.

»Ich hör mich um«, sagte sie.

»Wo hörst du dich um? Über was?«

Sie zuckte die Achseln. »Weiß ich auch nicht. Über Julies Vergangenheit, denk ich. Ich versuch rauszukriegen, wer sie umbringen wollte.«

»Das hat die Polizei auch schon mal versucht.«

»Die haben sich nur für deinen Bruder interessiert.«

Da war was dran. »Okay«, sagte ich und kam mir wieder albern vor.

»Wir telefonieren später am Abend mal.«

Ich nickte und stieg aus. Mein Nancy-Drew-Double brauste ohne Abschiedsgruß davon. Ich stand da und ließ die Einsamkeit auf mich wirken. Ich wollte mich nicht bewegen.

Die Straßen Suburbias waren leer und die sauber gepflasterten Hauseinfahrten zugeparkt. Die Kombis mit Holzdesign aus meiner Jugend waren durch ein reiches Sortiment von Quasi-Geländewagen ersetzt worden - Minivans, Family Trucks (was immer das sein sollte) und SUVs. Die meisten Häuser präsentierten sich im klassischen Split-Level-Stil des Häuserbooms der frühen Sechziger. Viele hatten Anbauten bekommen. Andere waren circa 1974 von Grund auf renoviert worden und hatten dabei extrem weiße und glatte Steinfassaden erhalten. Sie wirkten etwa so zeitlos wie der hellblaue Smoking, den ich zum Schul-Abschlussball getragen hatte.

Als ich an unserem Haus ankam, standen keine Wagen vor der Tür und es waren keine Trauergäste im Haus. Das kam nicht sehr überraschend. Ich rief nach meinem Vater. Keine Antwort. Ich fand ihn allein im Keller, mit einem Teppichmesser in der Hand. Er stand mitten im Raum zwischen alten Kleiderkartons. Die Klebebänder waren aufgeschnitten. Dad stand stocksteif zwischen den Kartons. Er drehte sich nicht um, als er meine Schritte hörte.

»Da ist schon so viel weggepackt«, sagte er leise.

Es waren alte Kleiderkartons meiner Mutter. Mein Vater griff in einen und zog ein schmales silberglänzendes Stirnband heraus. Er drehte sich zu mir um und hielt es hoch. »Erinnerst du dich noch daran?«

Wir lächelten. Wahrscheinlich machen alle Menschen ihre Modephasen durch. Allerdings nicht so extrem wie meine Mutter. Sie hat die Mode bei uns gemacht, hat sie bestimmt und ist mit ihr verschmolzen. So gab es zum Beispiel die Stirnband-Ära. Sie hatte sich die Haare wachsen lassen und hatte ein Potpourri vielfarbiger Bänder getragen, wie eine Indianerprinzessin. Mehrere Monate lang - ich würde sagen, die Stirnband-Ära dauerte etwa sechs Monate - ging sie nie ohne aus dem Haus. Als die Stirnbänder ihren wohlverdienten Ruhestand antraten, steuerte die Wildleder-Fransen-Periode ihrem Höhepunkt entgegen. Danach folgte die Lila-Renaissance - nicht unbedingt meine Lieblingsmode, wie ich Ihnen versichern kann, hatte man doch den Eindruck, mit einer riesigen Aubergine oder einem Jimi-Hendrix-Groupie zusammenzuleben - und dann die Reitgerten-Zeit - bei einer Frau, deren engste Verbindung zum Reiten darin bestand, dass sie Elizabeth Taylor mehrmals in Kleines Mädchen, *großes Herz* gesehen hatte.

Die Modephasen fanden - wie so vieles andere - mit Julie Millers Ermordung ein jähes Ende. Mom - Sunny - hatte die Klei-

dung eingemottet und in der hintersten Ecke des Kellers verstaut.

Dad warf das Stirnband wieder in den Karton. »Wir wollten umziehen, weißt du?«

Davon hatte ich nichts gewusst.

»Vor drei Jahren. Wir wollten uns eine Wohnung in West Orange kaufen, und vielleicht noch was Kleines für den Winter in Scottsdale in der Nähe von Cousine Esther und Harold. Aber als sich dann herausgestellt hat, dass deine Mutter krank war, haben wir es bleiben lassen.« Er sah mich an. »Hast du Durst?«

»Eigentlich nicht.«

»Wie wär's mit einer Cola Light? Ich kann eine brauchen.«

Dad ging an mir vorbei zur Treppe. Ich sah die alten Kartons an, die meine Mutter mit einem dicken Filzstift beschriftet hatte. Hinten im Regal lagen zwei von Kens alten Tennisschlägern. Der eine war sein erster gewesen. Damit hatte er gespielt, als er erst drei Jahre alt war. Mom hatte ihn aufgehoben. Ich drehte mich um und folgte meinem Vater. In der Küche öffnete er die Kühlschranktür.

»Erzählst du mir, was gestern los war?«, fing er an.

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Zwischen dir und deiner Schwester.« Dad holte eine Zweiliter-Flasche Cola Light heraus. »Worum ging's da eigentlich?«

»Um gar nichts«, sagte ich.

Mit einem Nicken öffnete er den Geschirrschrank. Er nahm zwei Gläser heraus, ging zum Gefrierschrank und gab etwas Eis hinein. »Dich und Melissa hat deine Mutter immer belauscht«, sagte er.

»Ich weiß.«

»Sie war nicht sehr taktvoll. Ich hab ihr immer wieder gesagt, sie soll damit aufhören, aber sie hat nur gemeint, das würde zu den Aufgaben einer Mutter gehören.«

»Du hast gesagt, Melissa und mich.«

1 »Ja.«

»Warum Kennicht?«

? »Vielleicht wollte sie's nicht wissen.« Er schenkte die Cola
• ein. »Du fragst in letzter Zeit häufig nach deinem Bruder.«

»Ist doch eine ganz logische Frage.«

»Natürlich, vollkommen logisch. Und nach der Beerdigung
' hast du mich gefragt, ob ich glaube, dass er noch am Leben ist.

• Und am nächsten Tag streitest du dich mit Melissa über ihn.
Also frag ich jetzt noch einmal: Was ist los?«

Ich hatte das Foto noch in der Tasche. Fragen Sie mich nicht,
warum. Am Morgen hatte ich mit dem Scanner Farbkopien ge-
macht. Aber ich konnte es einfach nicht aus der Hand geben.

Als es an der Tür klingelte, schrakten wir beide zusammen.
/ Wir sahen uns an. Dad zuckte die Achseln. Ich sagte, ich wolle
/ aufmachen. Ich nahm einen schnellen Schluck von meiner
Cola Light und stellte sie wieder auf den Tresen. Ich ging zur
Haustür. Als ich sie öffnete und sah, wer es war, wäre ich fast aus
den Latschen gekippt.

Mrs Miller. Julies Mutter.

Sie streckte mir eine in Aluminiumfolie eingewickelte Ser-
vierplatte entgegen. Ihr Blick war gesenkt, als platzierte sie eine
Opfergabe vor dem Altar. Einen Moment lang erstarrte ich und
wusste nicht, was ich sagen sollte. Sie blickte auf. Unsere Blicke
trafen sich - genau wie vor zwei Tagen, als ich bei ihnen am
Bordstein gestanden hatte. Der Schmerz in ihren Augen wirkte
sehr akut, fast elektrisiert. Ich fragte mich, ob sie in meinen Au-
gen dasselbe sah.

»Ich dachte nur ...«, setzte sie an. »Ich meine, ich wollte ...«

»Bitte«, sagte ich. »Kommen Sie doch rein.«

Sie versuchte zu lächeln. »Danke.«

Mein Vater kam aus der Küche und fragte: »Wer ist da?«

Ich wich zurück. Mrs Miller hielt die Servierplatte immer noch wie zum Schutz vor sich und trat näher. Die Augen meines Vaters wurden groß, und ich sah, wie hinter ihnen etwas zersprang.

Seine Stimme war nur noch ein wutverzerrtes Flüstern. »Was willst du hier?«

Mrs Miller senkte den Kopf.

»Dad«, sagte ich.

Er beachtete mich nicht. »Ich hab dich was gefragt, Lucille. Was willst du hier?«

Mrs Miller senkte den Kopf.

»Dad«, wiederholte ich eindringlicher.

Doch es half nichts. Seine Augen waren klein und schwarz geworden. »Ich will dich hier nicht sehen«, sagte er.

»Dad, sie ist gekommen, weil sie uns ...«

»Raus.«

»Dad!«

Mrs Miller zuckte zurück. Sie drückte mir die Servierplatte in die Hand. »Ich geh lieber, Will.«

»Nein«, sagte ich. »Bleiben Sie.«

»Ich hätte nicht kommen sollen.«

Dad schrie: »Da hast du verdammt Recht. Du hättest nicht kommen sollen.«

Ich warf ihm einen bösen Blick zu, was er jedoch nicht sah, weil er sie noch immer unverwandt anstarrte.

Mit gesenkten Augen sagte Mrs Miller: »Mein Beileid.«

Aber mein Vater war noch nicht fertig. »Sie ist tot, Lucille. Das nützt jetzt nichts mehr.«

Daraufhin floh Mrs Miller. Ich stand wie angewurzelt mit der Servierplatte in der Hand da und sah meinen Vater ungläubig an. Er erwiderte den Blick und sagte: »Schmeiß den Scheiß weg.«

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich wollte Mrs Miller folgen und mich entschuldigen, aber sie ging sehr schnell und war schon fast an der Ecke. Mein Vater war wieder in der Küche verschwunden. Ich folgte ihm und knallte die Platte auf den Tresen.

»Was sollte das?«, fragte ich.

Er nahm seine Cola Light. »Ich will sie hier nicht sehen.«

»Sie war hier, um Mutter die letzte Ehre zu erweisen.«

»Sie war hier, um sich von ihrer Schuld reinzuwaschen.«

»Wovon redest du eigentlich?«

»Deine Mutter ist tot. Sie kann nichts mehr für sie tun.«

»Das ist doch Unsinn.«

»Deine Mutter hat Lucille angerufen. Wusstest du das? Kurz nach dem Mord. Sie wollte ihr ihr Beileid aussprechen. Lucille hat ihr gesagt, sie soll sich zum Teufel scheren. Sie hat uns vorgeworfen, wir hätten einen Mörder aufgezogen. Das hat sie gesagt. Es sei unsere Schuld. Wir hätten einen Mörder aufgezogen.«

»Das ist elfJahre her, Dad.«

»Hast du irgendeine Vorstellung, was das bei deiner Mutter angerichtet hat?«

»Ihre Tochter war gerade ermordet worden. Sie stand unter Schock.«

»Und da muss sie bis jetzt warten, um das wieder einzurenken? So lange, bis es nichts mehr nützt?« Er schüttelte den Kopf.
»Ich will nichts davon hören. Und deine Mutter, die kann's nicht mehr hören.«

Dann wurde die Haustür geöffnet. Tante Selma und Onkel Murray traten mit bekümmertem Lächeln ein. Tante Selma ging in die Küche. Onkel Murray machte sich an dem lockeren Wandpaneel zu schaffen, das ihm am Vortag aufgefallen war.

Und mein Vater und ich hörten auf zu reden.

Special Agent Claudia Fisher nahm Haltung an und klopfte an die Tür.

»Herein.«

Sie drehte den Knauf und betrat das Büro des stellvertretenden Direktors Joseph Pistillo. Der stellvertretende Direktor leitete das New Yorker Büro. Abgesehen vom Direktor in Washington war er der hochrangigste und mächtigste Agent beim FBI.

Pistillo blickte auf. Was er sah, gefiel ihm ganz und gar nicht.
»Was ist?«

»Sheila Rogers wurde tot aufgefunden«, meldete Fisher.

Pistillo fluchte kurz. »Wo und wie?«

»Sie wurde am Straßenrand in Nebraska entdeckt. Ohne Papiere. Die dortige Polizei hat die Fingerabdrücke durch die NCIC gejagt. Es waren ihre.«

»Scheiße.«

Pistillo kaute ein Stück Nagelhaut ab.

»Ich möchte eine Identifikation durch Augenschein«, sagte er.

»Schon erledigt.«

»Was?«

»Ich war so frei, Sheriff Farrow das Fahndungsfoto von Sheila Rogers zu mailen. Sie und der Gerichtsmediziner haben bestätigt, dass es sich um die fragliche Frau handelt. Größe und Gewicht stimmen auch.«

Pistillo lehnte sich zurück. Er griff nach einem Stift, hob ihn in Augenhöhe und musterte ihn. Fisher stand in Habtachtstellung. Mit einer Geste forderte er sie auf, sich zu setzen. Sie gehorchte. »Sheila Rogers' Eltern leben in Utah, oder?«

»Idaho.«

»Egal, jedenfalls müssen wir sie kontaktieren.«

»Ich habe die Polizei vor Ort schon informiert. Der Polizeichef kennt die Familie persönlich.«

Pistillo nickte. »Okay, gut.«

Er nahm den Stift aus dem Mund. »Wie wurde sie umgebracht?«

»Wahrscheinlich ist sie an inneren Blutungen gestorben, die durch Schläge verursacht wurden. Die Obduktion ist noch nicht abgeschlossen.«

»Herrgott.«

»Sie wurde gefoltert. Die Finger waren ausgerenkt und verdreht. Wahrscheinlich mit einer Zange. Die Leiche wies mehrere Verbrennungen von Zigarettenkippen auf.«

»Wie lange ist sie schon tot?«

»Wahrscheinlich ist sie im Lauf der Nacht oder heute am frühen Morgen gestorben.«

Pistillo sah Fisher an. Er dachte daran, dass Will Klein, Rogers' Liebhaber, erst gestern auf diesem Stuhl gesessen hatte. »Das ging ja schnell«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Wenn sie, wie man uns glauben machen wollte, geflohen ist, haben die sie verflucht schnell gefunden.«

»Es sei denn«, sagte Fisher, »sie ist zu denen geflohen.«

Pistillo lehnte sich zurück. »Oder überhaupt nicht.«

»Jetzt kann ich Ihnen nicht folgen.«

Wieder musterte er seinen Stift. »Wir sind die ganze Zeit davon ausgegangen, dass Sheila Rogers geflohen ist, weil sie was mit den Morden in Albuquerque zu tun hat, stimmt's?«

Fisher nickte langsam. »Ja und nein. Warum hätte sie nach New York zurückkommen sollen, wenn sie doch gleich wieder abhauen wollte?«

»Vielleicht wollte sie zum Begräbnis der Mutter, oder was weiß ich«, sagte er. »Spielt auch keine Rolle, ich glaube sowieso nicht mehr, dass sie geflohen ist. Vielleicht wusste sie überhaupt nicht, dass wir hinter ihr her sind. Vielleicht - passen Sie mal auf, Claudia - vielleicht ist sie entführt worden.«

»Wie soll das gelaufen sein?«, fragte Fisher.

Pistillo legte den Kuli auf den Schreibtisch. »Laut Will Kleins Aussage hat sie die Wohnung morgens um - wann war das, um sechs? - verlassen.«

»Um fünf.«

»Um fünf. Gut. Dann gehen wir doch mal von unserem Szenario aus und setzen das Ganze zusammen. Sheila Rogers verlässt die Wohnung um fünf Uhr morgens. Sie verkriecht sich irgendwo. Jemand findet sie, foltert sie zu Tode und entledigt sich der Leiche irgendwo im tiefsten Nebraska. Ist das so weit richtig?«

Fisher nickte langsam. »Wie Sie schon sagten. Das ging sehr schnell.«

»Zu schnell?«

»Möglich.«

»Vom Zeitablauf her«, sagte Pistillo, »wäre es viel wahrscheinlicher, dass sie gleich hier aufgegriffen wurde. Gleich nach dem Verlassen der Wohnung.«

»Und derjenige ist dann mit ihr nach Nebraska geflogen?«

»Oder gefahren wie der Teufel?«

»Oder ...«, setzte Fisher an.

»Oder was?«

Sie sah ihren Chef an. »Ich glaube«, sagte sie, »wir kommen beide zu demselben Schluss. Die Zeit reicht nicht. Wahrscheinlich ist sie schon in der Nacht vorher verschwunden.«

»Und was heißt das?«

»Das heißt, Will Klein hat uns belogen.«

Pistillo grinste. »Genau.«

Als Fisher die Geschichte weiterspinn, ergab ein Wort das andere. »Okay, dann ergibt sich also folgendes Szenario: Will Klein und Sheila Rogers gehen auf die Beerdigung von Kleins Mutter. Hinterher kehren sie zum Haus seiner Eltern zurück. Laut Klein sind sie dann in ihre gemeinsame Wohnung gefahren. Das kann uns allerdings niemand bestätigen. Möglicherweise ...«, sie versuchte langsamer zu sprechen, was ihr jedoch nicht gelang, «... möglicherweise sind sie also nach Hause gefahren. Vielleicht hat er sie an einen Komplizen übergeben, der sie gefoltert, umgebracht und ihre Leiche beseitigt hat. Will fährt inzwischen nach Hause. Morgens geht er zur Arbeit. Als Wilcox und ich ihn dort zur Rede stellen, behauptet er, sie habe die Wohnung erst frühmorgens verlassen.«

Pistillo nickte. »Interessante Theorie.«

Sie nahm wieder Haltung an.

»Haben Sie auch ein Motiv?«, fragte er.

»Er musste sie zum Schweigen bringen.«

»Weswegen?«

»Wegen dem, was in Albuquerque passiert ist.«

Beide überlegten schweigend.

»Mich überzeugt das nicht ganz«, sagte Pistillo.

»Mich auch nicht.«

»Aber wir sind uns einig, dass Will Klein mehr weiß, als er zugeht.«

»Hundertprozentig.«

Pistillo stieß einen tiefen Seufzer aus. »Auf jeden Fall müssen wir ihm die schlechte Nachricht von Ms Rogers' Ableben überbringen.«

»Ja.«

»Rufen Sie diesen Polizeichef in Utah an.«

»Idaho.«

»Egal. Er soll die Familie informieren. Er soll zusehen, dass die Eltern zur offiziellen Identifikation nach Nebraska fliegen.«

»Was ist mit Will Klein?«

Pistillo überlegte. »Ich setz mich mit Squares in Verbindung. Vielleicht kann er uns beistehen, wenn wir ihm diesen Schlag versetzen.«

18

Meine Wohnungstür stand offen.

Nach Tante Seimas und Onkel Murrays Ankunft waren mein Vater und ich uns aus dem Weg gegangen. Ich liebe meinen Vater. Ich glaube, das ist ziemlich deutlich geworden. Aber absurderweise gebe ich ihm irgendwie die Schuld am Tod meiner Mutter. Ich weiß nicht, woher dieses Gefühl kommt, es fällt mir auch schwer, das einzugestehen, sogar mir selbst gegenüber, aber seit wir zum ersten Mal von ihrer Krankheit erfuhren, hatte ich ihn mit anderen Augen gesehen. Als hätte er sie nicht ausreichend unterstützt. Vielleicht meinte ich auch, es wäre seine Aufgabe gewesen, sie nach dem Mord an Julie Miller zu retten. Er war nicht stark genug gewesen. Er hatte als Ehemann versagt. Hätte wahre Liebe ihr nicht geholfen, sich zu erholen? Hätte sie ihre Lebensgeister nicht wieder zum Leben erwecken müssen?

Wie schon gesagt: absurd.

Die Tür stand nur einen Spaltbreit offen, aber das gab mir doch zu denken. Ich schließe immer ab - hey, ich wohne in Manhattan, in einem Haus ohne Portier-, aber andererseits war ich in letzter Zeit nicht immer voll bei der Sache gewesen. Vielleicht hatte ich es in der Eile einfach vergessen, weil ich mich mit Katy Miller treffen wollte. Wäre schließlich völlig normal.

Manchmal klemmt der Schnapper auch. Vielleicht hatte ich die Tür gar nicht richtig zugemacht.

Ich runzelte die Stirn. Unwahrscheinlich.

Ich legte die Hand an die Tür und stieß sie leicht auf. Ich horchte auf das leise Quietschen. Es blieb aus. Doch ich hörte etwas anderes. Anfangs nur ganz schwach. Ich steckte den Kopf durch die Öffnung und sofort wurde mir innerlich eiskalt.

Ich konnte nichts Ungewöhnliches sehen. Das Licht war aus und die Jalousien waren geschlossen, es war also ziemlich dunkel. Nein, da war nichts Ungewöhnliches. Wenigstens nicht zu sehen. Ich blieb im Flur stehen und steckte den Kopf etwas weiter hinein. Aber ich hörte Musik.

An sich wäre auch das kein Grund zur Besorgnis gewesen. Ich habe es mir nicht zur Gewohnheit gemacht, immer das Radio eingeschaltet zu lassen wie einige sicherheitsbesessene New Yorker, muss jedoch zugeben, dass ich in letzter Zeit ziemlich geistesabwesend gewesen war. Durchaus möglich, dass ich den CD-Player nicht ausgeschaltet hatte. Aber das allein hätte mir keinen solchen Schrecken eingejagt.

Was mich hingegen erschreckte, war das Stück, das gerade lief.

Das ging mir an die Nieren. Drinnen lief- ich versuchte mich zu erinnern, wann ich den Song das letzte Mal gehört hatte - *Don't Fear the Reaper*. Ich fröstelte.

Kens Lieblingssong.

Von Blue Oyster Cult, einer Heavy Metal Band; dieses Stück, ihr größter Hit, war allerdings eher ruhig, fast schon ätherisch. Ken hatte oft mit seinem Tennisschläger so getan, als würde er die Gitarrensolis mitspielen. Und ich wusste, dass es dieses Stück auf keiner meiner CDs gab. Hundertprozentig nicht. Da schwangen zu viele Erinnerungen mit.

Was zum Teufel ging hier vor?

Ich trat ins Wohnzimmer. Es war, wie gesagt, dunkel. Ich blieb stehen und kam mir schrecklich blöd vor. Hm. Warum machst du nicht einfach das Licht an, du Volltrottel? Das wäre doch mal eine brillante Idee?

Als ich die Hand nach dem Schalter ausstreckte, sagte eine andere innere Stimme: Oder noch besser, warum haust du nicht einfach ab? Das schreien wir den Unwissenden auf der Kinoleinwand doch immer zu, stimmt's? Der Mörder hat sich im Haus versteckt. Das bescheuerte Mädchen entschließt sich, nachdem sie die enthauptete Leiche ihrer besten Freundin gefunden hat, weiter durchs dunkle Haus zu streifen, anstatt beispielsweise zu fliehen und dabei zu schreien wie ein angestochnes Schwein.

Mann, wenn ich mich jetzt noch bis auf den BH auszog, wäre ich die perfekte Besetzung.

Der Song endete mit einem Gitarrensolo und verklang. Ich wartete auf die Stille. Sie dauerte nur kurz. Dann fing die Musik von vorne an. Derselbe Song.

Was zum Teufel ging hier vor?

Abhauen und schreien. Das war's. Das wäre das Beste. Es gab nur ein Problem. Ich war nicht über eine enthauptete Leiche gestolpert. Was sollte das dann bringen? Was sollte ich machen? Die Polizei rufen? Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie das Gespräch ablaufen würde. Was ist das Problem, Sir? Ja, wissen Sie, auf meiner Stereoanlage läuft dauernd der Lieblingssong meines Bruders, daher habe ich beschlossen, schreiend durchs Treppenhaus zu laufen. Könnten Sie vielleicht eine bewaffnete Einheit vorbeischicken? Mhm, selbstverständlich, wir sind schon unterwegs.

Für wie blöde würden die mich halten?

Und selbst wenn ich annahm, dass irgendein Herumtreiber in meine Wohnung eingebrochen war und es sich darin be-

quem gemacht hatte, einer, der seine eigene CD mitgebracht hatte ... Tja, wer konnte das am ehesten sein?

Mein Herz schlug schneller, während meine Augen sich langsam an die Dunkelheit gewöhnten. Ich entschloss mich, das Licht ausgeschaltet zu lassen. Wenn hier ein Eindringling war, brauchte er nicht zu wissen, wo ich stand, die ideale Zielscheibe. Oder würde es ihn aus seinem Versteck aufscheuchen, wenn ich das Licht einschaltete?

Herrje, ich war nicht besonders gut in so was.

Ich entschloss mich, das Licht ausgeschaltet zu lassen.

Okay, gut, so machen wir's. Das Licht bleibt aus. Und jetzt?

Die Musik. Der Musik folgen. Sie kam aus dem Schlafzimmer. Ich wandte mich in diese Richtung. Die Tür war geschlossen. Ich ging darauf zu. Vorsichtig. Ich würde mich nicht wie ein Volltrottel benehmen. Ich öffnete die Wohnungstür und ließ sie weit offen stehen - falls ich schreien oder fliehen musste.

In einer Art spastischem Gleiten bewegte ich mich aufs Schlafzimmer zu, indem ich den linken Fuß langsam ein Stück vorschob, den rechten aber immer in Richtung Tür zeigen ließ. Die Haltung erinnerte mich an eine von Squares' Yoga-Übungen. Man breitet die Beine aus und beugt sich in eine Richtung, verlagert aber sowohl das Gewicht als auch das »Bewusstsein« in die andere Richtung. Der Körper bewegt sich in eine Richtung, der Geist in eine andere. Das nannten einige Yogis, zu denen Squares dankenswerterweise nicht gehörte, »Die Ausweitung des Bewusstseins«.

Ich rutschte einen Meter vor. Dann noch einen. Buck Dharma von Blue Oyster Cult - die Tatsache, dass ich mich nicht nur an seinen Namen erinnerte, sondern auch noch wusste, dass er in Wirklichkeit Donald Roeser hieß, besagte doch einiges über meine Kindheit - sang davon, dass wir wie sie sein könnten, wie Romeo und Julia.

Mit einem Wort: tot.

Ich streckte die Hand aus und legte sie an die Schlafzimmertür. Ich schluckte und drückte dagegen. Zu. Ich musste am Knauf drehen. Ich ergriff das Metall. Ich sah über meine Schulter. Die Wohnungstür stand immer noch weit offen. Mein rechter Fuß zeigte immer noch dorthin; bei meinem »Bewusstsein« war ich mir allerdings nicht mehr so sicher. Ich drehte den Knauf so leise wie möglich, in meinen Ohren dröhnte es trotzdem wie Kanonendonner.

Ich drückte ein wenig, damit der Schnapper sich löste. Dann ließ ich den Knauf los. Die Musik war jetzt lauter. Klar und rein. Lief wahrscheinlich auf dem Bose-CD-Player, den Squares mir vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt hatte.

Ich steckte den Kopf hinein, um mich kurz umzusehen. Im gleichen Moment packte mich jemand in den Haaren.

Ich hatte kaum Zeit, nach Luft zu schnappen. Mein Kopf wurde mit einer solchen Wucht nach vorne gezerrt, dass ich den Boden unter den Füßen verlor. Mit ausgestreckten Händen flog ich im Superman-Stil durchs Zimmer und landete mit einem lauten Bauchklatscher.

Der Aufprall presste mir die Luft aus der Lunge. Ich versuchte, zur Seite abzurollen, aber er - ich ging davon aus, dass es sich um einen Mann handelte - war bereits über mir. Er setzte sich rücklings auf mich und schlang einen Arm um meinen Hals. Ich versuchte, mich zu wehren, aber sein Griff war unglaublich stark. Er zog seinen Arm nach hinten und drückte mir die Luft ab.

Ich konnte mich nicht bewegen. Als ich ihm vollkommen ausgeliefert war, beugte er seinen Kopf zu meinem herunter. Ich spürte seinen Atem in meinem Ohr. Er machte etwas mit seinem anderen Arm, um einen besseren Hebel zu bekommen oder sein Gewicht besser einsetzen zu können, und drückte zu. Meine Luftröhre wurde fast zerquetscht.

Mir quollen die Augen aus den Höhlen. Ich griff nach meiner Kehle. Nutzlos. Ich versuchte, die Fingernägel in seine Unterarme zu bohren, doch die waren wie Mahagoni. Der Druck in meinem Kopf wurde stärker, steigerte sich bis ins Unerträgliche. Ich schlug wild um mich. Mein Angreifer rührte sich nicht. Mein Schädel fühlte sich an, als würde er jeden Moment explodieren. Und dann hörte ich die Stimme.

»Hey, Willie-Boy.«

Diese Stimme.

Ich erkannte sie sofort. Ich hatte sie seit - Herrgott, ich versuchte, mich zu erinnern - vielleicht zehn, fünfzehn Jahren nicht mehr gehört. Auf jeden Fall seit Julies Tod nicht mehr. Aber manche Laute, vor allem Stimmen, werden in irgendeiner besonderen Hirnwindung gespeichert, im Überlebensregal, wenn man so will, und sobald man sie hört, verkrampft sich jeder Muskel des Körpers, weil er die Gefahr erkennt.

Ganz plötzlich gab er meinen Hals frei. Ich wand mich würgend auf dem Boden und versuchte, einen eingebildeten Fremdkörper in meiner Luftröhre loszuwerden. Lachend rollte er sich von mir herunter. »Du bist ein bisschen schlapp geworden, Willie-Boy.«

Ich drehte mich auf den Rücken und rutschte rückwärts davon. Jetzt bestätigten meine Augen das, was meine Ohren mir schon verraten hatten. Es war kaum zu glauben. Er hatte sich verändert. Aber er war es.

»John?«, sagte ich. »John Asseita?«

Er lächelte kalt. Ich spürte, wie mich die Vergangenheit wieder einholte. Angst stieg in mir auf - eine Angst, die ich seit meiner Jugendzeit nicht mehr verspürt hatte. Der Ghost - alle hatten ihn so genannt, obwohl keiner den Mut gehabt hatte, es ihm ins Gesicht zu sagen - hatte immer diese Wirkung auf mich gehabt. Ich glaube nicht, dass ich der Einzige war, dem es so

ging. Er jagte so ziemlich jedem Angst ein, dabei war ich eigentlich immer geschützt gewesen. Ich war Ken Kleins kleiner Bruder. Dem Ghost hatte das gereicht.

Ich war schon immer ein Waschlappen. Mein Leben lang bin ich körperlichen Auseinandersetzungen aus dem Weg gegangen. Manche Leute schließen daraus, dass ich reif und besonnen bin, doch das stimmt nicht. In Wahrheit bin ich ein Feigling. Ich habe eine Heidenangst vor Gewalt. Das mag normal sein - der Überlebensinstinkt und so -, aber ich schäme mich trotzdem dafür. Mein Bruder, der seltsamerweise der beste Freund des Ghosts war, hatte diese beneidenswerte Aggressivität, die die wirklich Großen von den Möchtegerns unterscheidet. Sein Tennisstil zum Beispiel hatte viele an den jungen John McEnroe erinnert - insbesondere das Konkurrenzdenken, aus dem heraus er es wie ein Kampfhund mit der ganzen Welt aufnahm, auf keinen Fall verlieren wollte und sich immer ein kleines bisschen zu weit aus dem Fenster lehnte. Schon als Kind hatte er seine Gegner niedergekämpft - und war dann auf ihren Überresten herumgetrampelt. So bin ich nie gewesen.

Ich rappelte mich auf. Asseita erhob sich in einer gleichmäßigen Bewegung, wie ein Geist aus dem Grab. Er breitete die Arme aus. »Willst du deinen alten Freund nicht umarmen, Willie-Boy?«

Er stellte sich vor mich, und bevor ich reagieren konnte, hatte er die Arme um mich gelegt. Er war ziemlich klein, dabei war sein Oberkörper eigenartig lang gezogen und die Arme wirkten kurz. Er drückte mir seine Wange an die Brust. »Ist lange her«, sagte er.

Ich wusste nicht, was ich sagen und womit ich anfangen sollte. »Wie bist du hier reingekommen?«

»Was?« Er ließ mich los. »Oh, die Tür stand offen. Entschul-

dige, dass ich dich so überfalle, aber ...« Er zuckte lächelnd die Achseln. »Du hast dich kein bisschen verändert, Willie-Boy. Gut siehst du aus.«

»Du hättest nicht einfach so ...«

Er legte den Kopf schief, und ich erinnerte mich, wie er immer grundlos um sich geschlagen hatte. John Asseita war ein Klassenkamerad von Ken gewesen. Die beiden waren zwei Klassen über mir auf die Livingston High gegangen. Er war der Kapitän der Ringer-Mannschaft und zwei Jahre lang Leichtgewichtsmeister von Essex County gewesen. Wahrscheinlich hätte er auch die Landesmeisterschaft gewonnen, doch da wurde er disqualifiziert, weil er seinem Gegner absichtlich die Schulter ausgekugelt hatte. Sein dritter grober Regelverstoß. Ich weiß noch, wie sein Gegner vor Schmerzen schrie. Und auch, wie einigen Zuschauern bei dem Anblick des schlaff herabbaumelnden Arms übel wurde. Und ich erinnere mich an Asseltas sprödes Lächeln, als sie seinen Gegner auf der Trage abtransportierten.

Mein Vater hatte behauptet, der Ghost hätte einen Napoleon-Komplex. Die Erklärung kam mir zu einfach vor. Ich weiß nicht, ob sich der Ghost so benahm, weil er sich beweisen musste, weil er ein zweites Y-Chromosom hatte oder weil er einfach der hinterhältigste Dreckskerl war, den die Welt je gesehen hatte.

Auf jeden Fall war er ein Psychopath.

Das war unübersehbar. Ihm machte es Spaß, Menschen zu verletzen. Eine Aura der Zerstörung umgab jeden seiner Schritte. Selbst die kräftigen Sportler machten einen Bogen um ihn. Man sah ihm nicht in die Augen und achtete darauf, seinen Weg nicht zu kreuzen, weil man nie wusste, ob er das nicht als Provokation auffassen würde. Er schlug ohne Zögern zu. Er brach einem die Nase. Er trat einem in die Eier. Er

rammte einem die Finger in die Augen. Er griff einen von hinten an.

Als ich in der zehnten Klasse war, hatte er Milt Saperstein eine Gehirnerschütterung verpasst. Saperstein, ein Neuntklässler mit allen Kainsmalen des Strebers, bis hin zum Polyesterhemd mit Plastik-Taschenschutz für Stifte, hatte den Fehler gemacht, sich an den Spind des Ghosts zu lehnen. Der Ghost hatte gelächelt und ihm einen Klaps auf den Rücken gegeben. Am gleichen Tag, Saperstein war gerade von einem Seminarraum zum nächsten unterwegs, kam der Ghost von hinten angerannt und donnerte Milt den Unterarm an den Kopf. Saperstein hatte ihn gar nicht gesehen. Er ging zu Boden, und der Ghost trat ihm lachend auf den Schädel. Milt musste in die Notaufnahme von St. Barnabas eingeliefert werden.

Keiner hatte etwas gesehen.

Im Alter von vierzehn Jahren hat der Ghost - wenn die Legende stimmt - einen Nachbarshund umgebracht, indem er ihm Feuerwerkskörper in den After steckte. Noch schlimmer - schlimmer als so ziemlich alles andere - war allerdings das Gerücht, dass der Ghost im zarten Alter von zehn Jahren einen Jungen namens Daniel Skinner mit einem Küchenmesser erstochen haben soll. Angeblich hatte Skinner, der ein paar Jahre älter war, auf dem Ghost herumgehackt, und der Ghost hatte sich mit einem Messerstich direkt ins Herz revanchiert. Die Gerüchte besagten auch, dass er einige Zeit im Jugendgefängnis und in Therapie verbracht hätte, dass beides aber nichts genützt hatte. Ken hatte immer behauptet, nichts davon zu wissen. Ich hatte meinen Vater einmal danach gefragt, doch er hatte sich nicht dazu geäußert.

Ich versuchte, die Vergangenheit beiseite zu schieben. »Was willst du, John?«

Ich hatte nie verstanden, warum mein Bruder mit ihm be-

freundet war. Unsere Eltern waren auch nicht sehr glücklich darüber, obwohl der Ghost in Gegenwart Erwachsener recht charmant sein konnte. Seine fast albinoartige Hautfarbe - daher auch der Spitzname - stand im krassen Widerspruch zu seinen sanften Gesichtszügen. Er war fast hübsch, hatte lange Wimpern und ein *Dudley-Do-Right-Kinn* mit riesigen Grübchen. Ich hatte gehört, dass er nach dem Schulabschluss zum Militär gegangen sei. Angeblich war er an irgendwelchen geheimen Einsätzen mit speziellen Sonderkommandos beteiligt gewesen, Green Berets oder so. Aber niemand konnte das wirklich bestätigen.

Wieder legte der Ghost den Kopf schräg. »Wo ist Ken?«, fragte er in seiner samtigen Ruhe-vor-dem-Schlag-Stimme.

Ich antwortete nicht.

»Ich bin lange weg gewesen, Willie-Boy. Im Ausland.«

»Und was hast du da gemacht?«, fragte ich.

Wieder entblößte er seine Zähne. »Wo ich jetzt wieder zurück bin, wollte ich meinen besten alten Kumpel mal besuchen.«

Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Aber plötzlich fiel mir wieder ein, wie ich gestern auf dem Balkon gestanden hatte. Der Mann, der mich von der Straßenecke beobachtet hatte, war der Ghost gewesen.

»Also, Willie-Boy, wo finde ich ihn?«

»Ich weiß es nicht.«

Er legte sich die Hand ans Ohr. »Wie bitte?«

»Ich weiß nicht, wo er ist.«

»Aber wie ist das möglich? Du bist sein Bruder. Er hat dich geliebt.«

»Was willst du hier, John?«

»Hör mal«, sagte er und zeigte wieder die Zähne. »Was ist eigentlich aus deiner alten High-School-Liebe Julie Miller geworden? Habt ihr geheiratet?«

Ich starrte ihn an. Er lächelte nur. Ich wusste, dass er mich verarschte. Eigenartigerweise war er mit Julie befreundet gewesen. Das habe ich nie verstanden. Julie hatte behauptet, sie sähe etwas in ihm - da sei etwas unter der feindseligen Psychose. Ich habe einmal im Scherz gesagt, sie müsse ihm einen Stachel aus der Pfote gezogen haben. Ich fragte mich, wie ich auf seine Frage reagieren sollte. Ich dachte an Flucht, wusste aber, dass ich ihm nicht entkommen konnte. Ich wusste auch, dass ich ihm im Kampf nicht gewachsen war.

Er machte mir eine Scheißangst.

»Wie lange warst du denn weg?«, fragte ich.

»Jahre, Willie-Boy.«

»Und wann hast du Ken zum letzten Mal gesehen?«

Er tat so, als denke er intensiv nach. »Oh, das muss so, na ja, zwölf Jahre her sein. Danach war ich dann im Ausland. Bin einfach nicht mehr auf dem Laufenden.«

»Mhm.«

Er kniff die Augen zusammen. »Du klingst, als würdest du mir nicht glauben, Willie-Boy.« Er kam näher. Ich versuchte, nicht zurückzuzucken. »Hast du Angst vor mir?«

»Nein.«

»Dein großer Bruder ist nicht da und kann dich nicht beschützen, Willie-Boy.«

»Aber wir sind auch nicht mehr in der High School, John.«

Er sah mir in die Augen. »Glaubst du, die Welt hat sich inzwischen so verändert?«

Ich versuchte, stehen zu bleiben.

»Ein bisschen verängstigt siehst du schon aus, Willie-Boy.«

»Raus hier«, sagte ich.

Seine Antwort kam aus heiterem Himmel. Er ließ sich zu Boden fallen und senkte mir die Beine unter dem Körper weg. Ich fiel auf den Rücken. Bevor ich mich bewegen konnte, hatte er

mich in einem Haltegriff, bei dem er den Ellbogen überdehnte. Das Gelenk stand schon extrem unter Spannung, als er noch zusätzlich auf meinen Trizeps drückte. Der Ellbogen begann, in die falsche Richtung zu knicken. Ein scharfer Schmerz schoss meinen Arm hinab.

Ich versuchte, mitzugehen. Nachzugeben. Den Druck irgendwie zu vermindern.

Der Ghost sagte mit der ruhigsten Stimme, die ich je gehört habe: »Sag ihm, er soll aufhören, sich zu verstecken, Willie-Boy. Sag ihm, sonst könnten andere Menschen zu Schaden kommen. Du zum Beispiel. Oder dein Vater. Oder deine Schwester. Oder womöglich die kleine Miller-Braut, mit der du dich heute getroffen hast. Sag ihm das.«

Die Geschwindigkeit seiner Hand war unheimlich. Mit einer einzigen Bewegung ließ er meinen Arm los und schlug mir mit der Faust ins Gesicht. Meine Nase explodierte. Benommen und mit dröhnendem Schädel fiel ich wieder zu Boden. Vielleicht war ich auch bewusstlos. Ich weiß es nicht mehr.

Als ich wieder aufblickte, war der Ghost verschwunden.

19

Squares reichte mir einen Gefrierbeutel mit Eiswürfeln. »Klar, ich müsste erst mal den anderen sehen, oder?«

»Genau«, sagte ich und legte das Eis auf meine ziemlich empfindliche Nase. »Er sieht aus wie ein Filmstar aus den Fünfzigern.«

Squares setzte sich auf die Couch und legte die Stiefel auf den Kaffeetisch. »Erzähl.«

Ich erzählte.

»Klingt ja echt nett, der Kerl«, meinte Squares.

»Hab ich schon erwähnt, dass er Tiere quält?«

»Jau.«

»Und dass er eine Schädelammlung im Schlafzimmer hat?«

»Mann, mit so was kann man bei den Mädels bestimmt wahnsinnig Eindruck schinden.«

»Ich raff's nicht.« Ich nahm den Eisbeutel von der Nase. Sie fühlte sich an, als sei sie mit zerstoßenen Pennies gefüllt. »Wieso sucht der Ghost nach meinem Bruder?«

»Schwierige Frage.«

»Meinst du, ich soll die Cops anrufen?«

Squares zuckte die Achseln. »Wie heißt der noch mal?«

»John Asseita.«

»Seine aktuelle Adresse hast du wohl nicht parat?«

»Nein.«

»Aber er ist in Livingston aufgewachsen.«

»Ja«, sagte ich. »In der Woodland Terrace. Woodland Terrace siebenundfünfzig.«

»Du kennst seine Adresse noch?«

Jetzt zuckte ich die Achseln. So war das in Livingston nun mal. Man erinnerte sich an so etwas. »Was mit seiner Mutter war, weiß ich nicht. Sie ist abgehauen oder so, als er noch ganz klein war. Sein Vater hing an der Flasche. Er hatte zwei größere Brüder. Einer - ich glaub, er hieß Sean - war Vietnam-Veteran. Hatte lange Haare, einen verfilzten Bart und lief die ganze Zeit in der Stadt rum und führte Selbstgespräche. Alle haben ihn für verrückt gehalten. Ihr Garten war eine Art wild zugewucherter Schrottplatz. Das hat den Leuten in Livingston nicht gefallen. Die Cops haben ihnen dafür gerne mal ein Strafmandat gegeben.«

Squares notierte sich ein paar Details. »Ich guck mir das mal an.«

Ich hatte Kopfschmerzen. Trotzdem versuchte ich, mich zu

konzentrieren. »Hattet ihr auch so einen in der Schule?«, fragte ich. »So einen Psychopathen, der die Mitschüler nur so aus Spaß gequält hat?«

»Ja«, sagte Squares. »Mich.«

Es fiel mir schwer, das zu glauben. Squares hatte mir erzählt, dass er ein übler Rabauke gewesen war, aber der Gedanke, dass er wie der Ghost gewesen sein könnte, dass mir ein Schauer den Rücken hinuntergelaufen wäre, wenn er auf dem Flur an mir vorbeiging, dass er Mitschülern den Schädel zerschlagen und bei dem Geräusch lachen würde ... das wollte mir einfach nicht in den Kopf.

Ich legte das Eis wieder auf meine Nase und zuckte zusammen, als der Beutel die Haut berührte.

Squares schüttelte den Kopf. »Junge, Junge.«

»Schade, dass du nicht Arzt geworden bist.«

»Wahrscheinlich ist die Nase gebrochen«, sagte er.

»Dachte ich mir.«

»Soll ich dich ins Krankenhaus fahren?«

»Nee, ich bin hart im Nehmen.«

Er musste kichern. »Die können da eh nicht viel machen.« Dann schwieg er einen Moment und kaute auf seiner Wange herum. »Es gibt was Neues.«

Sein Tonfall gefiel mir nicht.

»Dein Lieblings-FBI-Agent hat mich angerufen. Joe Pistillo.«

Wieder nahm ich das Eis von der Nase. »Haben sie Sheila gefunden?«

»Weiß ich nicht.«

»Was wollte er?«

»Hat er mir nicht gesagt. Er hat mich nur gebeten, mit dir bei ihm vorbeizukommen.«

»Wann?«

»Jetzt. Er meinte, es wäre ein großes Entgegenkommen von ihm, dass er mich anruft.«

»Wieso sollte er mir entgegenkommen?«

»Ich hab absolut keinen Schimmer.«

»Mein Name ist Clyde Smart«, sagte der Mann mit der sanftesten Stimme, die Edna Rogers je gehört hatte. »Ich bin Gerichtsmediziner hier im County.«

Edna Rogers sah, wie ihr Mann Neil dem Fremden die Hand schüttelte. Sie nickte ihm nur kurz zu. Der weibliche Sheriff war auch da. Und einer ihrer Hilfssheriffs. Ihre Gesichter waren angemessen ernst. Der Mann namens Clyde versuchte, ein paar tröstende Worte zu sagen. Edna Rogers hörte nicht hin.

Schließlich trat Clyde Smart an den Untersuchungstisch. Neil und Edna Rogers, seit zweiundvierzig Jahren verheiratet, standen nebeneinander ohne sich zu berühren. Sie konnten sich gegenseitig keine Kraft geben. Es war Jahre her, seit sie sich das letzte Mal gegenseitig gestützt hatten.

Endlich hörte der Gerichtsmediziner auf zu reden und zog das Laken zurück. Als Neil Rogers Sheilas Gesicht sah, taumelte er wie ein angeschossenes Tier. Er sah auf und stieß einen Schrei aus, der Edna an den eines Kojoten bei einem aufkommenden Sturm erinnerte. Noch ehe sie selbst hingesehen hatte, entnahm sie dem Leiden ihres Mannes, dass ihnen keine Gnade gewährt wurde, dass nicht in letzter Sekunde noch ein Wunder geschehen war. Sie nahm all ihren Mut zusammen und betrachtete das Gesicht ihrer Tochter. Sie streckte die Hand aus - der mütterliche Wunsch, Trost zu spenden, versiegt selbst mit dem Tod nicht -, doch dann hielt sie inne.

Edna sah weiter auf die Leiche hinunter, bis sie vor ihren Augen zu verschwimmen schien, bis sie zu sehen meinte, wie Sheilas

Gesicht sich verformte, wie die Jahre rückwärts liefen, eine Schicht nach der anderen verschwand, bis ihre Erstgeborene wieder ihr Baby war, ihr kleines Mädchen, das sein ganzes Leben noch vor sich hatte, so dass ihre Mutter eine zweite Chance bekam, es richtig zu machen. Und dann fing Edna Rogers an zu weinen.

20

»Was ist mit Ihrer Nase passiert?«, fragte Pistillo.

Wir waren wieder in seinem Büro. Squares wartete draußen. Ich saß in dem Lehnstuhl vor Pistillos Schreibtisch. Jetzt sah ich auch, dass sein Stuhl etwas höher war als meiner, wahrscheinlich zum Zwecke der Einschüchterung. Claudia Fisher, die Agentin, die mich im Covenant House aufgesucht hatte, stand mit verschränkten Armen hinter mir.

»Sie sollten den anderen Typen sehen«, sagte ich.

»Waren Sie in eine Schlägerei verwickelt?«

»Ich bin hingefallen«, entgegnete ich.

Pistillo glaubte mir nicht, doch das machte nichts. Er legte beide Hände auf den Schreibtisch. »Wir möchten das Ganze gern noch einmal mit Ihnen durchgehen«, sagte er.

»Was möchten Sie durchgehen?«

»Wie Sheila Rogers verschwunden ist.«

»Haben Sie sie gefunden?«

»Bitte gedulden Sie sich noch etwas.« Er hustete in seine Faust. »Wann hat Sheila Rogers Ihre Wohnung verlassen?«

»Warum fragen Sie?«

»Bitte, Mr Klein, wenn Sie mir einfach antworten könnten?«

»Ich glaube, sie ist gegen fünf Uhr morgens gegangen.«

»Sind Sie sich sicher?«

»Glaube«, sagte ich. »Ich habe *glaube* gesagt.«

»Warum sind Sie nicht sicher?«

»Ich habe geschlafen. Ich meine gehört zu haben, wie sie gegangen ist.«

»Um fünf?«

»Ja.«

»Haben Sie auf die Uhr geschaut?«

»Soll das ein Witz sein? Das weiß ich nicht.«

»Wie hätten Sie sonst wissen können, dass es fünf Uhr war?«

»Meine tolle innere Uhr. Ich weiß es nicht. Können wir jetzt weitermachen?«

Er nickte und rutschte etwas nach vorn. »Ms Rogers hat Ihnen eine Nachricht hinterlassen, richtig?«

»Ja.«

»Wo befand sich diese Nachricht?«

»Meinen Sie, wo in der Wohnung?«

»Ja.«

»Was spielt das für eine Rolle?«

Er sah mich mit einem herablassenden Lächeln an. »Bitte.«

»Auf dem Küchentresen«, sagte ich. »Er ist aus Resopal, falls Ihnen das weiterhilft.«

»Wie genau lautete diese Nachricht?«

»Das ist persönlich.«

»Mr Klein ...«

Ich seufzte. Ich hatte keinen Grund, gegen ihn anzukämpfen.

»Sie hat mir mitgeteilt, dass sie mich immer lieben wird.«

»Was noch?«

»Das war alles.«

»Nur dass sie Sie immer lieben wird.«

»Ja.«

»Haben Sie den Zettel noch?«

»Ja.«

»Dürfen wir ihn sehen?«

»Dürfen Sie mir sagen, warum ich hier bin?«

Pistillo lehnte sich zurück. »Als Sie das Haus Ihres Vaters verlassen haben, sind Sie dann mit Ms Rogers direkt zu Ihrer Wohnung gefahren?«

Der Themenwechsel überraschte mich. »Was wollen Sie von mir?«

»Sie waren bei der Beerdigung Ihrer Mutter, richtig?«

»Ja.«

»Dann sind Sie zusammen mit Sheila Rogers zu Ihrer Wohnung gefahren. Das haben Sie uns doch erzählt, oder?«

»Ja, das habe ich Ihnen erzählt.«

»Und es ist die Wahrheit?«

»Ja.«

»Haben Sie auf dem Heimweg angehalten?«

»Nein.«

»Kann das jemand bestätigen?«

»Bestätigen, dass wir nicht angehalten haben?«

»Bestätigen, dass Sie gemeinsam zu Ihrer Wohnung gefahren und für den Rest des Abends dort geblieben sind.«

»Warum sollte das jemand bestätigen müssen?«

»Bitte, Mr Klein.«

»Ich weiß nicht, ob das jemand bestätigen kann.«

»Haben Sie mit jemandem gesprochen?«

»Nein.«

»Hat Sie ein Nachbar gesehen?«

»Weiß ich nicht.« Ich sah Claudia Fisher über die Schulter an. »Warum befragen Sie nicht die Nachbarn? Das ist doch eine von Ihren Spezialitäten.«

»Warum war Sheila Rogers in New Mexico?«

Ich wandte mich wieder an Pistillo. »Ich weiß nicht einmal, ob sie überhaupt da war.«

»Sie hat Ihnen nie erzählt, dass sie dahin will?«

»Ich weiß nichts davon.«

»Was ist mit Ihnen, Mr Klein?«

»Was soll mit mir sein?«

»Kennen Sie jemanden in New Mexico?«

»Ich kenne nicht einmal *the way to Santa Fe*«, zitierte ich.

»San Jose«, korrigierte Pistillo und lächelte über den lahmen Scherz. »Wir haben eine Liste der Anrufe, die Sie in letzter Zeit erhalten haben.«

»Schön für Sie.«

Er zuckte die Achseln. »Die Wunder der modernen Technik.«

»Und das ist legal? Dass Sie meine Telefonunterlagen einsehen?«

»Wir haben einen Gerichtsbeschluss.«

»Hätte ich mir denken können. Also, was wollen Sie wissen?«

Claudia Fisher bewegte sich zum ersten Mal. Sie reichte mir ein Blatt Papier. Ich blickte auf etwas herab, das wie die Fotokopie einer Telefonrechnung aussah. Eine Nummer - die ich nicht kannte - war gelb markiert.

»Am Abend vor dem Begräbnis Ihrer Mutter ist an Ihrem Anschluss ein Anruf von einem Münzfernsprecher in Paradise Hills, New Mexico, eingegangen.« Er beugte sich etwas zu mir herüber. »Wer war der Anrufer?«

Ich sah die Nummer völlig verwirrt an. Der Anruf war um Viertel nach sechs eingegangen. Das Gespräch hatte acht Minuten gedauert. Ich wusste nicht, was die beiden von mir wollten, aber mir gefiel der Tonfall der Unterhaltung nicht. Ich blickte auf.

»Sollte ich einen Anwalt anrufen?«

Das bremste Pistillo. Er und Claudia Fisher sahen sich an. »Sie können sich jederzeit einen Anwalt nehmen«, sagte er etwas übervorsichtig.

»Ich will Squares bei mir haben.«

»Er ist kein Anwalt.«

»Trotzdem. Ich weiß nicht, was hier vorgeht, aber diese Fragen gefallen mir nicht. Ich bin hergekommen, weil ich dachte, Sie hätten Informationen für mich. Stattdessen werde ich hier verhört.«

»Verhört?« Pistillo hob die Hände. »Wir plaudern doch nur.«

Hinter mir zirpte ein Telefon. Claudia Fisher zückte es blitzschnell, hielt es ans Ohr und sagte: »Fisher.« Nachdem sie gut eine Minute zugehört hatte, beendete sie das Telefonat, ohne sich zu verabschieden. Dann nickte sie Pistillo zu.

Ich stand auf. »Mir reicht's jetzt.«

»Setzen Sie sich, Mr Klein.«

»Ich habe keine Lust mehr auf diese Spielchen, Pistillo. Ich will nicht mehr ...«

»Der Anruf«, unterbrach er mich.

»Was ist damit?«

»Setzen Sie sich, Will.«

Er nannte mich beim Vornamen. Das gefiel mir überhaupt nicht. Ich blieb stehen und wartete.

»Wir haben nur auf die Identifikation durch die Angehörigen gewartet«, sagte er.

»Von wem?«

Er beantwortete meine Frage nicht. »Dafür haben wir Sheila Rogers' Eltern aus Idaho eingeflogen. Deshalb ist es jetzt offiziell, obwohl die Fingerabdrücke uns schon verraten hatten, was wir wissen mussten.«

Seine Züge wurden sanft. Ich bekam weiche Knie, es gelang mir jedoch, mich auf den Beinen zu halten. Er sah mich mit traurigen Augen an. Ich fing an, den Kopf zu schütteln, wusste jedoch, dass ich dem Schlag nicht ausweichen konnte.

»Tut mir Leid, Will«, sagte Pistillo. »Sheila Rogers ist tot.«

Realitätsverleugnung ist schon etwas Faszinierendes.

Selbst als sich mein Magen zusammenkrampfte, als mein ganzer Körper von innen heraus zu vereisen schien, ich in Tränen ausubrechen drohte, gelang es mir irgendwie, Distanz zu wahren. Ich nickte, während ich mich auf die wenigen Fakten konzentrierte, die Pistillo nannte. Sie war in Nebraska neben einer Straße gefunden worden, sagte er. Ich nickte. Sie war - wie er es sagte - »auf ziemlich brutale Weise« ermordet worden. Ich nickte. Sie hatte keine Papiere bei sich gehabt, doch die Fingerabdrücke stimmten überein, und dann waren Sheilas Eltern für die offizielle Identifikation eingeflogen worden. Wieder nickte ich.

Ich setzte mich nicht. Ich weinte nicht. Ich stand einfach nur da. In mir erstarrte etwas und fing an zu wachsen. Es drückte von innen gegen den Brustkorb, so dass ich kaum noch atmen konnte. Ich hörte Pistillos Worte, als wäre er weit entfernt, als spräche er durch einen Filter oder unter Wasser. Mir ging ein Bild durch den Kopf: Sheila saß mit untergeschlagenen Beinen zu Hause auf der Couch. Sie trug den Pullover mit den viel zu langen Ärmeln und las ein Buch. Ich sah die Konzentration in ihrem Gesicht, sah, wie die Finger schon zum Umblättern bereit waren, wie sich ihre Augen bei manchen Passagen verengten, und ihr Lächeln, als sie aufblickte und merkte, dass ich sie anstarrte.

Sheila war tot.

Ich war immer noch dort, bei Sheila, in unserer Wohnung, klammerte mich an die Erinnerung, versuchte, festzuhalten, was schon verloren war, als Pistillos Worte mich durch den Nebel erreichten.

»Sie hätten mit uns kooperieren sollen, Will.«

Ich schreckte auf wie aus dem Tiefschlaf. »Was?«

»Wenn Sie uns die Wahrheit gesagt hätten, hätten wir sie vielleicht retten können.«

Das Nächste, woran ich mich erinnerte, war, dass ich im Bus saß.

Squares drosch abwechselnd auf das Lenkrad ein und schwor Rache. Ich hatte ihn noch nie so außer sich gesehen.

Ich hatte genau entgegengesetzt reagiert. Es war, als hätte mir jemand den Stecker rausgezogen. Ich starrte aus dem Fenster. Die Realitätsverleugnung hielt noch an, doch ich spürte, wie die Außenwelt wieder auf mich einströmte. Ich fragte mich, wie lange die Mauer dem Ansturm standhalten würde.

»Den kriegen wir«, sagte Squares zum wiederholten Mal.

Im Augenblick interessierte mich das nicht sonderlich.

Wir parkten in zweiter Reihe vor meinem Mietshaus. Squares sprang aus dem Bus.

»Es geht schon«, sagte ich.

»Ich komm trotzdem mit hoch«, sagte er. »Ich will dir was zeigen.«

Ich nickte benommen.

Als wir die Wohnung betraten, griff Squares in seine Tasche und zog eine Pistole heraus. Mit gezogener Waffe schlich er durch die Zimmer. Keiner da. Dann reichte er mir die Pistole.

»Schließ ab. Und wenn dieser gruselige Wichser zurückkommt, knall ihn ab.«

»Die brauch ich nicht«, sagte ich.

»Knall ihn ab«, wiederholte er.

Ich sah die Pistole an.

»Soll ich bei dir bleiben?«, fragte er.

»Ich glaub, allein komm ich besser klar.«

»Okay, aber wenn du mich brauchst, hast du meine Handynummer. Rund um die Uhr. Sieben Tage die Woche.«

»Okay. Danke.«

Er ging ohne ein weiteres Wort. Ich legte die Pistole auf den Tisch. Dann stand ich auf und sah mir unsere Wohnung an. Von Sheila war nichts mehr übrig geblieben. Ihr Duft war verflogen. Die Luft schien dünner geworden zu sein. Ich wollte alle Fenster und Türen schließen, den Raum hermetisch verschließen, um irgendetwas von ihr festzuhalten.

Jemand hatte die Frau ermordet, die ich liebte.

Zum zweiten Mal?

Nein. So hatte ich mich bei Julies Tod nicht gefühlt. Nicht einmal annähernd. Die Realitätsverleugnung war zwar noch da, doch langsam bildeten sich Risse, und durch einen dieser Risse flüsterte es: Nichts wird mehr so sein, wie es war. Das wusste ich. Und ich wusste auch, dass ich mich dieses Mal nicht wieder davon erholen würde. Es gibt Schläge, die werfen einen um, aber hinterher steht man wieder auf - so wie bei der Sache mit Ken und Julie. Jetzt war das anders. Die unterschiedlichen Eindrücke und Gefühle überschlugen sich in mir. Aber die Verzweiflung dominierte.

Ich würde nie wieder mit Sheila zusammen sein. Jemand hatte die Frau ermordet, die ich liebte.

Ich konzentrierte mich auf den zweiten Teil. Ermordet. Ich dachte an ihre Vergangenheit, an die Hölle, die sie durchgemacht hatte. Ich dachte daran, wie tapfer sie gekämpft hatte, und daran, wie jemand - wahrscheinlich jemand aus ihrer Vergangenheit - sich hinterrücks angeschlichen und ihr das alles genommen hatte.

Langsam mischte sich Wut in meine Gefühle.

Ich ging zu meinem Schreibtisch, beugte mich vor und griff ganz hinten in die unterste Schublade. Ich holte die Samtschachtel heraus, holte tief Luft und öffnete sie.

Der runde Diamant auf dem Ring hatte 1,3 Karat, Farbe G und war von makelloser Reinheit. Er saß auf einem schlichten Platinring mit zwei zusätzlichen Baguette-Diamanten. Vor zwei Wochen hatte ich ihn in einem kleinen Laden im Diamantenbezirk an der 47th Street gekauft. Bisher hatte ihn nur meine Mutter gesehen. Ich hatte Sheila den Heiratsantrag schon früher machen wollen, damit Mom das noch miterlebte. Doch sie hatte seitdem keinen guten Tag mehr gehabt. Also hatte ich gewartet. Trotzdem tröstete es mich, dass sie noch erfahren hatte, dass ich eine Gefährtin fürs Leben gefunden hatte. Und dass sie mit meiner Wahl mehr als einverstanden gewesen war. Weil meine Mutter im Sterben lag, hatte ich noch abgewartet und Sheila den Ring erst später überreichen wollen.

Wir hatten uns geliebt. Ich hätte meinen Heiratsantrag auf irgendeine altmodische, ungelenke, halbwegs originelle Art gemacht, sie hätte feuchte Augen bekommen, dann hätte sie ja gesagt und mich umarmt. Wir hätten geheiratet und wären ein Leben lang zusammengeblieben. Es wäre toll gewesen.

Aber irgendjemand hatte mir das alles genommen.

Die Risse in der Mauer der Realitätsverleugnung wurden größer. Trauer überkam mich und nahm mir die Luft zum Atmen. Ich ließ mich in einen Sessel fallen und drückte die Knie an die Brust. Ich schaukelte vor und zurück und fing an zu weinen, richtig zu heulen, jämmerlich und herzerreißend zu schluchzen.

Ich weiß nicht, wie lange. Aber irgendwann zwang ich mich, aufzuhören. Ich entschloss mich, gegen die Trauer anzukämpfen. Trauer lähmt. Wut nicht. Und die Wut war auch noch da. Sie lauerte auf ihre Chance.

Also gab ich sie ihr.

Als Katy Miller ihren Vater laut werden hörte, blieb sie in der Tür stehen.

»Was wolltest du bei denen?«, schrie er.

Ihre Eltern standen im Wohnzimmer. Wie so vieles im Haus hatte es den Charme eines Hotelkettenzimmers. Die Möbel waren praktisch, blank poliert, robust und absolut nicht gemütlich. An den Wänden hingen Stillleben und Ölbilder von Segelschiffen. Es gab keine Figurinen, keine Reisesouvenirs, keine Sammlungen und keine Familienfotos.

»Ich wollte ihnen mein Beileid aussprechen«, sagte ihre Mutter.

»Warum denn das, zum Teufel?«

»Ich fand, es gehört sich so.«

»Es gehört sich so? Ihr Sohn hat unsere Tochter ermordet.«

»Ihr Sohn«, wiederholte Lucille Miller. »Nicht sie.«

»Komm mir nicht mit dem Scheiß. Sie hat ihn erzogen.«

»Trotzdem ist sie nicht für seine Taten verantwortlich.«

»Das hast du vor kurzem aber noch anders gesehen.«

Ihre Mutter gab keinen Millimeter nach. »Das sehe ich schon lange so«, entgegnete sie. »Ich habe es nur nicht gesagt.«

Warren Miller wandte sich ab und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. »Und dieser Trottel hat dich rausgeschmissen?«

»Er trauert. Er hat einfach die Beherrschung verloren.«

»Ich will nicht, dass du da noch mal hingehst«, sagte er und drohte hilflos mit dem Zeigefinger. »Hast du verstanden? Soweit wir wissen, hat sie diesem Drecksack, diesem Mörder geholfen, sich zu verstecken.«

»Na und?«

Katy unterdrückte ein Aufkeuchen. Mr Millers Kopf schoss herum. »Was?«

»Sie war seine Mutter. Hätten wir es etwa anders gemacht?«

»Was willst du damit sagen?«

»Wenn es andersrum gewesen wäre. Wenn Julie Ken umgebracht hätte und gezwungen gewesen wäre, sich zu verstecken? Was hätten wir dann getan?«

»Das ist doch Blödsinn.«

»Nein, Warren, das ist kein Blödsinn. Es ist eine ernst gemeinte Frage. Ich will von dir wissen, was wir getan hätten, wenn es umgekehrt gewesen wäre. Hätten wir Julie der Polizei übergeben? Oder hätten wir versucht, ihr zu helfen?«

Als ihr Vater sich abwandte, sah er Katy in der Tür stehen. Ihre Blicke trafen sich, und wie schon so oft konnte er dem ihren nicht standhalten. Ohne jedes weitere Wort stürmte Warren Miller die Treppe hinauf. Er verschwand im neuen »Computerzimmer« und schloss die Tür hinter sich. Das »Computerzimmer« war Julies altes Zimmer. Neun Jahre lang war es unverändert geblieben, so wie es an Julies Todestag gewesen war. Plötzlich und ohne Vorwarnung hatte ihr Vater dann alles zusammengepackt und im Keller verstaut. Er hatte die Wände weiß gestrichen und bei Ikea einen Computertisch gekauft. Jetzt war es das Computerzimmer. Manche glaubten darin zu erkennen, dass er einen Schlusstrich unter die Vergangenheit gezogen hatte, oder sahen es zumindest als Zeichen dafür, dass er wieder nach vorne schaute. Das Gegenteil war der Fall. Der ganze Vorgang war forciert, ein Sterbender wollte beweisen, dass er das Bett verlassen konnte, aber eigentlich ging es ihm dadurch nur noch schlechter. Katy hatte das Computerzimmer nie betreten. Seit man dem Zimmer nicht mehr ansah, dass Julie je hier gelebt hatte, war ihr Geist irgendwie aggressiver geworden. Man musste sich jetzt auf die Erinnerung verlassen statt auf

seine Augen. Man beschwor herauf, was man gar nicht sehen sollte.

Lucille Miller ging in die Küche. Katy folgte ihr schweigend. Ihre Mutter fing an abzuwaschen. Katy sah zu und wünschte sich - wie schon so oft -, etwas sagen oder tun zu können, das es für ihre Mutter nicht noch schlimmer machte. Ihre Eltern sprachen nie mit ihr über Julie. Niemals. Im Lauf der Jahre hatte sie sie ein halbes Dutzend Mal dabei ertappt, wie sie sich über den Mord unterhielten. Das Ende war immer das gleiche. Schweigen und Tränen.

»Mom?«

»Ist schon in Ordnung, Schatz.«

Katy trat näher an sie heran. Ihre Mutter scheuerte fester in einem Topf herum. Katy sah, dass die Haare ihrer Mutter grauer geworden waren. Ihr Rücken war gebeugter, die Haut blasser.

»Hättest du's getan?«, fragte Katy.

Ihre Mutter antwortete nicht.

»Hättest du Julie bei der Flucht geholfen?«

Lucille Miller scheuerte weiter. Sie räumte die Spülmaschine ein. Sie füllte das Waschmittel ein und schaltete sie an. Katy wartete noch einen Moment. Doch ihre Mutter sagte nichts.

Katy schlich auf Zehenspitzen die Treppe hinauf. Aus dem Computerzimmer hörte sie das gequälte Schluchzen ihres Vaters. Die geschlossene Tür dämpfte das Geräusch, trotzdem war es deutlich zu hören. Katy blieb stehen und legte die Hand an die Tür. Sie glaubte, die Schwingungen vielleicht spüren zu können. Die Schluchzer ihres Vaters waren immer unerbittlich und kamen aus tiefster Seele. Mit erstickter Stimme flehte er immer wieder: »Bitte nicht mehr«, als bäte er einen unsichtbaren Peiniger inständig, ihm eine Kugel in den Kopf zu schie-

ßen. Katy blieb stehen und lauschte, doch sein Schluchzen ließ nicht nach.

Dann hielt sie es nicht mehr aus und musste sich abwenden. Sie ging in ihr Zimmer, packte ihre Kleidung in einen Rucksack und schickte sich an, all dem ein für alle Mal ein Ende zu setzen.

Ich saß immer noch mit hochgezogenen Knien im Dunkeln.

Es ging auf Mitternacht zu. Ich ließ das Telefon klingeln und hörte mit, wenn mir jemand etwas auf den Anrufbeantworter sprach. Normalerweise hätte ich ihn und das Telefon stumm gestellt, doch die Realitätsverleugnung war noch so stark, dass ich hoffte, Pistillo würde sich melden und mir mitteilen, dass ihnen ein Riesenfehler unterlaufen sei. So ist der Verstand. Er sucht nach Auswegen. Er schließt Abkommen mit Gott. Er macht Versprechungen. Er versucht, sich selbst zu überzeugen, dass es vielleicht doch noch Gnade geben könnte, dass alles nur ein Traum ist, ein extrem bösartiger Albtraum, und dass es irgendwie doch noch einen Weg zurück gibt.

Nur einmal war ich ans Telefon gegangen. Squares hatte angerufen. Er erzählte mir, dass die Kids im Covenant House morgen einen Gedenkgottesdienst für Sheila abhalten wollten. Ob das in Ordnung wäre? Ich antwortete, dass Sheila das vermutlich gefallen hätte.

Ich sah aus dem Fenster. Wieder kreiste der Bus um den Block. Klar, Squares. Er versuchte, mich zu beschützen. Er war die ganze Nacht im Kreis gefahren. Mir war klar gewesen, dass er in der Nähe bleiben würde. Wahrscheinlich hoffte er, dass es Arger gab, damit er seine Wut an jemandem auslassen konnte. Ich dachte an Squares' Worte, dass er gar nicht so anders gewesen sei als der Ghost. Ich dachte an die Macht der Vergangenheit, daran, was Squares durchgemacht hatte, was Sheila durch-

gemacht hatte, und wunderte mich, woher sie die Kraft genommen hatten, gegen die Springflut zu schwimmen.

Wieder klingelte das Telefon.

Ich sah in mein Bier. Ich gehöre nicht zu denen, die ihre Probleme einfach in Alkohol ertränken können. Fast wünschte ich, es wäre anders. Ich wollte in Bewusstlosigkeit versinken, doch genau das Gegenteil geschah. Es war, als hätte man mir bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen, so dass ich jetzt alles spürte. Meine Arme und Beine waren unglaublich schwer geworden. Ich hatte Angst, unterzugehen, zu ertrinken, fühlte mich, als wäre mein Kopf nur wenige Zentimeter von der Oberfläche entfernt, konnte mich aber nicht befreien, weil meine Beine von unsichtbaren Händen festgehalten wurden.

Ich wartete, bis der Anrufbeantworter sich einschaltete. Nach dem dritten Klingeln hörte ich das Klicken, dann meine Stimme, die sagte, dass man nach dem Piepton eine Nachricht hinterlassen könne. Als es geiept hatte, hörte ich eine ansatzweise bekannte Stimme.

»Mr Klein?«

Ich setzte mich auf. Die Frau auf dem Anrufbeantworter versuchte, ein Aufschluchzen zu unterdrücken.

»Hier ist Edna Rogers. Sheilas Mutter.«

Meine Hand schoss nach vorne und schnappte den Hörer. »Ich bin am Apparat«, sagte ich.

Als Antwort fing sie an zu weinen. Ich weinte mit ihr.

»Ich hätte nicht gedacht, dass es so wehtut«, sagte sie, nachdem sie sich etwas beruhigt hatte.

Allein in unserer einst gemeinsamen Wohnung fing ich an, mich vor und zurück zu wiegen.

»Es ist so lange her, dass ich sie aus meinem Leben gestrichen habe«, fuhr Mrs Rogers fort. »Sie war nicht mehr meine Tochter. Ich hatte noch mehr Kinder. Sie war verschwunden. Ein für

alle Mal. Das war keine Absicht. Es hat sich einfach so ergeben. Sogar als der Polizeichef bei uns war und erzählt hat, dass sie tot ist, habe ich nicht reagiert. Ich habe nur genickt und es auf mich genommen. Sie verstehen, was ich meine?»

Ich verstand es nicht. Ich antwortete nicht. Ich hörte nur zu.

»Und dann haben sie uns hierher geflogen. Nach Nebraska. Sie haben gesagt, die Fingerabdrücke haben sie schon, sie müsste aber noch offiziell von einem Angehörigen identifiziert werden. Also sind Neil und ich nach Boise zum Flugplatz gefahren und hergefliegen. Sie haben uns in diese kleine Polizeiwache gebracht. Im Fernsehen sind die Leichen immer hinter Glas. Wissen Sie? Man steht draußen, dann wird die Leiche reingeschoben und da ist eine Glaswand dazwischen. Aber hier nicht. Sie haben mich in ein Büro gebracht, und da lag dieses ... dieses leblose Ding, das sie mit einem Laken zugedeckt hatten. Sie lag nicht mal auf einer Bahre. Sie lag auf dem Tisch. Und dann hat dieser Mann das Laken zurückgezogen, und ich habe ihr Gesicht gesehen. Zum ersten Mal seit vierzehn Jahren habe ich Sheilas Gesicht gesehen ...«

Ihre Gefühle überwältigten sie. Sie begann zu weinen, und es dauerte lange, bis sie weitersprechen konnte. Ich hielt den Hörer ans Ohr und wartete.

»Mr Klein«, sagte sie.

»Bitte nennen Sie mich Will.«

»Sie haben sie geliebt, Will, nicht wahr?«

»Sehr.«

»Und Sie haben sie glücklich gemacht?«

Ich dachte an den Diamantring. »Ich hoffe es.«

»Ich bleibe über Nacht hier in Lincoln. Morgen früh fliege ich nach New York.«

»Das ist schön«, sagte ich. Ich erzählte ihr von dem Gedenkgottesdienst.

»Haben wir hinterher Zeit zum Reden?«, fragte sie.

»Selbstverständlich.«

»Es gibt da noch ein paar Sachen, die ich wissen muss«, sagte sie. »Und es gibt Sachen - ein paar ziemlich hässliche Dinge -, die ich Ihnen erzählen muss.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Wir sehen uns morgen, Will. Dann reden wir.«

*

In der Nacht hatte ich Besuch.

Um ein Uhr morgens klingelte es an der Tür. Ich nahm an, dass es Squares war. Schwerfällig stand ich auf und schlurfte durchs Zimmer. Dann fiel mir der Ghost wieder ein. Ich drehte mich um. Die Pistole lag immer noch auf dem Tisch. Ich blieb stehen.

Wieder klingelte es.

Ich schüttelte den Kopf. Nein. Ganz so verwirrt war ich dann doch nicht. Jedenfalls noch nicht. Ich ging zur Tür und sah durch den Spion. Doch da stand weder Squares noch der Ghost.

Es war mein Vater.

Ich öffnete die Tür. Wir standen da und sahen uns an, als wären wir weit voneinander entfernt. Er war außer Atem. Seine Augen waren geschwollen und gerötet. Ich stand regungslos da und spürte, wie in mir alles zusammenbrach. Er nickte, streckte die Arme aus und winkte mich zu sich. Ich sank in seine Arme. Ich drückte meine Wange in seinen kratzigen Wollpullover. Der roch alt und klamm. Ich fing an zu weinen. Er beruhigte mich, streichelte mir übers Haar und zog mich näher an sich heran. Ich spürte, wie meine Beine nachgaben. Aber ich fiel nicht. Mein Vater hielt mich aufrecht. Er hielt mich sehr lange aufrecht.

Morty Meyer splittete die Zehnen. Er zeigte der Geberin, dass er beide spielte. Auf die erste fiel eine Neun, auf die zweite ein Ass. Neunzehn auf das erste Blatt. Und ein Blackjack.

Er hatte eine Glückssträhne. Achtmal hatte er jetzt hintereinander gewonnen, zwölf der letzten dreizehn Spiele - satte elf Riesen. Morty hatte sich warmgespielt. Das flüchtige Sieger-High kribbelte ihm in Armen und Beinen. Es war fantastisch. Es gab nichts Besseres. Morty hatte gelernt, dass das Glücksspiel die ultimative Verführerin war. Lief man ihr nach, strafte sie einen mit Verachtung, sie wies einen zurück, so dass man sich schlecht fühlte, und dann, wenn man schon bereit war, sie sausen zu lassen, lächelte sie einen an, legte einem ihre warme Hand an die Wange, liebte einen sanft, und das fühlte sich gut an, so verdammt gut ...

Die Geberin war überkauft. Ah, noch ein Sieg. Die Geberin, eine Hausfrau mit übertrieben blondierten, strohigen Haaren, fegte die Karten zusammen und schob ihm seine Chips zu. Morty war am Gewinnen. Ja, trotz allem, womit diese Affen von Gamblers Anonymus, den anonymen Spielsüchtigen, hausieren gingen, konnte man im Casino tatsächlich gewinnen. Irgendjemand musste ja schließlich gewinnen, oder? Man brauchte sich nur mal die Quoten anzusehen. Das Haus konnte nicht jeden schlagen. Scheiße, beim Würfeln konnte man sogar auf der Seite des Hauses spielen. Also gab es natürlich ein paar Gewinner. Ein paar Leute nahmen Geld mit nach Hause. Ging ja gar nicht anders. Alles andere war unmöglich. Zu behaupten, dass keiner gewann, war nur ein Beispiel für die haltlosen Übertreibungen der GA, durch die die Organisation ihre Glaubwür-

digkeit verlor. Und wie sollte man sich ihnen anvertrauen, wenn sie einen schon von Anfang an belogen?

Morty spielte in Las Vegas - dem echten Las Vegas, im Stadtzentrum -, nicht in einer der Touristenfallen, in denen Besucher in Wildlederimitat und Turnschuhen herumliefen, ohne Pfeifen und Schreien und Freudengekreisch, ohne falsche Freiheitsstatuen oder Eiffeltürme, hier spielte kein *Cirque du Soleil*, hier stand keine Achterbahn, es gab keine 3-D-Filme, keine Gladiatoren-Kostüme, keine tanzenden Springbrunnen, keine Pseudo-Vulkane oder kindgerechte Spielhallen. Er war im echten Las Vegas. Hier spielten Männer mit schmutzigen Fingernägeln, die es gemeinsam gerade einmal auf ein vollständiges Gebiss gebracht hätten, und immer, wenn einer die Schulter hängen ließ, rieselte etwas Staub aus seinem Pick-up-Truck auf den Fußboden, während ihm der Inhalt seiner kläglichen Lohntüte durch die Finger rann. Die Spieler waren erschöpft, ihre Augen trüb, die Gesichter zeigten von der Sonne und den harten Zeiten tief eingebrannte Falten. Die Männer hatten den ganzen Tag in Jobs geschuftet, die sie hassten. Sie waren hier, weil sie nicht nach Hause in ihre Trailer oder andere Bleiben mit kaputtem Fernseher, schreienden Babys und der verkommenen Ehefrau wollten, die früher auf der Ladefläche des Pick-ups so zärtlich gewesen war und die ihn jetzt mit unverhohlenem Widerwillen betrachtete. Hier spürten sie etwas, das der Hoffnung wohl noch am nächsten kam, den vagen Glauben, dass nur ein Gewinn sie von einem neuen und besseren Leben trennte. Doch das hielt nicht lange vor. Morty wusste nicht einmal, ob es diesen Glauben wirklich gab. Tief im Inneren wussten die Spieler, dass es einfach nicht passieren würde. Sie würden immer die Getretenen bleiben. Es war ihr Los, ein Leben voller Enttäuschungen zu führen, immer nur von außen das Gesicht an die Scheibe zu pressen.

Die Geher wechselten. Morty lehnte sich zurück. Er starrte auf seinen Gewinn, und wieder fiel der alte Schatten auf ihn herab: Er vermisste Leah. Beim Aufwachen drehte er sich immer noch gelegentlich zu ihr um, und wenn ihm wieder einfiel, dass sie nicht mehr da war, verzehrte er sich vor Schmerz. Er kam nicht aus dem Bett. Jetzt betrachtete er die dreckigen Männer im Casino. Als er jünger war, hätte Morty sie als geborene Verlierer bezeichnet. Aber sie alle hatten eine Erklärung dafür, dass sie hier waren. Sie hätten genauso gut mit einem großen V für Verlierer am Hintern zur Welt kommen können. Mortys Eltern, Einwanderer aus einem *Shtetl* in Polen, hatten Opfer für ihn gebracht. Sie hatten sich in dieses Land geschlichen, durch einen riesigen Ozean von allem getrennt, was sie kannten, in furchtbarer Armut gelebt und mit allen erdenklichen Mitteln gekämpft - damit ihr Sohn es einmal besser hatte. Sie hatten sich früh zu Tode geschuftet, gerade so lange durchgehalten, dass sie noch miterlebten, wie Morty sein Medizinstudium beendete, und so sahen, dass ihr Kampf Früchte getragen und sich das Schicksal der Familie ein für alle Mal zum Besseren gewendet hatte. Sie waren zufrieden gestorben.

Morty bekam eine Sechs und dann eine Sieben. Er ließ sich noch eine Karte geben und bekam eine Zehn. Überkauft. Auch die nächste Runde verlor er. Mist. Er brauchte das Geld. Locani, ein Buchmacher alter Schule mit knallharten Geldeintreibern, wollte Bares sehen. Morty, ein absoluter Verlierer, wenn man es recht bedachte, hatte ihn bremsen können, indem er ihm Informationen verkaufte. Er hatte Locani von dem maskierten Mann und der verletzten Frau erzählt. Anfangs schien das Locani nicht zu interessieren, doch die Geschichte machte die Runde, und plötzlich wollte jemand alles ganz genau wissen.

Morty erzählte *ihm fast* alles.

Er sagte nichts über den Mitfahrer auf dem Rücksitz, und das würde er auch nicht tun. Er wusste nicht, was da votging, aber es gab Sachen, die machte nicht einmal er. So tief er auch gesunken war, davon würde Morty nichts erzählen.

Er bekam zwei Asse. Er splittete sie. Ein Mann setzte sich neben ihn. Morty spürte ihn mehr, als dass er ihn sah. Er spürte ihn in seinen alten Knochen wie eine aufkommende Schlechtwetterfront. Er drehte den Kopf nicht, fürchtete sich, so absurd das auch klingen mochte, schon davor, ihn nur anzusehen.

Der Geber bediente beide Blätter. Ein König und ein Bube. Morty hatte gerade zwei Blackjacks bekommen.

Der Mann beugte sich zu ihm und flüsterte: »Machen Sie Schluss, solange Sie noch im Plus sind, Morty.«

Morty drehte sich langsam um und sah einen Mann mit grauen, verwaschenen Augen und einer Haut, die nicht nur weiß, sondern fast durchscheinend wirkte. Er meinte fast jede Ader erkennen zu können. Der Mann lächelte.

»Es ist vielleicht Zeit«, ging das silbrige Flüstern weiter, »sich den Gewinn auszahlen zu lassen.«

Morty versuchte, nicht zu erschauern. »Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?«

»Wir müssen uns unterhalten«, sagte der Mann.

»Worüber?«

»Über einen bestimmten Patienten, der kürzlich Ihre geschätzte Praxis aufgesucht hat.«

Morty schluckte. Warum hatte er Locani das verraten? Er hätte ihn mit etwas anderem - irgendetwas anderem - hinhalten sollen. »Ich hab alles gesagt, was ich weiß.«

Der blasse Mann legte den Kopf schief. »Stimmt das wirklich, Morty?«

»Ja.«

Der Blick aus den verwaschenen Augen lastete schwer auf

ihm. Beide Männer sahen sich reglos und schweigend an. Morty spürte, dass er rot wurde. Er versuchte, sich aufzurichten, merkte jedoch, wie er immer weiter in sich zusammensank.

»Das glaube ich Ihnen nicht, Morty. Ich glaube, Sie verheimlichen etwas.«

Morty sagte nichts.

»Wer war in dieser Nacht noch im Wagen?«

Er starrte seine Chips an und versuchte, deutlich zu antworten. »Wovon reden Sie überhaupt?«

»Da war noch jemand, stimmt's, Morty?«

»Hey, lassen Sie mich zufrieden, ja? Ich hab hier gerade eine Glückssträhne.«

Während er sich von seinem Stuhl erhob, schüttelte der Ghost den Kopf. »Nein, Morty«, sagte er und legte ihm sanft eine Hand auf den Arm. »Ich glaube, das Glück hat Sie gerade verlassen.«

24

Der Gedenkgottesdienst fand im Auditorium von Covenant House statt.

Squares und Wanda saßen rechts von mir, mein Vater links. Dad hatte seinen Arm hinter mich gelegt und rieb mir gelegentlich den Rücken. Es fühlte sich gut an. Der Raum war rappellvoll, vor allem mit Jugendlichen. Sie umarmten mich, weinten und erzählten, wie sehr sie Sheila vermissten. Die Veranstaltung dauerte fast zwei Stunden. Terrell, ein Vierzehnjähriger, der sich für zehn Dollar an Freier verkauft hatte, spielte ein Lied auf der Trompete, das er zu Sheilas Gedenken komponiert hatte. Es war das Traurigste und Süßeste, das ich je gehört hatte. Lisa, siebzehn und laut ärztlicher Diagnose manisch-depressiv, berich-

tete, dass Sheila die Einzige gewesen war, mit der sie hatte reden können, als sie erfahren hatte, dass sie schwanger war. Sammy erzählte eine komische Geschichte, wie Sheila versucht hatte, ihm beizubringen, nach dieser »Weiße-Tussen-Mucke« zu tanzen. Der sechzehnjährige Jim beschrieb der Trauergemeinde, wie er sich endgültig aufgegeben hatte und tatsächlich so weit war, dass er Selbstmord begehen wollte, doch als Sheila ihn angelächelt hatte, sei ihm klar geworden, dass es wirklich Gutes auf dieser Welt gab. Sheila hatte ihm den Mut gegeben, noch einen Tag weiterzuleben. Und dann noch einen.

Ich kämpfte gegen den Schmerz an und versuchte, genau zuzuhören, weil ich das den Jugendlichen schuldig war. Dieser Ort bedeutete mir viel. Er hatte uns viel bedeutet. Und wenn einmal Zweifel an unserem Erfolg aufkamen, wenn wir nicht wussten, ob wir wirklich helfen konnten, dachten wir immer daran, dass sich alles um die Kids drehte. Sie waren nicht niedlich. Die meisten waren hässlich, und es war schwer, sie zu lieben. Viele lebten ein schreckliches Leben, endeten im Gefängnis oder auf der Straße, oder sie starben einfach jung. Doch das bedeutete nicht, dass wir aufgeben durften. Ganz im Gegenteil. Es bedeutete, dass wir sie umso mehr lieben mussten. Bedingungslos. Dass wir vor nichts zurückschrecken durften. Sheila hatte das gewusst. Es war ihr wichtig gewesen.

Sheilas Mutter - ich ging zumindest davon aus, dass es Sheilas Mutter war - kam etwa zwanzig Minuten nach Beginn der Zeremonie. Sie war groß gewachsen. Ihr Gesicht wirkte trocken und spröde, als hätte es zu lange in der Sonne gelegen. Unsere Blicke trafen sich. Sie sah mich fragend an, und ich nickte ihr bestätigend zu. Im Laufe des Gottesdienstes drehte ich mich gelegentlich zu ihr um. Sie saß ganz ruhig da und lauschte fast ehrfürchtig den Worten über ihre Tochter.

Einmal, als die ganze Gemeinde sich erhob, sah ich etwas, das

mich überraschte. Ich hatte mich nach vertrauten Gesichtern umgesehen, als ich eine bekannte Gestalt entdeckte, die den größten Teil ihres Gesichts unter einem Schal versteckt hatte.

Tanya.

Die entstellte Frau, die den Mistkerl Louis Castman »pflegte«. Auch hier musste ich raten. Ich war mir allerdings ziemlich sicher. Sie hatte die gleiche Frisur, die gleiche Größe und den gleichen Körperbau, und obwohl ihr Gesicht größtenteils verdeckt war, kam mir ihre Augenpartie doch bekannt vor. Ich hatte nicht darüber nachgedacht, aber es konnte natürlich sein, dass Sheila und Tanya sich aus ihren gemeinsamen Tagen auf der Straße gekannt hatten.

Wir setzten uns wieder.

Squares war als Letzter dran. Seine Rede war eloquent, komisch und beschwor ein unglaublich lebendiges Bild von Sheila herauf. Das hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Er erzählte den Kids, dass Sheila »eine von euch« gewesen war, eine Ausreißerin, die gegen ihre eigenen Probleme angekämpft hatte. Er erinnerte uns an ihren ersten Tag im Covenant House. Er erzählte, wie sie aufgeblüht war. Aber vor allem, sagte er, hätte er miterlebt, wie sie sich in mich verliebt hatte.

Ich fühlte mich leer. Man hatte mir die Seele herausgerissen, und wieder erschauerte ich bei dem Gedanken, dass ich diesen Schmerz für den Rest meines Lebens mit mir herumtragen musste, dass ich ihm nie entkommen würde, dass ich herumrennen und nach irgendeiner inneren Wahrheit suchen konnte, solange ich wollte, und dass das im Endeffekt alles nichts ändern würde. Die Trauer würde nicht von meiner Seite weichen. Statt Sheila war ab jetzt sie meine ständige Begleiterin.

Als die Rede beendet war, wussten wir alle nicht recht, was wir tun sollten. Wir saßen noch etwas unbehaglich da und keiner rührte sich, bis Terrell wieder anfang, Trompete zu spielen.

Die Leute standen auf. Sie weinten, und viele umarmten mich. Ich weiß nicht, wie lange ich so dastand und das Ganze auf mich einwirken ließ. Ich war dankbar für die vielen Gefühlsäußerungen, doch ich vermisste Sheila dadurch nur noch mehr. Wieder geriet ich in eine Art Trance. Es war mir einfach alles zu viel. Ohne diese Trancezustände hätte ich das Ganze nicht überstanden.

Ich sah mich nach Tanya um, doch sie war verschwunden.

Jemand verkündete, dass es in der Cafeteria etwas zu essen gebe. Die Trauernden schoben sich langsam dorthin. Ich entdeckte Sheilas Mutter. Sie stand in der Ecke und umklammerte mit beiden Händen ihre kleine Handtasche. Sie wirkte sehr ausgelaugt, als wäre alles Leben aus einer immer noch blutenden Wunde gesickert. Ich ging zu ihr.

»Sind Sie Will?«, fragte sie.

»Ja.«

»Ich bin Edna Rogers.«

Wir umarmten uns nicht, küssten uns nicht auf die Wange, wir schüttelten uns nicht einmal die Hände.

»Wo können wir uns unterhalten?«, fragte sie.

Ich ging mit ihr den Korridor entlang zur Treppe. Squares merkte, dass wir allein sein wollten, und führte die restlichen Trauernden in eine andere Richtung. Wir kamen an der neuen Krankenstation, der Psychiatrie und der Drogenabteilung vorbei. Viele der Ausreißerinnen sind junge oder werdende Mütter. Wir versuchen, ihnen auch medizinisch zu helfen. Viele andere haben ernste psychische Störungen. Auch ihnen versuchen wir zu helfen. Und ein ganz großer Teil hat alle möglichen Drogenprobleme. Auch da tun wir, was wir können.

Wir entdeckten ein leeres Schlafzimmer und gingen hinein.

Ich schloss die Tür. Mrs Rogers wandte mir den Rücken zu. »Es war ein sehr schöner Gottesdienst«, sagte sie.

Ich nickte.

»Was aus Sheila geworden ist ...« Sie brach den Satz mit einem Kopfschütteln ab. »Ich hatte ja keine Ahnung. Ich hätte es gerne gesehen. Wenn sie doch angerufen und mir davon erzählt hätte.«

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte.

»Als sie noch lebte, hat Sheila mir nie Anlass gegeben, stolz auf sie zu sein.« Edna Rogers zog ein Taschentuch mit so viel Kraft aus ihrer Handtasche, als fürchtete sie, jemand hielte es von innen fest. Sie wischte sich einmal entschlossen über die Nase und steckte es wieder ein. »Ich weiß, das klingt hartherzig. Sie war ein schönes Kind. Und die ersten Jahre war sie auch eine gute Schülerin. Aber irgendwann ...«, sie blickte zur Seite und zuckte die Achseln, »... hat sie sich dann verändert. Sie ist missmutig geworden. Hat sich über alles beklagt. Und sie war immer unglücklich. Sie hat mir Geld aus dem Portemonnaie gestohlen und ist immer wieder ausgerissen. Freunde hatte sie auch nicht. Jungs haben sie gelangweilt. Die Schule fand sie unerträglich. Das Leben in Mason auch. Und eines Tages ist sie wieder einmal von der Schule abgehauen und weggelaufen. Aber diesmal ist sie nicht mehr zurückgekommen.«

Sie sah mich an, als erwartete sie eine Antwort.

»Und Sie haben sie nie wieder gesehen?«, fragte ich.

»Nein.«

»Ich verstehe das nicht«, sagte ich. »Was ist passiert?«

»Meinen Sie, warum sie endgültig weggelaufen ist?«

»Ja.«

»Sie glauben bestimmt, dass es irgendein einschneidendes Ereignis gegeben haben muss, oder?« Sie sprach jetzt laut und he-

rausfordernd. »Dass ihr Vater sie missbraucht hat. Oder dass ich sie geschlagen habe. Sie suchen nach irgendwas, das das alles erklärt. So sieht's doch aus. Alles muss seine Ordnung haben. Ursache und Wirkung. Aber so was gab es nicht. Wir waren bestimmt keine perfekten Eltern. Keineswegs. Aber es war auch nicht unsere Schuld.«

»Ich wollte nicht darauf hinaus, dass ...«

»Ich weiß, worauf Sie hinauswollten.«

Ihre Augen funkelten. Sie schürzte die Lippen und sah mich trotzig an. Ich versuchte, das Thema zu wechseln.

»Hat Sheila Sie je angerufen?«, fragte ich.

»Ja.«

»Wie oft?«

»Das letzte Mal vor drei Jahren.«

Sie schwieg.

Ich fragte: »Wo war sie, als sie angerufen hat?«

»Das hat sie mir nicht gesagt.«

»Was hat sie gesagt?«

Dieses Mal ließ die Antwort etwas auf sich warten. Edna Rogers fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Sie schüttelte ein Kissen auf und zupfte ein Bettlaken zurecht. »Sheila hat vielleicht so einmal im halben Jahr angerufen. Normalerweise war sie betrunken oder auf irgendwelchen Drogen. Meistens war sie schrecklich aufgeregt. Sie hat geheult, ich hab geheult, und sie hat mir furchtbare Dinge an den Kopf geworfen.«

»Was denn zum Beispiel?«

Sie schüttelte den Kopf. »Unten. Der Mann mit der tätowierten Stirn hat erzählt, Sie hätten sich kennen gelernt und sich sofort ineinander verliebt. Stimmt das?«

»Ja.«

Sie hob den Kopf und sah mich an. Ihre Lippen verzogen sich zu etwas, das wohl als Lächeln durchgehen konnte. »Na«, sagte

sie, und ich hörte, wie sich ein Unterton in ihre Stimme mischte, »dann hat Sheila also mit ihrem Boss geschlafen.«

Edna Rogers' Lächeln wurde noch etwas breiter, und es war, als stünde mir ein ganz anderer Mensch gegenüber.

»Sie hat ehrenamtlich bei uns gearbeitet«, erwiderte ich.

»Mhm. Und als was genau hat sie sich Ihnen ehrenamtlich zur Verfügung gestellt, Will?«

Ein Schauer lief mir den Rücken hinab.

»Versuchen Sie immer noch, sich ein Bild von mir zu machen?«, fragte sie.

»Ich finde, Sie sollten gehen.«

»Vertragen Sie die Wahrheit nicht? Sie halten mich für ein Monster. Sie glauben, ich hätte mein Kind ohne Grund aufgegeben.«

»Darüber kann ich mir kein Urteil erlauben.«

»Sheila war ein schreckliches Kind. Sie hat gelogen. Sie hat geklaut...«

»Ich glaube, ich versteh es langsam«, sagte ich.

»Was verstehen Sie?«

»Warum sie weggelaufen ist.«

Sie blinzelte und starrte mich dann wütend an. »Sie haben sie nicht gekannt. Sie kennen sie ja immer noch nicht.«

»Haben Sie nichts von dem mitbekommen, was da unten gesagt wurde?«

»Doch, das habe ich.« Sie sprach leiser. »Aber dieser Sheila bin ich nie begegnet. Das hat sie mir nicht gegönnt. Die Sheila, die ich kannte ...«

»Bei allem Respekt, ich habe wirklich keine Lust, zuzuhören, wie Sie sie weiter schlecht machen.«

Edna Rogers schwieg. Sie schloss die Augen und setzte sich auf ein Bett. Es war sehr still im Zimmer. »Deshalb bin ich auch nicht gekommen.«

»Warum dann?«

»Erstens wollte ich etwas Gutes hören.«

»Das haben Sie«, sagte ich.

Sie nickte. »Ja, das habe ich.«

»Was wollten Sie noch?«

Edna Rogers stand auf. Sie trat zu mir, und ich widerstand dem Wunsch, vor ihr zurückzuweichen. Sie sah mir direkt in die Augen. »Ich bin wegen Carly gekommen.«

Ich wartete. Als sie nicht weitersprach, sagte ich: »Den Namen haben Sie am Telefon schon erwähnt.«

»Ja.«

»Ich habe keine Carly gekannt und kenne auch noch immer keine.«

Wieder verzogen sich ihre Lippen zu jenem grausamen Lächeln. »Sie würden mich doch nicht belügen, oder, Will?«

Wieder erschauerte ich. »Nein.«

»Sheila hat den Namen Carly nie erwähnt?«

»Nein.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja. Wer ist das?«

»Carly ist Sheilas Tochter.«

Es verschlug mir die Sprache. Edna Rogers beobachtete meine Reaktion. Es schien ihr Spaß zu machen.

»Ihre wunderbare ehrenamtliche Mitarbeiterin hat offenbar nie erwähnt, dass sie eine Tochter hat.«

Ich sagte nichts.

»Carly ist jetzt zwölf Jahre alt. Wer der Vater ist, weiß ich nicht. Ich glaube auch nicht, dass Sheila das wusste.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte ich.

Sie griff in ihre Handtasche, zog ein Foto heraus und gab es mir. Es war so ein Krankenhausfoto eines Neugeborenen. Ein in eine Decke gewickeltes Baby blinzelte mit Augen, die noch

nichts sahen. Ich drehte es um. Dort stand handschriftlich »Carly« und das Geburtsdatum.

In meinem Kopf drehte sich alles.

»Sheila hat mich zum letzten Mal an Carlys neuntem Geburtstag angerufen«, sagte sie. »Da habe ich selbst mit ihr gesprochen. Mit Carly, meine ich.«

»Und wo ist sie jetzt?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Edna Rogers. »Darum bin ich hier, Will. Ich suche meine Enkelin.«

25

Als ich wieder zu Hause angekommen war, saß Katy Miller vor meiner Wohnungstür. Zwischen ihren Beinen stand ein Rucksack.

Sie rappelte sich auf. »Ich hab angerufen, aber ...«

Ich nickte.

»Meine Eltern«, fing Katy an. »Ich halt es in dem Haus keinen Tag länger aus. Ich dachte, ich kann vielleicht bei dir auf dem Sofa pennen.«

»Das passt jetzt nicht so richtig«, sagte ich.

»Oh.«

Ich steckte den Schlüssel ins Schloss.

»Weißt du, ich hab versucht, mir das Ganze zusammenzureimen, ja? Wie wir es geplant hatten. Wer für den Mord an Julie in Frage kommt. Und dann hab ich überlegt, was du eigentlich über Julie weißt, nachdem ihr euch getrennt hattet.«

Wir gingen in die Wohnung. »Ich glaub nicht, dass das jetzt ein guter Zeitpunkt ist.«

Dann sah sie mein Gesicht. »Wieso? Was ist passiert?«

»Jemand, der mir sehr nahe stand, ist gestorben.«

»Meinst du deine Mutter?«

Ich schüttelte den Kopf. »Jemand anders. Sie wurde ermordet.«

Katy schnappte nach Luft und ließ ihren Rucksack fallen.
»Wie nahe stand sie dir denn?«

»Sehr.«

»Eine Freundin?«

»Ja.«

»Hast du sie geliebt?«

»Sehr.«

Sie sah mich an.

»Was ist?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht, Will. Sieht fast so aus, als würde jemand die Frauen umbringen, die du liebst.«

Das hatte ich schon einmal gedacht, dann jedoch als Unsinn abgetan. Wenn man es aussprach, klang es sogar noch lächerlicher. »Julie und ich hatten uns über ein Jahr vor dem Mord getrennt.«

»Und damit war das dann für dich erledigt?«

Auf diese Diskussion wollte ich mich nicht wieder einlassen. Ich sagte: »Wie hat Julie denn gelebt, nachdem wir uns getrennt hatten?«

Katy sank in Teenager-Manier auf die Couch - als hätte sie überhaupt keine Knochen. Sie legte das rechte Bein über die Armlehne, lehnte den Kopf in den Nacken und streckte das Kinn in die Luft. Wieder trug sie zerrissene Jeans und ein so enges Top, dass man fast den Eindruck hatte, sie trüge den **BH** außen. Ihre Haare hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Ein paar Strähnen fielen in ihr Gesicht.

»Ich hab darüber nachgedacht«, sagte sie. »Wenn Ken sie nicht umgebracht hat, dann muss es jemand anders gewesen sein. Richtig?«

»Richtig.«

»Also hab ich mir mal angeguckt, was sie damals so gemacht hat. Du weißt schon, alte Freunde anrufen, versucht, mich zu erinnern, wie es damals war und so weiter.«

»Und was hast du gefunden?«

»Dass sie ziemlich durch den Wind war.«

Ich versuchte mich auf das, was sie sagte, zu konzentrieren.

»Inwiefern?«

Sie stellte beide Beine auf den Boden und richtete sich auf.

»Woran Erinnerst du dich?«

»Sie war im letzten Studienjahr auf Haverton.«

»Falsch.«

»Falsch?«

»Julie hatte ihr Studium abgebrochen.«

Das überraschte mich. »Bist du sicher?«

»Im letzten College-Jahr«, sagte sie. Dann fragte sie: »Wann hast du sie zuletzt gesehen, Will?«

Ich dachte darüber nach. Es war wirklich eine Weile her gewesen. Das sagte ich ihr.

»Also bei eurer Trennung?«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie hat am Telefon Schluss gemacht.«

»Echt?«

»Ja.«

»Kalt«, sagte Katy. »Und das hast du einfach so akzeptiert?«

»Ich habe versucht, mich mit ihr zu treffen. Aber sie wollte mich nicht sehen.«

Katy sah mich an, als hätte ich gerade die lahmste Entschuldigung in der Geschichte der Menschheit vorgebracht. Im Nachhinein betrachtet hatte sie womöglich Recht.

Warum war ich nicht nach Haverton gefahren? Warum hatte ich nicht darauf bestanden, mit ihr zu reden?

»Ich glaube«, sagte Katy, »Julie ist am Schluss in eine ziemlich üble Sache reingeraten.«

»Was meinst du damit?«

»Weiß ich auch nicht genau. Vielleicht schieß ich jetzt auch übers Ziel hinaus. Ich kann mich nicht an die Einzelheiten erinnern, aber ich weiß noch, dass sie mir kurz vor ihrem Tod ziemlich glücklich vorkam. Ich hatte sie lange nicht mehr so glücklich gesehen. Ich glaube, es ging ihr besser, ich bin aber nicht sicher ...«

Es klingelte an der Tür. Als ich es hörte, ließ ich die Schultern sinken. Ich hatte keine Lust auf noch mehr Gesellschaft. Katy sah es, sprang auf und sagte: »Ich mach auf.«

Es war ein Bote mit einem Obstkorb. Katy brachte den Korb ins Zimmer. Sie stellte ihn auf den Tisch. »Da ist eine Karte drin«, meinte sie.

»Mach sie auf.«

Sie zog die Karte aus dem winzigen Umschlag. »Ein Kondolenzkorb von ein paar Kids aus dem Covenant House.« Sie zog noch etwas aus einem größeren Umschlag. »Und eine Beileidskarte von den Gottesdienstbesuchern.« Katy starrte die Karte an.

»Was ist los?«

Katy las die Karte noch einmal. Dann sah sie mich an. »Sheila Rogers?«

»Ja.«

»Deine Freundin hieß Sheila Rogers?«

»Ja, wieso?«

Katy schüttelte den Kopf und legte die Karte auf den Tisch.

»Was ist los?«

»Nichts«, sagte sie.

»Fang bloß nicht so an. Kanntest du sie?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Nichts.« Katy klang jetzt entschlossener. »Lass es einfach gut sein, okay?«

Das Telefon klingelte. Ich wartete, dass der Anrufbeantworter sich einschaltete. Durch den Lautsprecher hörte ich Squares' Stimme: »Geh ans Telefon.«

Das tat ich.

Ohne Vorrede sagte Squares: »Glaubst du der Mutter? Dass Sheila eine Tochter hatte?«

»Ja.«

»Und was fangen wir jetzt damit an?«

Darüber hatte ich auch nachgedacht, seit ich davon gehört hatte. »Ich hab eine Theorie«, sagte ich.

»Dann lass mal hören.«

»Vielleicht hatte Sheilas Flucht was mit ihrer Tochter zu tun.«

»Wieso?«

»Vielleicht hat sie Carly gesucht, oder sie wollte sie zurückbringen. Vielleicht hat sie erfahren, dass Carly in Schwierigkeiten steckt. Ich weiß es nicht. Aber irgend so was.«

»Klingt halbwegs logisch.«

»Und wenn wir Sheilas Vergangenheit erkunden, wäre es möglich, dass wir Carly finden.«

»Möglich wäre aber auch, dass wir genauso enden wie Sheila.«

»Das ist nicht ausgeschlossen«, gestand ich ein.

Squares zögerte. Ich sah Katy an. Sie starrte ins Nichts und zupfte an ihrer Unterlippe.

»Du willst also weitermachen«, sagte Squares.

»Ja, aber ich will dich nicht in Gefahr bringen.«

»Okay, dann ist das jetzt der Teil, wo du zu mir sagst, dass ich jederzeit aussteigen kann.«

»Genau. Und du antwortest darauf, dass du das mit mir bis zum Ende durchziehst.«

»Und jetzt setzen die Geigen ein«, sagte Squares. »Wo wir das jetzt hinter uns haben, kann ich dir mitteilen, dass Roscoe sich grad via Raquel bei mir gemeldet hat. Wie's aussieht, hat er eine Idee, wie Sheila geflohen sein könnte. Hast du Lust auf einen nächtlichen Ausflug?«

»Hol mich hier ab«, sagte ich.

26

Philip McGuane sah seinen alten Gegenspieler im Monitor der Überwachungsanlage. Die Gegensprechanlage summt.

»Mr McGuane?«, sagte der Portier.

»Schicken Sie ihn hoch«, sagte er.

»Ja, Mr McGuane. Er hat eine ...«

»Die kann mitkommen.«

McGuane stand auf. Von seinem Eckbüro aus überblickte er den Hudson River an der Südwestspitze Manhattans. In den Sommermonaten glitten die neuen Mega-Kreuzfahrtschiffe mit ihren Neon-Aufbauten und den verglasten Lobbys vorbei, manche ragten fast bis zu seinem Fenster hinauf. Heute rührte sich nichts. Mit der Fernbedienung schaltete McGuane die Überwachungskameras um, so dass er seinen FBI-Antagonisten Joe Pistillo und dessen Untergebene immer im Blickfeld hatte.

McGuane gab viel Geld für Sicherheit aus. Es lohnte sich. Die Anlage verfügte über dreiundachtzig Kameras. Jeder, der seinen Privatfahrstuhl betrat, wurde aus mehreren Blickwinkeln digital gefilmt. Das Besondere an dem System war allerdings, dass die Kameras so ausgerichtet waren, dass man von jedem, der hereinkam, auch Bilder aufnehmen konnte, die ihn beim Verlassen des

Gebäudes zeigten. Sowohl der Korridor als auch der Fahrstuhl waren mintgrün gestrichen. Das mochte unbedeutend erscheinen - und war eigentlich sogar recht hässlich -, doch wer sich mit Spezialeffekten und digitaler Bildbearbeitung auskannte, wusste, was es bedeutete. Ein Bild konnte von dem grünen Hintergrund auf einen anderen Hintergrund kopiert werden.

Seine Feinde fühlten sich sicher, wenn sie ihn hier besuchen kamen. Dies war schließlich sein Büro. Niemand, glaubten sie, wäre so dreist, jemanden in seinen eigenen vier Wänden umzubringen. Da lagen sie falsch. Diese Dreistigkeit in Verbindung mit der Tatsache, dass die Behörden genau dasselbe glaubten - insbesondere, wenn er anhand der Überwachungsvideos auch noch beweisen konnte, dass das Opfer das Gebäude unbehelligt verlassen hatte -, machten das Büro zum perfekten Ort, um zuzuschlagen.

McGuane nahm ein altes Foto aus der obersten Schreibtischschublade. Er hatte früh gelernt, dass man einen Menschen oder eine Situation nie unterschätzen durfte. Er hatte auch gelernt, dass es Vorteile brachte, wenn man seine Gegner dazu verleitete, einen zu unterschätzen. Er betrachtete das Foto der drei Siebzehnjährigen - Ken Klein, John »der Ghost« Asseita und McGuane. Sie waren alle in Livingston, New Jersey, aufgewachsen, McGuane allerdings auf der anderen Seite des gutbürgerlichen Vororts. Sie hatten sich in der High School kennen gelernt und schnell zueinander hingezogen gefühlt, weil sie - aber vielleicht war das auch etwas übertrieben - meinten, eine geistige Verwandtschaft in den Augen der anderen entdeckt zu haben.

Ken Klein war der hitzige Tennisspieler gewesen, John Asseita der verrückte Ringer, McGuane der hinreißende Charmeur und Vorsitzende der Schülermitverwaltung. Er musterte die Gesichter auf dem Foto. Es war nicht zu erkennen. Man sah nur drei ziemlich beliebte High-School-Kids. Hinter dieser Fas-

sade war nichts. Als die Columbine High School vor ein paar Jahren von diesen Kids zusammengeschossen worden war, hatte McGuane die Berichterstattung in den Medien fasziniert verfolgt. Die Welt suchte bequeme Erklärungen. Die Jungs waren Außenseiter. Die Jungs wurden gehänselt und schikaniert. Die Eltern der Jungs waren nur selten zu Hause, daher haben ihre Kinder die ganze Zeit am Computer gespielt. Doch McGuane wusste, dass das alles keine Rolle spielte. Es war eine andere Zeit, aber das hätten sie sein können - Ken, John und McGuane; in Wahrheit war es nämlich ganz egal, ob man finanziell gut situiert war, seine Eltern liebte, sich zurückzog, kämpfte oder mit dem Strom schwamm.

Manche Menschen tragen einfach diese Wut in sich.

Die Bürotür wurde geöffnet. Joseph Pistillo und seine junge Kollegin kamen herein. McGuane legte das Foto zur Seite.

»Ah, Javert«, sagte er zu Pistillo. »Verfolgst du mich noch immer. Ich hab nur ein Brot gestohl'n.«

»Prächtig«, sagte Pistillo. »Das passt zu Ihnen, McGuane. Das verfolgte Unschuldslamm.«

McGuane wandte sich an die Agentin. »Sagen Sie, Joe, woher haben Sie nur immer Ihre hübschen Begleiterinnen?«

»Das ist Special Agent Claudia Fisher.«

»Bezaubernd«, sagte McGuane. »Nehmen Sie doch bitte Platz.«

»Wir bleiben lieber stehen.«

McGuane zuckte die Achseln und ließ sich auf seinen Stuhl fallen. »Also, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Es wird eng für Sie, McGuane.«

»Tatsächlich?«

»Absolut.«

»Und Sie sind hergekommen, um mich zu retten? Wie großzügig.«

Pistillo schnaubte. »Ich bin schon lange hinter Ihnen her.«

»Ja, ich weiß, aber bei mir geht das einfach nicht so schnell. Ein Vorschlag: Das nächste Mal schicken Sie einen Strauß Rosen. Halten Sie mir die Tür auf. Vielleicht ein Abendessen bei Kerzenlicht. Man will ja schließlich ein bisschen umworben werden.«

Pistillo stemmte die Fäuste auf den Schreibtisch. »Einerseits möchte ich mich zurücklehnen und zusehen, wie Sie bei lebendigem Leibe aufgefressen werden.« Er schluckte und beherrschte sich wieder. »Aber andererseits will ich noch viel dringender sehen, wie Sie für das, was Sie getan haben, in den Knast gehen und da verrotten.«

McGuane wandte sich an Claudia Fisher. »Ist es nicht wahn-sinnig sexy, wenn er den harten Mann mimt?«

»Raten Sie mal, wen wir gefunden haben, McGuane.«

»Jimmy Hoffa? Das wurde auch langsam Zeit.«

»Fred Tanner.«

»Wen?«

Pistillo grinste. »Lassen Sie's gut sein. So ein Riesenkerl. Schläger. Hat für Sie gearbeitet.«

»Vielleicht bei meinem Sicherheitsdienst?«

»Wir haben ihn gefunden.«

»Ich wusste gar nicht, dass er verloren gegangen war.«

»Sehr witzig.«

»Ich dachte, er sei im Urlaub, Agent Pistillo.«

»Da bleibt er dann auch. Wir haben ihn im Passaic River gefunden.«

McGuane runzelte die Stirn. »Das ist aber nicht sehr hygienisch.«

»Besonders, wenn man noch zwei Kugeln im Kopf hat. Bei ihm war ein gewisser Peter Appel. Erdrosselt. Er war früher Scharfschütze bei der Army.«

»Wie die Army so schön sagt: Be what you can be.«

Nur einer erdrosselt, dachte McGuane. Der Ghost muss schwer enttäuscht gewesen sein, dass er den anderen erschießen musste.

»Also, mal sehen«, fuhr Pistillo fort. »Hier haben wir also diese beiden Toten. Dazu kommen die beiden in New Mexico. Das macht vier.«

»Und ganz ohne die Finger zu Hilfe zu nehmen. Sie sind eindeutig unterbezahlt, Agent Pistillo.«

»Wollen Sie sich dazu äußern?«

»Auf jeden Fall«, sagte McGuane. »Ich gestehe. Ich habe alle ermordet. Zufrieden?«

Pistillo beugte sich so weit über den Schreibtisch, dass ihre Gesichter nur wenige Zentimeter voneinander entfernt waren. »Sie gehen in den Knast, McGuane.«

»Und Sie hatten Zwiebelsuppe zu Mittag.«

»Haben Sie schon gehört«, fragte Pistillo, der keinen Millimeter zurückwich, »dass Sheila Rogers auch tot ist?«

»Wer?«

Pistillo richtete sich auf. »Ach ja. Die kennen Sie natürlich auch nicht. Sie arbeitet auch nicht für Sie.«

»Für mich arbeiten viele Leute. Ich habe eine gut laufende Firma.«

Pistillo sah Fisher an. »Gehen wir«, sagte er.

»Sie wollen schon wieder gehen?«

»Ich habe lange auf diesen Moment gewartet«, sagte Pistillo. »Aber wie heißt es? Die Rache ist ein Gericht, das kalt am besten schmeckt.«

»Wie Vichyssoise.«

Wieder grinste Pistillo. »Einen schönen Tag noch, McGuane.«

Sie gingen. McGuane blieb zehn Minuten bewegungslos

sitzen. Was hatten sie mit diesem Besuch bezweckt? Ganz einfach. Sie wollten ihn aus der Reserve locken. Aber da unterschätzten sie ihn mal wieder. Er ging auf Leitung drei, das abhörsichere Telefon, das jeden Tag auf Wanzen untersucht wurde. Er zögerte. War es ein erstes Anzeichen von Panik, wenn er diese Nummer wählte?

Er wägte Vor- und Nachteile ab und entschloss sich, es zu riskieren.

Der Ghost antwortete nach dem ersten Klingeln mit einem lang gezogenen: »Hallo?«

»Wo bist du?«

»Ich bin gerade aus der Maschine aus Las Vegas gestiegen.«

»Hast du was rausgekliegt?«

»Aber ja doch.«

»Erzähl.«

»Es war noch eine dritte Person im Wagen«, sagte der Ghost. McGuane rutschte auf seinem Stuhl herum. »Wer?«

»Ein kleines Mädchen«, sagte der Ghost. »Höchstens elf, zwölf Jahre alt.«

27

Ich stand mit Katy auf der Straße vor dem Haus, als Squares im Bus vorfuhr. Sie beugte sich vor und küsste mich auf die Wange. Squares sah es und zog eine Augenbraue hoch. Ich runzelte die Stirn.

»Ich dachte, du wolltest bei mir auf der Couch schlafen«, sagte ich zu ihr.

Seit der Obstkorb angeliefert worden war, wirkte Katy etwas geistesabwesend. »Ich bin morgen wieder da.«

»Aber du willst mir nicht sagen, was los ist?«

Sie steckte die Hände in die Hosentaschen und zuckte die Achseln. »Ich muss nur was nachsehen.«

»Was denn?«

Sie schüttelte den Kopf. Ich drängte sie nicht. Sie lächelte mir noch kurz zu und machte sich auf den Weg. Ich stieg in den Bus.

Squares sagte: »Und das ist?«

Ich erklärte es ihm, während wir in die Stadt fuhren. Er hatte jede Menge Sandwiches und Decken dabei. Squares versorgte die Kids damit. Genau wie die Geschichte von der vermissten Angie eigneten sie sich ausgezeichnet als Eisbrecher, und selbst wenn das nicht klappte, hatten die Kids wenigstens etwas zu essen und eine warme Decke. Squares konnte mit diesen Dingen wahre Wunder vollbringen. Bei der ersten Begegnung nahmen die Jugendlichen meist überhaupt keine Hilfe an. Manche beschimpften uns sogar oder wurden feindselig. Squares nahm das nicht persönlich. Er kam einfach immer wieder. Für ihn lag der Schlüssel in der Beharrlichkeit. Man musste den Jugendlichen zeigen, dass man immer für sie da war, dass man nicht einfach wieder verschwand. Und dass die Hilfe nicht an irgendwelche Bedingungen gebunden war.

Ein paar Abende später nehmen sie ein Sandwich. Irgendwann wollen sie auch eine Decke. Noch ein bisschen später fangen sie an, nach dem Bus Ausschau zu halten.

Ich griff nach hinten und hob ein Sandwich hoch. »Arbeitest du heute Nacht schon wieder?«

»Nein«, sagte er trocken. »Ich hab nur einen Wahnsinns-hunger.«

Er fuhr weiter.

»Wie lange willst du ihr noch aus dem Weg gehen, Squares?«

Er schaltete das Radio ein. Carly Simons *Youre So Vain* lief. Squares sang mit. Dann sagte er: »Erinnerst du dich noch an den Song?«

Ich nickte.

»Und an die Gerüchte, dass Warren Beatty gemeint war. Stimmt das?«

»Keine Ahnung«, sagte ich.

Wir fuhren weiter.

»Darf ich dich was fragen, Will?«

Er sah auf die Straße. Ich wartete.

»Wie überrascht warst du, als du erfahren hast, dass Sheila ein Kind hat?«

»Sehr.«

»Und«, fuhr er fort, »wie überrascht wärest du, wenn ich dir erzählen würde, dass ich auch eins hatte?«

Ich sah ihn an.

»Du kapiert einfach nicht, um was es geht, Will.«

»Würde ich aber gern.«

»Eins nach dem anderen.«

Der Verkehr floss heute Abend ohne jede Störung. Carly Simon wurde ausgeblendet und dann flehte The Chairman of the Board eine Frau um »just a little more time« an, dann würde ihre Liebe bestimmt wachsen. So viel Verzweiflung in einer so schlichten Bitte. Ein toller Song.

Wir durchquerten die Innenstadt und fuhren auf dem Harlem River Drive nach Norden. Als wir ein paar Kids entdeckten, die sich unter einer Brücke zusammendrängten, hielt Squares am Straßenrand.

»Kurzer Arbeitseinsatz«, sagte er.

»Soll ich helfen?«

Squares schüttelte den Kopf. »Dauert nicht lange.«

»Nimmst du die Sandwiches?«

Squares warf einen nachdenklichen Blick auf die potenziellen Hilfsempfänger und antwortete: »Nee. Ich hab was Besseres.«

»Was?«

»Telefonkarten.« Er gab mir eine. »Ich hab TeleReach überredet, über tausend Stück zu spenden. Die Kids drehen völlig durch, wenn sie die sehen.«

Das stimmte allerdings. Als die Jugendlichen die Karten erblickten, scharten sie sich um Squares. Auf ihn war Verlass. Ich sah sie mir an, versuchte, in der dunklen Masse einzelne Gesichter mit ihren Wünschen, Träumen und Hoffnungen auszumachen. Die meisten Kids halten hier nicht lange durch. Dabei geht es weniger um die ungeheuren physischen Gefahren. Damit kommen die meisten klar. Die Seele, der Sinn für das eigene Dasein erodiert hier draußen. Und wenn die Erosion erst einmal ein gewisses Niveau überschritten hat, tja, dann ist das das Ende der Fahnenstange.

Sheila war gerettet worden, bevor sie dieses Niveau erreicht hatte. Dann hatte jemand sie umgebracht.

Ich verdrängte diesen Gedanken. Dafür war jetzt keine Zeit. Konzentrier dich auf die Aufgaben, die du vor dir hast. Bleib in Bewegung. Das Handeln hält die Trauer im Zaum. Lass dich von ihr antreiben, nicht ausbremsen.

Tu es - so kitschig das auch klingen mag - für sie.

Nach ein paar Minuten kam Squares zurück. »Weiter geht's.«

»Du hast mir noch nicht gesagt, wo wir eigentlich hinwollen.«

»An die Ecke i28th Street und 2nd Avenue. Da wartet Raquel auf uns.«

»Und was wollen wir da?«

»Wir gehen einem Hinweis nach.«

Wir bogen vom Highway ab und fuhren durch ein Viertel mit Sozialwohnungen. Ich sah Raquel schon aus zwei Blocks Entfernung. Das war nicht weiter schwierig. Raquel hatte die Größe eines kleinen Fürstentums und war gekleidet,

als wäre das Liberace-Museum explodiert. Als Squares neben ihm zum Stehen gekommen war, betrachtete er ihn stirnrunzelnd.

»Was ist?«, fragte Raquel.

»Rosa Pumps zum grünen Kleid?«

»Die Schuhe sind korallenrot und das Kleid ist türkis«, sagte Raquel. »Und die magentafarbene Handtasche hält alles zusammen.«

Squares zuckte die Achseln und parkte vor einem Laden mit einem ausgebleichten Schild, auf dem **GOLDBERG PHARMACY** stand. Als ich ausstieg, umschlang Raquel mich mit den Armen. Die Umarmung fühlte sich an wie nasses Schaumgummi. Er roch nach *Aqua Velva*-Rasierwasser und ich musste an den Aqua-Velva-Slogan »There's something about an Aqua Velva man« denken, der in diesem Fall mal wirklich zutraf.

»Tut mir wirklich Leid«, flüsterte er.

»Danke.«

Er ließ mich los und ich bekam wieder Luft. Er weinte. Die Tränen vermischten sich mit der Mascara und liefen ihm die Wangen hinunter. Dort mischten sie sich mit den anderen Farben und verteilten sich dann in den struppigen Bartstoppeln, so dass sein Gesicht anfang, wie eine Tropfkerze auszusehen, wie man sie bei Spencer's Gifts kaufen konnte.

»Abe und Sadie sind drinnen«, sagte Raquel. »Sie wissen, dass ihr kommt.«

Squares nickte und ging in die Apotheke. Ich folgte ihm. Als wir eintraten, ertönte ein Gong. Der Geruch erinnerte an ein Kirsch-Wunderbäumchen, wie es manche Autofahrer am Rückspiegel baumeln haben. Die Regale waren hoch und dicht bepackt. Ich sah Verbandsmaterial, Deodorants, Shampoos und Hustensäfte. Irgendeine Ordnung konnte ich allerdings nicht erkennen.

Ein alter Mann mit einer Halbbrille an einer Kette erschien. Er trug ein weißes Hemd unter einer Strickweste. Er hatte reichlich dichtes, weißes Haar, das den gepuderten Perücken ähnelte, die Richter früher trugen. Dazu extrem buschige Augenbrauen, so dass er ein bisschen wie eine Eule aussah.

»Sieh einer an, Mr Squares!«

Die beiden Männer umarmten sich, und der Alte klopfte Squares ein paar Mal kräftig auf den Rücken. »Gut sehen Sie aus«, sagte der Alte.

»Sie auch, Abe.«

»Sadie«, rief er. »Sadie, Mr Squares ist hier.«

»Wer?«

»Der Yoga-Mann. Der mit der Tätowierung.«

»Auf der Stirn?«

»Ja, der.«

Ich schüttelte den Kopf und beugte mich zu Squares hinüber. »Gibt es irgendwen, den du nicht kennst?«

Er zuckte die Achseln. »Ich bin halt ein Glückskind.«

Sadie, eine ältere Frau, die selbst in Raquels höchsten Pumps keine eins fünfzig groß gewesen wäre, trat hinter dem Regal hervor. Sie sah Squares stirnrunzelnd an und sagte: »Sie sehen mager aus.«

»Lass ihn zufrieden«, sagte Abe.

»Schsch, du sei ruhig! Essen Sie auch genug?«

»Natürlich«, sagte Squares.

»Haut und Knochen. Sie sind ja nichts als Haut und Knochen.«

»Sadie, kannst du den Mann nicht zufrieden lassen?«

»Schsch, sei ruhig.« Sie lächelte verschwörerisch. »Ich habe einen Kigel gemacht. Soll ich Ihnen was davon geben?«

»Nachher vielleicht, danke.«

»Ich tu ein bisschen in eine Tupperware-Dose.«

»Sehr nett, danke.« Squares drehte sich zu mir um. »Das ist mein Freund Will Klein.«

Die beiden Alten bedachten mich mit traurigen Blicken. »Er war ihr Freund?«

»Ja.«

Sie musterten mich. Dann sahen sie sich an.

»Ich weiß nicht«, sagte Abe.

»Sie können ihm vertrauen«, beteuerte Squares.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Aber wir sind wie Priester. Wir reden nicht. Das wissen Sie. Und sie war sehr verschieden. Egal, was passiert, wir dürfen auf keinen Fall was erzählen.«

»Ich weiß.«

»Wenn wir jetzt trotzdem reden, was sind wir dann noch wert?«

»Ich verstehe.«

»Man könnte uns umbringen, wenn wir was erzählen.«

»Niemand wird davon erfahren. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort.«

Das alte Paar sah sich noch eine Weile an. »Raquel«, sagte Abe dann. »Er ist ein guter Junge. Oder ein gutes Mädchen. Ich weiß nicht, manchmal bin ich ganz verwirrt.«

Squares trat zu ihnen. »Wir brauchen Ihre Hilfe.«

Sadie ergriff die Hand ihres Mannes. Die Geste wirkte so intim, dass ich mich fast abgewandt hätte. »Sie war so schön, Abe.«

»Und so freundlich«, ergänzte er. Abe seufzte und sah mich an. Die Tür wurde geöffnet und wieder ertönte der Gong. Ein ungepflegter Schwarzer kam herein und sagte: »Tyrone schickt mich.«

Sadie ging zum anderen Ende des Tresens. »Kommen Sie, wir können das hier besprechen«, sagte sie zu ihm.

Abe starrte mich weiter an. Ich warf Squares einen fragenden Blick zu. Ich begriff überhaupt nichts.

Squares nahm seine Sonnenbrille ab. »Bitte, Abe«, sagte er. »Es ist wichtig.«

Abe hob die Hand. »Okay, okay, aber dann machen Sie bitte nicht mehr so ein Gesicht.« Er winkte, dass wir ihm folgen sollten. »Kommen Sie mit.«

Wir gingen in den hinteren Teil der Apotheke. Er öffnete uns die Klappe im Tresen, und wir kamen an Pillen, Flaschen, Tüten mit vorbereiteten Rezepturen, Stößeln und Mörsern vorbei. Abe öffnete eine Tür. Sie führte in den Keller. Abe schaltete das Licht an.

»Hier«, verkündete er, »machen wir alles.«

Ich sah fast nichts. Nur einen Computer, einen Drucker und eine Digitalkamera. Das war auch schon alles. Ich sah erst Abe, dann Squares an.

»Kann mir jemand erklären, worum es geht?«

»Das ist ein ganz einfaches Geschäft«, sagte Abe. »Wir bewahren keine Aufzeichnungen auf. Wenn die Polizei diesen Computer mitnehmen will, kann sie das tun. Sie wird nichts finden. Sämtliche Daten sind hier oben gespeichert.« Er tippte mit dem Finger an seine Stirn. »Tja, und da geht jeden Tag eine ganze Menge verloren, stimmt's, Squares?«

Squares lächelte ihn an.

Abe sah meine Verwirrung. »Sie verstehen immer noch nicht?«

»Falsche Papiere«, sagte Abe.

»Oh.«

»Ich meine nicht die, mit denen Minderjährige sich ihren Fusel kaufen gehen.«

»Ach so, ja.«

Er senkte die Stimme: »Wissen Sie irgendwas darüber?«

»Eigentlich nicht.«

»Ich meine Papiere für Leute, die untertauchen müssen. Weil sie auf der Flucht sind. Um noch mal von vorn anzufangen. Wenn Sie in Schwierigkeiten stecken, kommen Sie zu mir, und zack, lasse ich Sie verschwinden. Wie ein Zauberer, ja? Wenn Sie wegmüssen, wirklich weg, gehen Sie nicht ins Reisebüro. Dann kommen Sie zu mir.«

»Verstehe«, sagte ich. »Und besteht eine große Nachfrage nach ...«, ich wusste nicht recht, wie ich es ausdrücken sollte, »... Ihrem Service?«

»Oh, Sie wären überrascht. Meistens ist es allerdings nicht sehr aufregend. Oft geht es einfach darum, abzuhaufen, wenn man auf Bewährung oder gegen Kautions draußen ist. Oder wenn die Polizei hinter einem her ist. Wir helfen auch vielen illegalen Einwanderern. Sie wollen im Land bleiben, also machen wir sie zu amerikanischen Staatsbürgern.« Er lächelte. »Und manchmal sind auch nette Menschen dabei.«

»Wie Sheila«, sagte ich.

»Genau. Wollen Sie wissen, wie es funktioniert?«

Bevor ich antworten konnte, fuhr Abe schon fort. »Es ist nicht wie im Fernsehen«, sagte er. »Da ist das immer so kompliziert, finden Sie nicht? Die suchen sich einen Jugendlichen, der gestorben ist, und lassen sich dann die Geburtsurkunde schicken oder so. Die erfinden lauter komplizierte Fälschungen.«

»Und so geht das nicht?«

»Nein, so geht das nicht.« Er setzte sich an den Computer und fing an zu tippen. »Erstens würde das viel zu lange dauern. Zweitens, mit dem Internet und dem World Wide Web und diesen ganzen Medien sind Tote sehr schnell tot. Sie leben nicht mehr weiter. Wenn Sie sterben, stirbt auch Ihre Sozialversicherungsnummer. Sonst könnte ich ja einfach die Sozialversicherungs-

nummern von alten Leuten nehmen, die verstorben sind, ja? Oder auch von Leuten, die jung gestorben sind? Verstehen Sie?»

»Ich denke schon«, sagte ich. »Und wie erschaffen Sie dann eine falsche Identität?»

»Oh, ich erschaffe keine falsche Identität«, sagte Abe mit einem breiten Lächeln. »Ich nehme eine echte.«

»Das versteh ich nicht.«

Abe sah Squares stirnrunzelnd an. »Haben Sie nicht gesagt, er hat als Streetworker gearbeitet?»

»Das ist lange her«, sagte Squares.

»Ja, okay. Also gut.« Abe Goldberg wandte sich wieder an mich. »Sie haben doch oben den Mann gesehen. Den, der nach Ihnen reingekommen ist.«

»Ja.«

»Er sieht aus wie ein Arbeitsloser, oder? Wahrscheinlich ist er obdachlos.«

»Kann ich nicht sagen.«

»Kommen Sie mir nicht mit politischer Korrektheit. Er hat ausgesehen wie ein Penner, oder?»

»Schon möglich.«

»Aber er ist ein Mensch, ja? Er hat einen Namen. Er hat eine Mutter. Er wurde in diesem Land geboren. Und ...«, Abe lächelte und gestikulierte theatralisch, »... er hat eine Sozialversicherungsnummer. Vielleicht hat er sogar einen Führerschein, auch wenn der womöglich schon abgelaufen ist. Egal. Sobald er eine Sozialversicherungsnummer hat, existiert er. Er hat eine Identität. Verstehen Sie?»

»Ich verstehe.«

»Also sagen wir, er braucht ein bisschen Geld. Wofür, das will ich gar nicht wissen. Auf jeden Fall braucht er Geld. Aber auf eine Identität kann er durchaus verzichten. Schließlich lebt er auf der Straße, was soll er da mit einer Identität? Er hat

ja keine Kreditkarte und keinen Grundbesitz. Wir geben also seinen Namen in unseren kleinen Computer hier ein.« Er tät-schelte den Monitor. »Wir sehen nach, ob er vielleicht gesucht wird. Wenn nicht - und die meisten werden nicht gesucht -, kaufen wir seine Identität. Sagen wir, er heißt John Smith. Und nehmen wir mal an, Sie, Will, müssen unter einem anderen Namen als Ihrem eigenen in einem Hotel einchecken oder so.«

Ich begriff, worauf er hinauswollte. »Sie verkaufen mir seine Sozialversicherungsnummer, und ich werde John Smith.«

Abe schnippte mit den Fingern. »Bingo.«

»Aber wenn wir uns nicht ähnlich sehen?«

»Ihre Sozialversicherungsnummer ist nicht an eine Personenbeschreibung gekoppelt. Und wenn Sie die Nummer erst mal haben, können Sie zu jeder Behörde gehen und sich die erforderlichen Papiere ausstellen lassen. Wenn Sie es ganz eilig haben, kann ich Ihnen hier mit meiner Ausrüstung einen Führerschein des Bundesstaats Ohio anfertigen. Einer eingehenden Überprüfung hält der zwar nicht stand. Aber das Wichtige ist, dass Ihre Identität ihn standhält.«

»Und was passiert, wenn unser John Smith einen Job kriegt und eine Identität braucht?«

»Dann benutzt er sie auch. Kein Problem, die können auch fünf Leute gleichzeitig benutzen. Das merkt kein Mensch. Ist doch ganz einfach, finden Sie nicht?«

»Allerdings«, stimmte ich zu. »Sheila ist also zu Ihnen gekommen.«

»Ja.«

»Wann?«

»So vor zwei oder drei Tagen. Wie schon gesagt, sie entsprach nicht unserem üblichen Kundenprofil. Sie war eine so nette Frau. Und so schön.«

»Hat sie Ihnen erzählt, wo sie hinwollte?«

Abe lächelte und legte mir die Hand auf den Arm. »Sieht das hier aus wie ein Geschäft, in dem man viele Fragen stellt? Die Kunden wollen nichts sagen, und ich will's nicht wissen. Wissen Sie, wir reden nie über so was. Kein Wort. Sadie und ich haben einen gewissen Ruf, und wie ich oben schon sagte: Ein loses Mundwerk kann einen umbringen. Verstehen Sie?«

»Ja.«

»Anfangs haben wir auch wirklich keinen Mucks von uns gegeben, als Raquel sich umgehört hat. Diskretion. Darum geht's in diesem Geschäft. Wir mögen Raquel. Trotzdem haben wir nichts gesagt. Kein Wort.«

»Und warum haben Sie es sich anders überlegt?«

Abe wirkte beleidigt. Er sah erst Squares an, dann wieder mich.

»Halten Sie uns für Tiere? Glauben Sie, wir haben keine Gefühle?«

»Ich wollte nicht...«

»Der Mord«, unterbrach er mich. »Wir haben gehört, was mit der Armen passiert ist. Ja?« Er warf die Hände in die Luft. »Aber was sollte ich machen? Ich kann ja nicht zur Polizei gehen. Außerdem vertraue ich Raquel und Mr Squares. Sie sind gute Menschen. Sie leben in der Dunkelheit, aber da leuchten sie wie Sterne. Wie Sadie und ich, verstehen Sie?«

Die Tür über uns wurde geöffnet und Sadie kam herunter. »Ich hab abgeschlossen«, sagte sie.

»Gut.«

»Worüber spricht ihr gerade?«, fragte sie ihn.

»Ich hab ihm erzählt, warum wir vielleicht bereit sind zu reden.«

»Okay.«

Vorsichtig kam Sadie Goldberg die Treppe herunter. Abe sah mich mit seinen Eulenaugen an und sagte: »Mr Squares hat uns erzählt, dass es da noch ein kleines Mädchen gibt.«

»Ihre Tochter«, sagte ich. »Sie müsste ungefähr zwölf sein.«

»Ts, ts«, sagte Sadie. »Und Sie wissen nicht, wo sie ist.«

»Das stimmt.«

Abe schüttelte den Kopf. Sadie trat zu ihm. Ihre Körper berührten sich, sie schienen fast ineinander zu passen. Ich fragte mich, wie lange sie schon verheiratet waren, ob sie Kinder hatten, woher sie stammten, wie sie hierher gekommen und in dieses Geschäft geraten waren.

»Soll ich Ihnen was sagen?«, fragte Sadie mich.

Ich nickte.

»Ihre Sheila hatte ...«, sie streckte beide Fäuste in die Luft, »... was Besonderes an sich. Eine Ausstrahlung. Sie war nicht nur schön, da war noch mehr. Durch ihren Tod fühlen wir uns ... ärmer. Sie hat solche Angst gehabt, als sie hier hereinkam. Und vielleicht hat die Identität, die wir ihr gegeben haben, nicht standgehalten. Vielleicht ist sie deshalb tot.«

»Deshalb«, sagte Abe, »wollen wir Ihnen helfen.« Er schrieb etwas auf einen Zettel und gab ihn mir. »Wir haben ihr den Namen Donna White gegeben. Das ist die Sozialversicherungsnummer. Ich weiß nicht, ob Ihnen das weitethilft.«

»Und die echte Donna White?«

»Ist ein obdachloser Junkie.«

Ich starrte auf den Zettel.

Sadie kam zu mir und tätschelte meine Wange. »Sie sehen aus wie ein guter Mensch.«

Ich sah sie an.

»Finden Sie das kleine Mädchen«, sagte sie.

Ich nickte. Dann nickte ich noch einmal. Dann versprach ich es ihr.

Katy Miller zitterte immer noch, als sie zu Hause ankam.

Das kann nicht sein, dachte sie. Das muss ein Irrtum sein. Ich habe den Namen falsch verstanden.

»Katy?«, rief ihre Mutter.

»Ja.«

»Ich bin in der Küche.«

»Ich komm gleich, Mom.«

Katy ging zur Kellertür. Sie legte die Hand auf den Türknauf, hielt dann aber inne.

Der Keller. Sie ging nicht gerne da runter.

Man sollte meinen, nach all den Jahren hätte sie sich an den Anblick der fadenscheinigen Couch, des fleckigen Teppichbodens und des Fernsehers, der so alt war, dass man damit noch nicht einmal Kabelfernsehen empfangen konnte, gewöhnt. Doch das stimmte nicht. Ihre Sinne spielten immer wieder verrückt, fast so, als läge die Leiche ihrer Schwester noch im Keller, aufgedunsen und verwest, und verpestete die Luft so stark, dass man kaum schlucken konnte.

Ihre Eltern hatten Verständnis dafür. Katy brauchte sich nicht um die Wäsche zu kümmern. Ihr Vater bat sie nie, den Werkzeugkasten oder eine neue Glühbirne aus dem Vorratskeller zu holen. Katys Eltern versuchten, ihrer Tochter alles abzunehmen, wofür man in die Tiefe des Gebäudes vordringen musste.

Aber diesmal ging das nicht. Diesmal war sie ganz auf sich alleine gestellt.

Oben auf der Treppe schaltete sie das Licht an. Eine nackte Glühbirne leuchtete auf - der Glasschirm war bei dem Mord zerbrochen. Sie schlich die Treppe hinab, achtete nicht darauf,

wo sie hintrat, sondern behielt die ganze Zeit den Teppich, die Couch und den Fernseher im Auge.

Warum wohnten sie noch hier?

Sie fand es absurd. Nachdem JonBenets ermordet worden war, waren die Ramseys ans andere Ende des Landes gezogen. Allerdings hatten da auch alle gedacht, dass sie sie umgebracht hatten. Die Ramseys waren wahrscheinlich ebenso sehr vor den Blicken ihrer Nachbarn geflohen wie vor der Erinnerung an den Tod ihrer Tochter. Das war hier natürlich anders.

Trotzdem hatte dieser Ort etwas Seltsames. Ihre Eltern waren hier geblieben. Die Kleins auch. Sie wollten beide nicht weichen.

Was bedeutete das?

Julies Schrankkoffer stand in der Ecke. Ihr Vater hatte eine Holzkiste darunter gestellt, falls es mal eine Überschwemmung geben sollte. Katy erinnerte sich daran, wie ihre Schwester einmal fürs College gepackt hatte. Sie war damals in den Schrankkoffer gekrochen und hatte sich erst vorgestellt, er wäre eine Art Burg, und dann, dass Julie sie einpacken und sie mit ihr aufs College gehen würde.

Auf dem Koffer lagen ein paar Kartons. Katy nahm sie herunter und stapelte sie in der Ecke. Sie untersuchte das Schloss des Koffers. Ein Schlüssel war nicht zu entdecken, aber wahrscheinlich reichte auch eine flache Klinge. Im Schrank mit dem alten Besteck fand sie ein Buttermesser. Sie steckte es in die Öffnung und drehte es herum. Das Schloss schnappte auf. Sie öffnete die beiden Schnallen und klappte langsam - wie Van Heising - vor Draculas Sarg - den Deckel auf.

»Was machst du denn da?«

Die Stimme ihrer Mutter erschreckte sie. Sie machte einen Satz rückwärts.

Lucille Miller kam auf sie zu. »Ist das nicht Julies Koffer?«

»Herrje, Mom, du hast mich zu Tode erschreckt.«

Ihre Mutter trat zu ihr. »Was machst du mit Julies Koffer?«

»Ich ... ich guck nur.«

»Wieso?«

Katy richtete sich auf. »Sie war meine Schwester.«

»Ich weiß, Schatz.«

»Hab ich nicht auch das Recht, sie zu vermissen?«

Ihre Mutter sah sie lange an. »Und deshalb bist du hier unten?«

Katy nickte.

»Ist sonst alles in Ordnung?«, fragte ihre Mutter.

»Alles okay.«

»Du hast dich doch sonst nie so viel mit der Vergangenheit beschäftigt, Katy.«

»Ihr habt mir auch keine Chance dazu gegeben«, sagte sie.

Ihre Mutter dachte kurz darüber nach. »Das stimmt wohl.«

»Mom?«

»Ja.«

»Warum seid ihr hier geblieben?«

Im ersten Augenblick dachte sie, ihre Mutter würde sie wie üblich zurückweisen und nicht darüber sprechen. Doch seit Wills Überraschungsbesuch am Straßenrand und ihrem Beileidsbesuch am Haus der Kleins war sowieso alles ein bisschen komisch. Ihre Mutter setzte sich auf einen Karton. Sie strich sich den Rock glatt.

»Wenn einen so eine Tragödie trifft«, begann ihre Mutter, »ich meine, beim ersten Schlag, denkt man, die Welt geht unter. Man fühlt sich wie im Sturm auf offener See. Die Wellen schleudern einen herum und brechen mit aller Macht auf einen herein, und man kann nichts tun, nur versuchen, den Kopf über Wasser zu halten. Und zum Teil - vielleicht sogar zum größten Teil - will man das noch nicht mal. Man will auf-

hören zu kämpfen und einfach untergehen. Aber das kann man nicht. Der Überlebensinstinkt lässt einen nicht - oder vielleicht hat es bei mir auch daran gelegen, dass ich noch ein Kind hatte, um das ich mich kümmern musste. Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall bleibt man irgendwie oben, ob man will oder nicht.«

Ihre Mutter wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Sie richtete sich etwas auf und lächelte gezwungen. »Der Vergleich hinkt«, sagte sie.

Katy nahm die Hand ihrer Mutter. »Ich find ihn ziemlich gut.«

»Möglich«, räumte Mrs Miller ein, »aber der Sturm ist dann irgendwann vorbei. Und danach wird es sogar noch schlimmer. Vielleicht kann man es so sehen, dass man ans Festland getrieben wird. Aber die Herumschleuderei hat irreparablen Schaden angerichtet. Man hat unbeschreibliche Schmerzen. Und trotzdem ist es noch lange nicht vorbei. Denn dann hat man nur zwei grässliche Möglichkeiten.«

Katy drückte die Hand ihrer Mutter und wartete.

»Man kann versuchen, den Schmerz zu überwinden. Dazu muss man das Leid vergessen und weiterleben. Aber für deinen Vater und mich ...«, Lucille Miller schloss die Augen und schüttelte entschlossen den Kopf, «... hätte Vergessen etwas Obszönes gehabt. Es wäre Verrat an deiner Schwester gewesen. Unser Schmerz war zwar riesig, aber wie hätten wir weiterleben sollen, wenn wir Julie aufgegeben hätten? Sie hat gelebt. Sie war bei uns. Ich weiß, dass das Blödsinn ist.«

Oder vielleicht auch nicht, dachte Katy.

Sie blieben schweigend sitzen. Schließlich ließ Lucille Miller Katys Hand los. Sie klopfte sich auf die Schenkel und stand auf. »Ich lass dich jetzt allein.«

Katy lauschte ihren Schritten. Dann drehte sie sich zu dem

Koffer um. Sie wühlte sich durch den Inhalt. Sie brauchte fast eine halbe Stunde, aber dann hatte sie es.

Und nichts war mehr wie vorher.

29

Als wir wieder im Bus waren, fragte ich Squares, was wir jetzt tun sollten.

»Ich habe da einen Informanten«, sagte er, was wohl das größte Understatement war, das mir je zu Ohren gekommen ist.

»Wir suchen den Namen Donna White in den Computern der Fluggesellschaften und versuchen rauszukriegen, wann sie hier weggeflogen ist, wo sie war und so weiter.«

Wir schwiegen.

»Einer muss es sagen«, fing Squares an.

Ich starrte meine Hände an. »Dann schieß los.«

»Was hast du vor, Will?«

»Ich suche Carly«, erwiderte ich zu schnell.

»Und dann? Willst du sie als dein eigenes Kind aufziehen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dir ist doch klar, dass du mit dieser Geschichte deinen Schmerz verdrängst.«

»Genau wie du.«

Ich sah aus dem Busfenster. Das Viertel war voller Müll. Wir fuhren durch Sozialbausiedlungen, in denen das Elend verwahrt wurde. Ich hielt nach etwas Positivem Ausschau. Ich fand nichts.

»Ich wollte ihr einen Heiratsantrag machen«, sagte ich.

Squares fuhr weiter, doch ich sah, wie er die Schultern sinken ließ.

»Ich hatte einen Ring gekauft. Und ihn auch schon meiner

Mutter gezeigt. Ich wollte nur noch ein bisschen abwarten. Nach dem Tod meiner Mutter und ...«

Wir hielten vor einer roten Ampel. Squares sah mich nicht an.

»Ich muss weitersuchen«, sagte ich, »weil ich nicht weiß, was ich machen soll, wenn ich das nicht tue. Ich denke nicht an Selbstmord oder so, aber wenn ich jetzt einfach abwarte -«, ich brach ab, überlegte, wie ich es sagen sollte, und entschied mich für die schlichte Lösung, »... dann holt es mich ein.«

»Irgendwann wird es dich sowieso wieder einholen, egal, was du machst«, sagte Squares.

»Ich weiß. Aber bis dahin habe ich vielleicht was Gutes getan. Vielleicht habe ich ihre Tochter gerettet. Oder ich habe Sheila sonst irgendwie geholfen. Auch wenn sie tot ist.«

»Oder«, entgegnete Squares, »du stellst fest, dass sie nicht die Frau war, für die du sie gehalten hast. Dass sie uns allen etwas vorgemacht hat, oder was weiß ich.«

»Dann lässt sich das nicht ändern«, sagte ich. »Bist du noch dabei?«

»Bis ans bittere Ende, Kemosabe.«

»Gut, ich glaube nämlich, ich habe eine Idee.«

Sein Ledergesicht kräuselte sich zu einem Lächeln. »Rock 'n' Roll, Mann. Lass hören.«

»Wir haben was vergessen.«

»Was?«

»New Mexico. Sheilas Fingerabdrücke wurden am Schauplatz eines Mordes in New Mexico gefunden.«

Er nickte. »Glaubst du, der Mord hat was mit Carly zu tun?«

»Wäre möglich.«

Er nickte noch einmal. »Aber wir wissen überhaupt nicht, wer da in New Mexico eigentlich umgebracht worden ist. Verdammst, wir wissen nicht mal, wo das eigentlich passiert ist.«

»Genau da setzt mein Plan an«, sagte ich. »Setz mich bei mir zu Hause ab. Ich glaube, ich muss ein bisschen im Internet surfen.«

Ja, ich hatte einen Plan.

Man durfte annehmen, dass das **FBI** die Leichen nicht selbst gefunden hatte. Wahrscheinlich war es ein einheimischer Polizist gewesen, oder einfach ein Nachbar. Vielleicht auch ein Verwandter. Und da der Mord in einer Kleinstadt geschehen war, wo man nicht schon völlig abgestumpft auf Gewalttaten reagierte, hatte vermutlich etwas darüber in den Lokalzeitungen gestanden.

Ich ging auf die refdesk.com-Site und klickte auf nationale Zeitungen. New Mexico hatte 33 Einträge. Ich fing mit denen in der Umgebung von Albuquerque an, lehnte mich zurück und wartete, bis die Seite hochgeladen war. Ein Eintrag. Na gut. Ich klickte auf das Archiv und fing an zu suchen. Ich gab »Mord« ein. Zu viele Treffer. Ich versuchte es mit »Doppelmord«. Das funktionierte auch nicht. Ich probierte es in einer anderen Zeitung. Dann in der nächsten.

Es dauerte fast eine Stunde, aber schließlich hatte ich es:

Zwei ermordete Männer gefunden **Kleine Gemeinde schockiert**

Von Yvonne Sterno

Der bewachte Vorort Stonepointe bei Albuquerque wurde gestern Abend durch die Entdeckung zweier ermordeter Männer erschüttert. Die Opfer waren vermutlich am helllichten Tage durch Kopfschüsse getötet worden. »Ich habe nichts gehört«, sagte Fred Davison, ein Nachbar. »Unglaublich.

dass so etwas bei uns geschehen konnte.« Die beiden Männer konnten noch nicht identifiziert werden. Die Polizei ließ nur verlauten, dass die Ermittlungen aufgenommen wurden. »Es handelt sich um eine laufende Ermittlung. Wir gehen mehreren Hinweisen nach.« Als Eigentümer des Hauses ist ein Owen Enfield eingetragen. Die Obduktion soll heute Vormittag stattfinden.

Das war alles. Ich suchte in der Ausgabe vom nächsten Tag. Nichts. Ich sah die Ausgabe vom übernächsten Tag durch. Wieder nichts. Ich ging alle Berichte von Yvonne Sterno durch. Es waren Artikel über Hochzeiten und Wohltätigkeitsveranstaltungen. Nichts, kein Wort über den Mord.

Ich lehnte mich zurück.

Warum gab es keine weiteren Berichte?

Es gab nur eine Möglichkeit, das festzustellen. Ich nahm den Telefonhörer ab und wählte die Nummer des *New Mexico Star-Beacon*. Vielleicht hatte ich Glück und erwischte Yvonne Sterno. Und vielleicht erzählte sie mir etwas.

Die Vermittlungsanlage funktionierte so, dass man die Buchstaben des Nachnamens desjenigen eingeben sollte, den man erreichen wollte. Als ich S - T - E - R eingegeben hatte, unterbrach die Computerstimme mich und forderte mich auf, die Raute-Taste zu drücken, wenn ich Yvonne Sterno sprechen wollte. Das tat ich. Nach zweimaligem Klingeln meldete sich ein Anrufbeantworter.

»Hier ist Yvonne Sterno vom *Star-Beacon*. Entweder telefoniere ich, oder ich bin gerade nicht an meinem Schreibtisch.«

Ich legte auf. Ich war noch online, also rief ich die switchboard.com-Site auf. Ich gab den Namen Yvonne Sterno ein und probierte es im Bereich Albuquerque. Treffer. Im Canterbury

Drive 25 in Albuquerque wohnten »Y und M Sterno«. Ich wählte die angegebene Nummer. Eine Frau meldete sich.

»Hallo?« Dann rief sie: »Ruhe dahinten, Mami telefoniert.«

Das Kreischen kleiner Kinder ließ nicht nach.

»Yvonne Sterno?«

»Wollen Sie was verkaufen?«

»Nein.«

»Dann ja. Am Apparat.«

»Ich heiße Will Klein...«

»Sind Sie sicher, dass Sie nichts verkaufen wollen?«

»Ja, bin ich«, sagte ich. »Sind Sie die Yvonne Sterno, die für den *Star-Beacon* schreibt?«

»Wie war Ihr Name?« Bevor ich antworten konnte, schrie sie: »Hey, ihr beiden, hört auf damit. Tommy, gib ihm den GameBoy. Nein, sofort!« Dann wieder zu mir: »Hallo?«

»Ich heiße Will Klein. Ich möchte mit Ihnen über den Doppelmord sprechen, über den Sie vor kurzem geschrieben haben.«

»Mhm. Und worin besteht Ihr Interesse an diesem Fall?«

»Ich möchte Ihnen nur ein paar Fragen stellen.«

»Ich bin nicht die Bibliothek, Mr Klein.«

»Nennen Sie mich Will. Und bitte haben Sie einen Moment Geduld. Wie oft wird in Orten wie Stonepointe jemand ermordet?«

»Sehr selten.«

»Und ein Doppelmord, bei dem die Opfer so aufgefunden werden?«

»Das ist der erste, von dem ich gehört habe.«

»Und«, fragte ich, »warum wurde dann nicht ausführlicher darüber berichtet?«

Die Kinder kreischten wieder los. Yvonne Sterno auch. »Das reicht! Tommy, ab in dein Zimmer. Okay, okay, das kannst du dann dem Richter erzählen, junger Mann, bewege dich. Und du

gibst mir den GameBoy. Her damit, bevor ich ihn in den Müllschlucker schmeiße.« Ich hörte, wie der Hörer wieder aufgenommen wurde. »Und ich frage noch mal: Worin besteht Ihr Interesse an dem Fall?«

Ich kannte genug Reporter und wusste, dass der einfachste Zugang zu ihren Herzen über die Verfasserangabe führte. »Vielleicht habe ich ein paar relevante Informationen über den Fall.«

»Relevant«, wiederholte sie. »Ein gut gewähltes Wort, Will.«

»Ich glaube, es könnte Sie interessieren, was ich dazu erzählen könnte.«

»Von wo rufen Sie eigentlich an?«

»New York City«, sagte ich.

Es entstand eine Pause. »Das ist ganz schön weit vom Tatort entfernt.«

»Ja.«

»Also erzählen Sie. Was, bitte sehr, könnte ich sowohl relevant als auch interessant finden?«

»Zuerst brauchte ich ein paar Eckdaten.«

»So arbeite ich nicht, Will.«

»Ich habe mir Ihre anderen Arbeiten angesehen, Mrs Sterno.«

»Miss. Und wo wir schon so prima Kumpel sind, sagen Sie doch einfach Yvonne zu mir.«

»Gut«, sagte ich. »Sie schreiben fast nur über lokale Veranstaltungen, Yvonne. Sie berichten von Hochzeiten und Wohltätigkeitsbanketten.«

»Da gibt's fantastisches Essen, Will. Außerdem sehe ich im kleinen Schwarzen einfach großartig aus. Worauf wollen Sie raus?«

»So eine Story fällt Ihnen nicht jeden Tag in den Schoß.«

»Okay, jetzt haben Sie mich ganz heiß gemacht. Was wollen Sie?«

»Ich meine, Sie sollten es einfach mal drauf ankommen lassen. Beantworten Sie mir ein paar Fragen. Das schadet ja nichts. Und wer weiß, vielleicht hin ich ehrlich.«

Als sie nicht antwortete, sprach ich weiter.

»Sie berichten von einem Doppelmord. Trotzdem werden im Artikel weder die Namen der Opfer noch die möglicher Verdächtiger oder sonst irgendwelche Einzelheiten genannt.«

»Kannte ich alle nicht«, sagte sie. »Die Meldung kam spätnachts über den Ticker. Wir haben sie gerade noch in die Morgenausgabe gekriegt.«

»Und warum ist da nichts nachgekommen? Das muss doch ein Riesending gewesen sein. Wieso gab's nur den einen Artikel?«

-Schweigen.

»Hallo?«

»Warten Sie einen Moment. Die Kinder spielen wieder zurück.«

Diesmal hörte ich allerdings nichts.

»Ich durfte nicht weiter darüber schreiben«, sagte sie leise.

»Was heißt das?«

»Das heißt, wir hatten Glück, diese kurze Meldung überhaupt in die Zeitung zu kriegen. Am nächsten Morgen war alles voll FBI-Agenten. Der hiesige SAC ...«

»SAC?«

»Special Agent in Charge. Der höchste FBI-Agent in der Gegend. Er hat meinem Chef verboten, weiter darüber zu berichten. Ich hab mich hinterher auf eigene Faust noch ein bisschen umgehört, hab aber nur immer wieder >Kein Kommentar< gehört.«

»Ist das nicht seltsam?«

»Kann ich nicht sagen, Will. Ich habe noch nie über einen Mord berichtet, aber wenn Sie so fragen, finde ich es schon ein bisschen seltsam, ja.«

»Und was heißt das Ihrer Ansicht nach?«

»Nach der Reaktion meines Chefs zu urteilen ...«, Yvonne holte tief Luft, »... muss es eine große Sache sein. Sehr groß. Größer als ein Doppelmord. Jetzt sind Sie an der Reihe, Will.«

Ich fragte mich, wie viel ich ihr erzählen sollte. »Wissen Sie was über Fingerabdrücke, die am Tatort gefunden worden sind?«

»Nein.«

»Es gab einen Satz Abdrücke von einer Frau.«

»Und weiter?«

»Diese Frau wurde gestern tot aufgefunden.«

»Hoppla. Ermordet?«

»Ja.«

»Wo?«

»Ein kleiner Ort in Nebraska.«

»Ihr Name?«

Ich lehnte mich zurück. »Erzählen Sie mir was über Owen Enfield, den Hauseigentümer.«

»Ah, verstehe. Immer schön abwechselnd. Ich gebe Ihnen was, dann geben Sie mir was.«

»So in der Art. War Enfield unter den Opfern?«

»Keine Ahnung.«

»Was wissen Sie über ihn?«

»Er wohnte seit drei Monaten da.«

»Allein?«

»Die Nachbarn meinten, er wäre allein eingezogen. In den letzten Wochen haben sie dann öfter eine Frau und ein Kind auf dem Grundstück gesehen.«

Ein Kind.

Mein Herz fing an zu flattern. Ich richtete mich auf. »Wie alt war das Kind?«

»Ich weiß nicht. Im Schulalter.«

»So um die zwölf?«

»Möglich.«

»Junge oder Mädchen?«

»Mädchen.«

Ich erstarre.

»Hey, Will, sind Sie noch da?«

»Wissen Sie, wie das Mädchen heißt?«

»Nein. Eigentlich wusste niemand so richtig, wer die beiden waren.«

»Wo sind sie jetzt?«

»Keine Ahnung.«

»Wieso nicht?«

»Eins der großen Geheimnisse des Lebens, nehme ich an. Ich konnte sie nicht finden. Aber wie gesagt, ich bin nicht mehr an dem Fall dran. Ich bin dem auch nicht besonders energisch nachgegangen.«

»Können Sie rausfinden, wo die beiden sind?«

»Ich kann's versuchen.«

»Können Sie mir sonst noch was sagen? Haben Sie zufällig den Namen eines Verdächtigen, eines Opfers oder sonst irgendwas mitgekriegt?«

»Es war, wie gesagt, ziemlich ruhig. Ich arbeite auch nur halbtags bei der Zeitung, wie Sie vielleicht schon mitgekriegt haben. Im Hauptberuf bin ich Mutter. Die Story habe ich nur gekriegt, weil ich als Einzige noch in der Redaktion war, als die Meldung über den Ticker kam. Aber ich habe ein paar gute Quellen.«

»Wir müssen Enfield finden«, sagte ich. »Oder wenigstens die Frau und das Kind.«

»Das wäre zumindest mal ein Anfang«, stimmte sie zu. »Verraten Sie mir jetzt, warum der Fall Sie interessiert?«

Ich dachte darüber nach. »Wollen wir ein paar schlafende Hunde wecken, Yvonne?«

»Warum nicht, Will? Ich bin dabei.«

»Sind Sie gut?«

»Soll ich es Ihnen demonstrieren?«

»Wieso nicht?«

»Gut möglich, dass Sie jetzt aus New York City anrufen, Sie stammen aber aus New Jersey. Ich würde sogar sagen - obwohl es bestimmt mehr als einen Will Klein gibt -, dass Sie der Bruder eines berüchtigten Mörders sind.«

»Eines berüchtigten mutmaßlichen Mörders«, korrigierte ich sie. »Woher wissen Sie das?«

»Ich hab Lexis-Nexis auf meinem Rechner hier. Ich hab Ihren Namen eingegeben und nachgesehen, was es ausspuckt. In einem Artikel stand, dass Sie jetzt in Manhattan wohnen.«

»Mein Bruder hat mit dieser Geschichte absolut nichts zu tun.«

»Natürlich, und Ihre Nachbarin hat er auch nicht ermordet, stimmt's?«

»Das meine ich nicht. Der Doppelmord bei Ihnen hat nichts mit ihm zu tun.«

»Und was haben Sie damit zu tun?«

Ich seufzte. »Es geht um eine andere Person, die mir sehr nahe stand.«

»Wer?«

»Meine Freundin. Es waren ihre Fingerabdrücke dort am Tatort.«

Ich hörte, wie die Kinder wieder laut wurden. Es klang, als rannten sie mit Sirenengeheul durchs Zimmer. Diesmal schrie Yvonne Sterno sie nicht an. »Dann war das also Ihre Freundin, die in Nebraska tot aufgefunden worden ist.«

»Ja.«

»Und deshalb interessieren Sie sich dafür.«

»Zum Teil.«

»Was noch?«

Ich war noch nicht bereit, ihr etwas von Carly zu erzählen.
»Finden Sie Enfield«, sagte ich.

»Wie hieß sie, Will? Ihre Freundin?«

»Finden Sie ihn einfach.«

»Hey, wollen wir zusammenarbeiten oder nicht? Dann halten Sie mich nicht hin. Es dauert keine fünf Sekunden, bis ich das nachgesehen habe. Sagen Sie es mir einfach.«

»Rogers«, sagte ich. »Sie hieß Sheila Rogers.«

Ich hörte sie wieder tippen. »Ich tu, was ich kann, Will«, sagte sie. »Halten Sie die Ohren steif. Ich melde mich bald.«

30

Ich hatte einen seltsamen Dämmertraum.

Ich nenne es Dämmertraum, weil ich weder richtig wach war noch richtig schlief. Ich dämmerte in jenem Zustand zwischen Schlaf und Wachen, in dem man im Traum manchmal stolpert, stürzt und sich dann an der Bettkante festhält. Mit hinter dem Kopf verschränkten Händen und geschlossenen Augen lag ich im Dunkeln.

Ich habe schon erwähnt, wie gern Sheila getanzt hat. Sie hatte mich sogar überredet, einem Tanzclub im Jewish Community Center in West Orange, New Jersey, beizutreten. Das JCC war weder vom Krankenhaus, in dem meine Mutter lag, noch von dem Haus in Livingston weit entfernt. Jeden Mittwoch waren wir meine Mutter besuchen gegangen, um uns hinterher, um halb sieben, mit unseren Tanzkameraden zu treffen.

Wir waren - grob geschätzt - etwa 75 Jahre jünger als die anderen Paare im Club, doch die Alten hatten den Dreh raus. Ich versuchte mit ihnen mitzuhalten, hatte aber keine Chance. Ihre

Gegenwart verunsicherte mich. Sheila ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Manchmal ließ sie mich mitten im Tanz los und entfernte sich mit wiegenden Schritten von mir. Sie schloss die Augen. Ihr Gesicht strahlte, während sie vollkommen in Glückseligkeit versank.

Ein älteres Paar, die Segais, die seit einer USO-Versammlung in den Vierzigern miteinander tanzten, verdient besondere Erwähnung. Sie waren hübsch und anmutig. Mr Segal trug immer ein weißes Halstuch. Mrs Segal war blau gekleidet und trug ein Perlenhalsband. Auf dem Parkett waren sie einfach zauberhaft. Sie bewegten sich wie Liebende. Wie eine einzige Person. In den Pausen unterhielten sie sich offen und freundlich mit uns. Doch sobald die Musik spielte, hatten sie nur noch Augen füreinander.

In einer verschneiten Nacht im letzten Februar - wir dachten schon, das Tanzen würde ausfallen, es fand dann aber doch statt - kam Mr Segal allein. Er trug sein weißes Halstuch. Sein Anzug saß tadellos. Aber schon nach einem einzigen Blick in sein versteinertes Gesicht wussten wir, was passiert war. Sheila ergriff meine Hand. Eine Träne lief über ihre Wange. Als die Musik einsetzte, stand Mr Segal auf, trat ohne zu zögern aufs Parkett und tanzte allein. Er breitete die Arme aus und bewegte sich, als wäre seine Frau bei ihm. Er führte sie über die Tanzfläche und hielt ihren Geist so zärtlich in den Armen, dass keiner von uns wagte, ihn zu stören.

In der folgenden Woche kam Mr Segal nicht. Wir hörten von den anderen, dass Mrs Segal den langen Kampf gegen den Krebs verloren hatte. Aber sie hatte bis zuletzt getanzt. Als die Musik zu spielen anfang, suchten wir unsere Partner und traten aufs Parkett. Und als ich Sheila an mich drückte, so unendlich eng an mich drückte, erkannte ich, dass die Segais, so traurig die Geschichte auch war, es besser hatten als alle anderen, die ich kannte.

Hier versank ich in diesen Dämmertraum, wobei mir das allerdings die ganze Zeit bewusst war. Ich war im JCC-Tanzclub. Mr Segal war auch da. Dazu noch ein paar andere Leute, die ich noch nie gesehen hatte. Sie hatten alle keine Partner. Als die Musik einsetzte, tanzten wir allein. Ich sah mich um. Mein Vater tanzte einen schwerfälligen Solo-Foxtrott. Er nickte mir zu.

Ich sah den anderen beim Tanzen zu. Offenbar spürten alle die Gegenwart ihrer verstorbenen Partner. Sie sahen ihren Geistern in die Augen.

Ich versuchte, ihrem Beispiel zu folgen, aber irgendetwas stimmte nicht. Ich sah nichts. Ich tanzte allein. Sheila kam nicht zu mir.

In der Ferne klingelte ein Telefon. Vom Anrufbeantworter drang eine tiefe Stimme in meinen Traum. »Hier ist Lieutenant Daniels vom Livingston Police Department. Ich würde gern Will Klein sprechen.«

Im Hintergrund hörte ich das gedämpfte Lachen einer jungen Frau. Ich öffnete die Augen, und der JCC-Tanzclub verschwand. Als ich nach dem Hörer griff, lachte die Frau noch einmal laut auf.

Sie klang wie Katy Miller.

»Ich ruf wohl doch lieber mal Ihre Eltern an«, sagte Lieutenant Daniels zu der lachenden Frau.

»Nein.« Es war Katy. »Ich bin volljährig. Sie können mich nicht zwingen ...«

Ich nahm den Hörer ab. »Hallo, Will Klein am Apparat.«

Lieutenant Daniels sagte: »Hi, Will. Hier spricht Tim Daniels. Wir sind zusammen zur Schule gegangen, erinnerst du dich?«

Tim Daniels. Er hatte an der Hess-Tankstelle gearbeitet. Er war immer im ölverschmierten Overall mit Namen auf der Brusttasche zur Schule gekommen. Jetzt hatte er es sogar zu einer richtigen Uniform gebracht.

»Klar«, sagte ich, jetzt völlig verwirrt. »Wie geht's denn so?«

»Gut, danke.«

»Du bist jetzt bei der Polizei?« Mir entging aber auch nichts.

»Ja. Und ich wohne immer noch hier. Hab Betty Jo Stetson geheiratet. Wir haben zwei Töchter.«

Ich versuchte, mich an Betty Jo zu erinnern, was mir jedoch nicht gelang. »Wow. Glückwunsch.«

»Danke, Will.« Seine Stimme wurde ernst. »Ich, äh, hab das von deiner Mutter in der *Tribüne* gelesen. Mein Beileid.«

»Nett von dir. Danke«, sagte ich.

Katy Miller fing wieder an zu lachen.

»Hör zu, warum ich anrufe, na ja, Katy Miller kennst du doch, oder?«

»Ja.«

Er schwieg einen Moment lang. Wahrscheinlich fiel ihm gerade wieder ein, dass ich mit ihrer älteren Schwester gegangen war und was aus ihr geworden war. »Sie hat mich gebeten, dich anzurufen.«

»Wo liegt das Problem?«

»Ich habe Katy auf dem Mount-Pleasant-Spielplatz gefunden, mit einer halb leeren Flasche Wodka. Sie ist völlig besoffen. Ich wollte bei ihren Eltern anrufen ...«

»Das können Sie vergessen!«, rief Katy. »Ich bin volljährig.«

»Schon klar. Tja, sie hat mich jedenfalls gebeten, bei dir anzurufen. Hey, ich weiß noch, wie wir jung waren. Wir waren schließlich auch nicht perfekt, verstehst du?«

»Ja«, sagte ich.

Und genau da rief Katy etwas, und ich erstarrte. Ich hoffte, ich hätte mich verhört.

Doch ihre Worte und die fast spöttische Art, wie sie sie herausschrie, griffen mir wie eine kalte Hand in den Nacken.

»Idaho!«, schrie sie. »Stimmt's, Will? Idaho!«

Ich umklammerte den Hörer und war überzeugt, dass ich mich verhört hatte. »Was sagt sie?«

»Ich weiß auch nicht. Sie schreit immer irgendwas von Idaho, aber sie ist auch wirklich ziemlich hinüber.«

Wieder Katy. »Scheiß-Idaho! Der Kartoffelstaat! Idaho! Stimmt doch, oder?«

Mein Atem ging flach.

»Hör zu, Will, ich weiß, dass es spät ist, aber kannst du vorbeikommen und sie abholen?«

Ich fand meine Stimme so weit wieder, dass ich sagen konnte: »Bin schon unterwegs.«

31

Squares schlich lieber die Treppe hinauf, als Gefahr zu laufen, Wanda durch das laute Fahrstuhlgeräusch zu wecken. Das Haus gehörte der Yoga Squared Corporation. Er wohnte mit Wanda in den beiden Etagen über dem Studio. Es war drei Uhr morgens. Squares schob die Tür auf. Es brannte kein Licht. Er trat in den Raum, der schattenhaft im fahlen Schein der Straßenlaternen lag.

Wanda saß mit verschränkten Armen im Lotussitz im Dunkeln auf der Couch.

»Hey«, sagte er ganz leise, als befürchtete er, jemanden zu wecken, obwohl außer ihnen niemand im Gebäude war.

»Willst du, dass ich es wegmachen lasse?«, fragte sie.

Squares wünschte, er hätte seine Sonnenbrille aufbehalten. »Ich bin echt müde, Wanda. Lass mich einfach ein paar Stunden schlafen.«

»Nein.«

»Was soll ich jetzt dazu sagen?«

»Es sind noch keine drei Monate. Ich brauche nur eine Pille zu schlucken. Also sag schon. Willst du es loswerden?«

»Jetzt ist es also auf einmal meine Entscheidung?«

»Ich warte.«

»Ich dachte, du bist die große Feministin, Wanda. Was ist mit dem Recht auf deinen eigenen Bauch?«

»Komm mir nicht mit dem Scheiß.«

Squares steckte die Hände in die Hosentaschen. »Was willst du denn?«

Wanda wandte den Kopf ab. Er sah ihr Profil, den langen Hals, die stolze Haltung. Er liebte sie. Nie zuvor hatte er jemanden geliebt, und er war auch noch nie geliebt worden. Als er sehr klein gewesen war, hatte seine Mutter ihn oft mit ihrem Lockenstab verbrannt. Als er zwei war, hatte sie plötzlich damit aufgehört - zufälligerweise genau an dem Tag, als ihr Vater sie totgeprügelt und sich in der Abstellkammer erhängt hatte.

»Du trägst deine Vergangenheit auf der Stirn«, sagte Wanda.
»Den Luxus können wir uns nicht alle leisten.«

»Was willst du damit sagen?«

Keiner von ihnen hatte das Licht eingeschaltet. Ihre Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, doch im düsteren Zwielflicht verschwamm alles. Vielleicht war es leichter so.

Wanda sagte: »Ich habe bei meinem High-School-Abschluss die Festrede gehalten.«

»Ich weiß.«

Sie schloss die Augen. »Lass mich einfach erzählen, okay?«
Squares nickte.

»Ich bin in einem wohlhabenden Vorort aufgewachsen. Da gab es nur wenige Farbige. In meinem Jahrgang war ich die einzige Schwarze unter rund dreihundert Schülern. Und ich war die Beste. Ich hatte die freie Wahl zwischen sämtlichen ameri-

kanischen Colleges und habe mich für Princeton entschieden.«

Das wusste er alles, aber er sagte nichts.

»Dort dachte ich dann, ich könnte nicht mithalten. Ich erspare dir die ausführliche Diagnose über den Mangel an Selbstwertgefühl und so weiter. Jedenfalls habe ich aufgehört zu essen. Ich habe abgenommen und bin magersüchtig geworden. Ich habe nichts zu mir genommen, was ich nicht wieder von mir geben konnte. Ich habe den ganzen Tag Sit-ups gemacht. Ich habe keine vierzig Kilo mehr gewogen und konnte trotzdem beim Blick in den Spiegel die fette Kuh nicht ausstehen, die mich da ansah.«

Squares trat näher an sie heran. Er wollte nach ihrer Hand greifen. Aber blöd wie er war, ließ er es bleiben.

»Ich habe so lange gehungert, bis sie mich ins Krankenhaus einliefern mussten. Meine Organe haben Schaden genommen. Vor allem die Leber und das Herz. Wie groß diese Schäden wirklich sind, können die Ärzte immer noch nicht genau sagen. Ich hatte zwar keinen Herzstillstand, war aber zwischendurch wohl ziemlich kurz davor. Schließlich habe ich mich wieder erholt - darauf gehe ich jetzt auch nicht näher ein -, aber die Ärzte haben mir gesagt, ich kann vermutlich nie schwanger werden. Und falls doch, könnte ich das Kind wahrscheinlich nicht austragen.«

Squares stand vor ihr. »Und was sagt deine Ärztin jetzt?«, fragte er.

»Sie kann mir nichts versprechen.« Wanda sah ihn an. »Ich habe noch nie solche Angst gehabt.«

Ihm schien das Herz in der Brust zu zerspringen. Er wollte sich zu ihr setzen und sie in den Arm nehmen. Doch wieder hielt ihn etwas davon ab - und er hasste sich dafür. »Wenn es ein Risiko für deine Gesundheit ist, es auszutragen ...«, fing er an.

»Dann ist das mein Risiko«, unterbrach sie ihn.

Er rang sich ein Lächeln ab. »Da ist sie ja wieder, die große Feministin.«

»Mit der Angst habe ich nicht nur meine Gesundheit gemeint.«

Das war ihm klar gewesen.

»Squares?«

»Ja.«

Ihre Stimme klang fast flehentlich. »Schotte dich nicht gegen mich ab, okay?«

Er wusste nicht, was er sagen sollte, also entschied er sich für das Naheliegende. »Das ist ein großer Schritt für uns.«

»Ich weiß.«

»Ich glaube nicht«, sagte er, »dass ich das schaffe.«

»Ich liebe dich.«

»Ich dich auch.«

»Du bist der stärkste Mann, dem ich je begegnet bin.«

Squares schüttelte den Kopf. Ein Betrunkener auf der Straße fing an, ein Lied zu grölen, *His love grows where his Rosemary goes and nobody knows but him*. Wanda ließ die Arme sinken und wartete.

»Vielleicht«, sagte Squares, »sollten wir's lieber lassen. Und wenn's nur wegen deiner Gesundheit ist.«

Wanda sah, wie er einen Schritt zurücktrat und ging. Bevor sie antworten konnte, war er verschwunden.

Ich mietete bei der rund um die Uhr geöffneten Autovermietung in der 37th Street einen Wagen und fuhr raus zur Polizeiwache in Livingston. Seit einem Schulausflug in der ersten Klasse hatte ich diese geheiligten Hallen nicht mehr betreten. An jenem sonnigen Vormittag hatten wir uns die Arrestzelle, in

der ich Katy jetzt vorfand, nicht ansehen dürfen, weil damals, genau wie jetzt, jemand drin gegessen hatte. Dass womöglich ein berüchtigter Verbrecher nur ein paar Meter von uns entfernt festgehalten wurde, war das Coolste gewesen, was ein Erstklässler sich damals vorstellen konnte.

Detective Tim Daniels begrüßte mich mit einem zu kräftigen Händedruck. Mir fiel auf, dass er sich oft den Gürtel hochzog. Er klingelte bei jedem Schritt - die Schlüssel, die Handschellen, was nicht noch alles. Er hatte etwas zugelegt, sein Gesicht war jedoch immer noch glatt und makellos.

Ich füllte ein paar Formulare aus, dann wurde Katy in meine Obhut entlassen. In der Stunde, die ich gebraucht hatte, um herzukommen, war sie etwas ausgenüchtert. Sie lachte nicht mehr und ließ den Kopf hängen. In ihrem Gesicht zeigte sich der typische Teenager-Misshandlung.

Ich bedankte mich noch einmal bei Tim. Katy versuchte nicht einmal, zu lächeln oder sich zu verabschieden. Wir gingen zum Wagen, doch als wir in der kalten Nachtluft waren, ergriff sie meinen Arm.

»Komm, wir gehen spazieren«, sagte sie.

»Es ist vier Uhr morgens. Ich bin müde.«

»Ich muss kotzen, wenn ich mich jetzt ins Auto setze.«

Ich blieb stehen. »Was hast du da am Telefon über Idaho gebrüllt?«

Aber Katy hatte die Livingston Avenue schon halb überquert. Ich folgte ihr. Als sie am Kreisverkehr war, beschleunigte sie ihren Schritt. Ich holte sie ein.

»Deine Eltern werden sich Sorgen machen«, sagte ich.

»Ich hab gesagt, ich schlafe bei einer Freundin. Das geht schon klar.«

»Verrätst du mir, warum du dich allein besoffen hast?«

Katy ging weiter. Sie atmete schwerer. »Ich hatte Durst.«

»Mhm. Und warum hast du was von Idaho gebrüllt?«

Sie sah mich an, ging aber weiter. »Ich dachte, du weißt, was los ist.«

Ich hielt sie am Arm fest. »Was spielst du hier mit mir?«

»Ich spiele nicht, Will.«

»Was soll das dann?«

»Idaho, Will. Deine Sheila Rogers war aus Idaho, stimmt's?«

Wieder trafen mich ihre Worte wie ein Schlag in die Magengrube. »Woher weißt du das?«

»Ich hab's gelesen?«

»In der Zeitung?«

Sie gluckste. »Du weißt es wirklich nicht?«

Ich packte ihre Schultern. »Wovon redest du eigentlich?«

»Wo ist deine Sheila aufs College gegangen?«, fragte sie.

»Weiß ich nicht.«

»Ich dachte, ihr wart so wahnsinnig verliebt.«

»Das ist kompliziert.«

»Hab ich mir schon gedacht.«

»Ich begreif immer noch nicht, was du von mir willst, Katy.«

»Sheila Rogers war in Haverton, Will. Mit Julie. Sie waren in derselben Studentinnenverbindung.«

Verblüfft blieb ich stehen. »Das kann nicht sein.«

»Ich versteh nicht, wieso du das nicht weißt. Hat Sheila dir nie von ihr erzählt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Bist du sicher?«

»Sheila Rogers aus Mason, Idaho. Hat einen Abschluss in Medienwissenschaften gemacht. Steht alles in der Broschüre der Studentinnenverbindung. Die lag im Schrankkoffer im Keller.«

»Das versteh ich nicht. Und nach so vielen Jahren kannst du dich noch an ihren Namen erinnern?«

»Ja.«

»Wieso? Kennst du alle Namen von denen, die in Julies Verbindung waren?«

»Nein.«

»Und warum erinnerst du dich dann an Sheila Rogers?«

»Weil sie«, sagte Katy, »Julies Zimmergenossin war.«

32

Als Squares bei mir auftauchte, brachte er Bagels und verschiedene Aufstriche von dem clever benannten *La Bagel-Deli* an der Ecke i5th Street und ist Avenue mit. Es war zehn Uhr morgens. Katy lag auf der Couch und schlief tief und fest. Squares steckte sich eine Zigarette an. Mir fiel auf, dass er noch dieselbe Kleidung trug wie am Vorabend. Das war nicht einfach festzustellen - Squares war nicht gerade führend auf dem Gebiet der Herrenmode -, trotzdem sah er heute Morgen besonders schlampig aus. Wir setzten uns auf die Hocker am Küchentresen.

»Hey«, sagte ich, »ich weiß ja, dass du nicht auffallen willst, wenn du bei den Obdachlosen bist, aber ...«

Er nahm einen Teller aus dem Schrank. »Willst du weiter Witze reißen oder verrätst du mir, was passiert ist?«

»Gibt es irgendeinen triftigen Grund, warum ich nicht beides tun kann?«

Er senkte den Kopf und sah mich erneut über den Rand seiner Sonnenbrille hinweg an. »So schlimm?«

»Schlimmer«, sagte ich.

Katy bewegte sich auf der Couch. Ich hörte, wie sie »autsch« sagte. Ich hatte die extrastarken Schmerztabletten schon bereitgelegt. Ich gab ihr zwei und ein Glas Wasser. Sie schluckte sie und stolperte in Richtung Dusche. Ich setzte mich wieder auf meinen Hocker.

»Was macht deine Nase?«, fragte Squares.

»Fühlt sich an, als hätten sie mein Herz da reinverpflanzt und das versucht jetzt, sich den Weg ins Freie zu bahnen.«

Er nickte, biss in sein Bagel mit Lachspastete und kaute bedächtig. Er ließ die Schultern hängen. Ich wusste, dass er die Nacht nicht zu Hause verbracht hatte. Ich wusste, dass zwischen ihm und Wanda irgendetwas vorgefallen war. Und vor allem wusste ich, dass er nicht darauf angesprochen werden wollte.

»Wie war das mit dem *schlimmer?*«, fragte er.

»Sheila hat mich belogen«, sagte ich.

»Das wussten wir ja schon.«

»Nein, schlimmer.«

Er kaute weiter.

»Sie hat Julie Miller gekannt. Auf dem College waren sie in derselben Studentinnenverbindung. Sie haben sogar zusammen gewohnt.«

Er hörte auf zu kauen. »Sag das noch mal.«

Ich erzählte ihm, was ich erfahren hatte. Im Bad rauschte die ganze Zeit die Dusche. Ich ging davon aus, dass Katy noch eine ganze Weile mit den Nachwirkungen des Alkohols zu kämpfen haben würde. Andererseits erholt sich die Jugend auch schneller als wir anderen.

Als ich fertig war, lehnte Squares sich zurück, verschränkte die Arme und grinste. »Verstellung«, sagte er dann.

»Das hab ich auch gedacht.«

»Ich raff's nicht, Mann.« Er schmierte sich das nächste Bagel. »Deine alte Freundin, die vor elf Jahren ermordet worden ist, hat im College mit deiner letzten Freundin zusammengewohnt, die auch ermordet worden ist.«

»Genau.«

»Und dein Bruder soll für den ersten Mord verantwortlich sein.«

»Ja.«

»Okay.« Squares nickte bekräftigend. Dann sagte er: »Ich raff's immer noch nicht.«

»Muss ein abgekartetes Spiel gewesen sein«, sagte ich.

»Was war ein abgekartetes Spiel?«

»Sheila und ich.« Ich versuchte, die Achseln zu zucken.
»Das Ganze muss ein abgekartetes Spiel gewesen sein. Eine Lüge.«

Er wackelte abwägend mit dem Kopf. Die langen Haare fielen ihm ins Gesicht. Er schob sie zurück. »Und was wollte sie damit bezwecken?«

»Keine Ahnung.«

»Dann überleg mal.«

»Hab ich schon«, sagte ich. »Die ganze Nacht.«

»Okay, nehmen wir an, du hast Recht. Nehmen wir an, Sheila hat dich angelogen oder, ich weiß nicht, eine Art abgekartetes Spiel mit dir gespielt. Kannst du mir folgen?«

»Kann ich.«

Er hob beide Hände. »Was soll das Ganze?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Dann lass uns die verschiedenen Möglichkeiten durchgehen«, sagte Squares. Er hob einen Finger. »Erstens: Es könnte Zufall sein.«

Ich sah ihn nur an.

»Warte mal, mit Julie Miller bist du vor, was denn, vor zwölf Jahren gegangen?«

»Ja.«

»Vielleicht hat Sheila sich einfach nicht mehr an dich erinnert. Weißt du etwa, wie die Exliebhaber deiner Verflorenen heißen? Vielleicht hat Julie nie von dir erzählt. Oder Sheila hat deinen Namen einfach vergessen. Und Jahre später begegnet ihr beiden euch dann und ...«

Ich sah ihn weiterhin nur an.

»Jaja, okay, ist ziemlich weit hergeholt«, stimmte er mir zu.
»Vergessen wir das. Zweitens.« Squares hob einen weiteren Finger, schwieg einen Moment und sah zur Decke. »Verdammt, ich komm nicht weiter.«

»Genau.«

Wir aßen. Er grübelte noch etwas. »Okay, gehen wir davon aus, dass Sheila von Anfang an wusste, wer du bist.«

»Tun wir das.«

»Ich raff's trotzdem nicht, Mann. Was bleibt denn dann noch übrig?«

»Verstellung«, erwiderte ich.

Die Dusche ging aus. Ich nahm ein Mohn-Bagel. Die Mohnkörner klebten an meiner Hand.

»Ich hab die ganze Nacht darüber nachgedacht«, sagte ich.

»Und?«

»Ich bleib immer wieder in New Mexico hängen.«

»Wieso?«

»Das FBI wollte Sheila verhören, weil sie irgendwas mit einem ungeklärten Doppelmord in Albuquerque zu tun hat.«

»Und?«

»Julie Miller ist auch ermordet worden, Jahre vorher.«

»Und der Mord ist auch noch ungeklärt«, sagte Squares.
»Obwohl sie deinen Bruder verdächtigen.«

»Genau.«

»Du siehst irgendeine Verbindung zwischen den beiden Morden«, sagte Squares.

»Es muss eine geben.«

Squares nickte. »Okay, ich sehe Punkt A und Punkt B. Aber ich weiß nicht, wie du von einem zum anderen kommst.«

»Ich auch nicht«, sagte ich.

Wir schwiegen. Katy steckte den Kopf durch die Tür. Ihr Ge-

sieht hatte die übliche Katerblässe. Sie stöhnte und sagte: »Ich hab gerade noch mal gekotzt.«

»Nett, dass du mich auf dem Laufenden hältst«, sagte ich.

»Wo sind meine Klamotten?«

»Im Schlafzimmerschrank«, sagte ich.

Sie bedankte sich mit einer verhaltenen Geste und leidender Miene und schloss die Tür. Ich sah auf die rechte Seite der Couch, wo Sheila gern gesessen und gelesen hatte. Wie konnte das sein? Der alte Sinnspruch, dass es »besser ist, eine Liebe verloren als nie geliebt zu haben«, ging mir durch den Kopf. Ich dachte darüber nach. Mehr noch. Ich fragte mich, was schlimmer war - die große Liebe seines Lebens zu verlieren oder zu erkennen, dass sie einen vielleicht nie geliebt hatte.

Was für eine Auswahl!

Das Telefon klingelte. Diesmal wartete ich nicht auf den Anrufbeantworter. Ich nahm den Hörer ab und sagte: »Hallo.«

»Will?«

»Ja.«

»Hier ist Yvonne Sterno«, sagte sie. »Albuquerque's Antwort auf Jimmy Olsen.«

»Was haben Sie herausgefunden?«

»Ich habe die ganze Nacht dran gesessen.«

»Und?«

»Es wird immer seltsamer.«

»Erzählen Sie.«

»Okay, ich habe meine Kontaktperson gebeten, Papiere und Steuerunterlagen durchzusehen. Verstehen Sie, meine Kontaktperson ist Beamtin, und ich habe sie gebeten, das in ihrer Freizeit zu erledigen. Normalerweise stehen Ihre Chancen besser, Wasser in Wein zu verwandeln oder meinen Onkel dazu zu bringen, ein Abendessen auszugeben, als einen Beamten dazu zu bringen, in der Freizeit zur Arbeit...«

»Yvonne?«, unterbrach ich sie.

»Ja.«

»Sie dürfen davon ausgehen, dass ich auch so von Ihrem Einfallreichtum schon schwer beeindruckt bin. Sagen Sie mir einfach, was Sie rausbekommen haben.«

»Ja, okay, Sie haben Recht«, sagte sie. Ich hörte Papier rascheln. »Das Haus, in dem der Mord passiert ist, war von einer Organisation namens Cripco angemietet.«

»Und was machen die?«

»Lässt sich nicht feststellen. Das ist eine Briefkastenfirma. Die scheinen gar nichts zu machen.«

Ich dachte darüber nach.

»Owen Enfield hatte auch noch ein Auto. Einen grauen Honda Accord. Auch der war von den netten Menschen von Cripco geleast.«

»Vielleicht hat er für sie gearbeitet.«

»Möglich. Das versuch ich gerade rauszukriegen.«

»Wo ist der Wagen jetzt?«

»Das ist auch interessant«, sagte Yvonne. »Die Polizei hat ihn verlassen auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums in Lacida entdeckt. Das ist etwa dreihundert Kilometer östlich von hier.«

»Und wo ist Owen Enfield jetzt?«

»Wenn Sie mich fragen, ist er tot. Unseres Wissens ist er eins der Opfer.«

»Und die Frau und das Mädchen? Wo sind die?«

»Keine Ahnung. Mann, ich weiß ja nicht mal, wer die sind.«

»Haben Sie mit den Nachbarn gesprochen?«

»Ja. Aber wie gesagt, die wussten alle nicht viel über die beiden.«

»Und eine Personenbeschreibung?«

»Ah.«

»Was, ah?«

»Darüber wollte ich mich mit Ihnen unterhalten.«

Squares aß weiter, doch ich wusste, dass er zuhörte. Katy war noch im Schlafzimmer und zog sich entweder an oder brachte dem Gott des Porzellanaltars ein weiteres Opfer.

»Die Beschreibungen waren ziemlich vage«, fuhr Yvonne fort. »Die Frau war Mitte dreißig, hübsch und brünett. Viel mehr konnten mir die Nachbarn nicht sagen. Keiner wusste, wie das Mädchen hieß. Sie war ungefähr elf, zwölf Jahre alt und hatte dunkelblonde Haare. Ein Nachbar sagte, sie wäre einfach niedlich gewesen, aber das sind die meisten Kinder in dem Alter. Mr Enfield war ungefähr eins achtzig groß, leicht ergraut, mit Bürstenschnitt und Spitzbart. Und so um die vierzig.«

»Dann war er nicht unter den Opfern«, sagte ich.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe Fotos vom Tatort gesehen.«

»Wann?«

»Als das FBI mich nach dem Aufenthaltsort meiner Freundin gefragt hat.«

»Da konnten Sie die Opfer erkennen?«

»Nicht sehr deutlich, aber es hat gereicht, um zu sehen, dass beide keinen Bürstenschnitt hatten.«

»Hm. Dann hat sich die ganze Familie einfach in Luft aufgelöst.«

»Ja.«

»Das war noch nicht alles, Will.«

»Was noch?«

»Stonepointe ist ein ganz neues Viertel. Die sind eigentlich Selbstversorger da.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Kennen Sie QuickGo, diese Kette für Fertiggerichte?«

»Klar«, sagte ich. »Wir haben hier auch QuickGo-Filialen.«

Squares nahm seine Sonnenbrille ab und sah mich fragend an. Ich zuckte die Achseln, und er rückte näher heran.

»Na ja, da gibt es einen QuickGo am Rand der Siedlung«, sagte Yvonne. »Fast alle Einwohner kaufen da ein.«

»Und?«

»Und einer der Nachbarn schwört, er hätte Owen Enfield dort am Tag des Mordes gesehen, um drei Uhr nachmittags.«

»Ich weiß nicht, worauf Sie rauswollen, Yvonne.«

»Also«, erläuterte sie, »sämtliche QuickGo-Filialen sind mit Überwachungskameras ausgerüstet.« Sie wartete. »Können Sie mir jetzt folgen?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Ich habe mich schon erkundigt«, fuhr sie fort. »Sie bewahren die Videobänder einen Monat lang auf, dann werden sie wieder überspielt.«

»Das heißt, wenn wir das Band in die Finger kriegen, können wir uns Mr Enfield einmal in Ruhe ansehen.«

»Mit einem großen Aber. Der Leiter der Filiale hat mir eins ganz unmissverständlich klar gemacht. Er wird mir das Band auf gar keinen Fall aushändigen.«

»Irgendeine Möglichkeit muss es doch geben«, sagte ich.

»Ich erwarte Ihre Vorschläge, Will.«

Squares legte mir die Hand auf die Schulter. »Was ist los?«

Ich hielt die Sprechmuschel zu und erstattete Bericht. »Kennst du jemanden, der Verbindungen zu QuickGo hat?«, fragte ich.

»So unglaublich es auch klingen mag, aber die Antwort ist nein.«

Mist. Wir grübelten noch einen Moment darüber nach. Yvonne fing an, den QuickGo-Jingle zu summen, eine dieser unerträglichen Melodien, die durch das Ohr in den Kopf eindringen und dann den ganzen Tag nach einem Ausweg suchen

und keinen finden. Ich musste an die neue Werbekampagne denken, in der sie den alten Jingle durch den Einsatz von E-Gitarre, Synthesizer, Bass und den Gesang des neuen Sternchens am Pophimmel, *Sonay*, aufgemotzt hatten.

Moment mal. Sonay!

Squares sah mich an. »Was ist?«

»Vielleicht kannst du uns doch noch helfen«, sagte ich.

33

Sheila und Julie waren in der Chi-Gamma-Studentinnenverbindung gewesen. Ich hatte noch den Mietwagen von meinem nächtlichen Ausflug nach Livingston, also entschlossen Katy und ich uns, die zwei Stunden zum Haverton College in Connecticut zu fahren, um dort so viel wie möglich herauszubekommen.

Vorher hatte ich im Immatrikulationsbüro von Haverton angerufen und ein paar Informationen eingeholt. Ich hatte erfahren, dass die damalige Hausbetreuerin der Studentinnenverbindung eine gewisse Rose Baker gewesen war. Mrs Baker war vor drei Jahren in Rente gegangen und in ein College-eigenes Haus auf dem Campus gezogen. Sie war das Hauptziel unserer dilettantischen Ermittlungen.

Wir parkten vor dem Chi-Gamma-Gebäude. Obwohl ich viel zu selten vom Amherst College hergekommen war, erinnerte ich mich noch an das Haus. Man sah sofort, dass es einer Studentinnenverbindung gehörte. Es war weiß gestrichen und hatte einen Vorbau mit pseudo-griechisch-römischen Säulen und sanft verschnörkelte Kanten, die dem ganzen Bau einen femininen Touch gaben. Irgendwie erinnerte es an eine Hochzeitstorte.

Rose Bakers Wohnsitz war, um es vorsichtig auszudrücken, etwas bescheidener. Das kleine Haus war wohl ursprünglich im Cape-Cod-Stil erbaut worden, hatte aber im Laufe der Zeit seinen Charakter verloren. Das frühere Rot wirkte jetzt stumpf und lehmfarben. Die Spitzengardinen vor den Fenstern sahen aus wie von Katzen zerfetzt. Außerdem waren so viele Schindeln von den Wänden gefallen, dass es aussah, als würde das Haus unter schwerer Seborrhö leiden.

Unter normalen Umständen hätte ich mich vorher irgendwie angekündigt. Im Fernsehen machen sie das nie. Der Polizist kommt einfach vorbei und die fragliche Person ist auch immer zu Hause. Ich fand das immer unrealistisch und etwas plump, jetzt jedoch verstand ich es gerade etwas besser. Erstens hatte die schwatzhafte Dame im Anmeldebüro mir erzählt, dass Rose Baker nur selten das Haus verließ und selbst dann meist nicht weit ging. Zweitens - und das war wohl wichtiger wenn ich Rose Baker anrief und sie fragte, was ich von ihr wollte, was hätte ich dann sagen sollen? Hi, ich möchte mich mit Ihnen über einen Mord unterhalten? Nein, da stand ich lieber überraschend mit Katy vor der Tür, und wir schauten einfach mal, was dabei herauskam. Wenn sie nicht da war, konnten wir immer noch in die Bibliothek gehen und uns die Archive ansehen oder uns im Haus der Studentinnenverbindung umhören. Ich hatte keine Ahnung, inwiefern uns das weiterhelfen sollte, aber genau genommen waren wir ohnehin im Blindflug unterwegs.

Als wir Rose Bakers Tür erreichten, verspürte ich einen gewissen Neid auf die rucksacktragenden Studenten auf dem Campus. Ich war gern aufs College gegangen. Alles, was mit dem College zu tun hatte, hatte ich gern gemacht. Ich hatte gern mit schlampigen, faulen Freunden herumgelungert. Ich hatte gern allein gelebt, zu selten Wäsche gewaschen und

nachts Salami-Pizza gegessen. Ich hatte mich gern mit den geselligen, vom Hippiezeitalter geprägten Professoren unterhalten. Ich hatte gern über hochfliegende Themen und die harten Realitäten diskutiert, die niemals auch nur ansatzweise auf den grünen Rasen unseres Campus vorgedrungen waren.

Als wir vor der Fußmatte standen, die uns übertrieben freundlich willkommen hieß, hörte ich ein altbekanntes Lied durch die Holztür. Ich verzog das Gesicht und lauschte. Der Ton war gedämpft, aber es klang nach Elton John - genau, *Candle in the Wind* vom alten *Goodbye Yellow Brich Road*-Doppelalbum. Ich klopfte.

Eine Frauenstimme zwitscherte: »Einen Moment.«

Kurz darauf wurde die Tür geöffnet. Rose Baker war in den Siebzigern und, wie ich überrascht feststellte, offenbar auf dem Weg zu einer Beerdigung. Ihre Kleidung, vom breitrempigen Hut mit passendem Schleier bis zu den Gesundheitsschuhen, war schwarz. Das Rouge sah aus, als hätte sie es großflächig mit einer Sprühdose aufgebracht. Ihr Mund formte ein fast perfektes »O«, und ihre Augen waren so riesig und rot, als wäre ihr Gesicht erstarrt, nachdem man sie gerade zu Tode erschreckt hatte.

»Mrs Baker?«, sagte ich.

Sie hob den Schleier. »Ja.«

»Mein Name ist Will Klein. Und das ist Katy Miller.«

Ihre großen Augen wandten sich Katy zu und saugten sich dort fest.

»Kommen wir ungelegen?«, fragte ich.

Die Frage schien sie zu überraschen. »Nein, keineswegs.«

Ich sagte: »Wir würden uns gern mit Ihnen unterhalten, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Katy Miller«, wiederholte sie, während sie sie unverwandt ansah.

»Ja, Ma'am«, sagte ich.

»Julies Schwester.«

Es war keine Frage. Trotzdem nickte Katy. Rose Baker stieß die Fliegengittertür auf. »Kommen Sie bitte herein.«

Wir folgten ihr ins Wohnzimmer. Katy und ich blieben wie angewurzelt stehen und sahen uns verblüfft um.

Lady Di.

Sie war überall. Das Zimmer war über und über mit Lady-Di-Devotionalien bepflanzt. Vor allem natürlich mit Fotos, aber auch mit Tee-Services, Gedenktellern, bestickten Kissen, Lampen, Figurinen, Büchern, Fingerhüten, Schnapsgläsern (wie pietätvoll), einer Zahnbürste (igitt!), einer Nachttischlampe, Sonnenbrillen, Salz- und Pfefferstreuer und Gott weiß was noch alles. Dann fiel mir auf, dass es sich bei dem Stück, das wir hörten, nicht um den Original-Klassiker von Elton John und Bernie Taupin handelte, sondern die neuere Lady-Di-Hymne, deren Text den Abschied von der »English Rose« zelebriert. Irgendwo hatte ich gelesen, dass diese Fassung die bestverkaufte Single aller Zeiten sein soll. Das war schon sehr aufschlussreich, wobei ich mir nicht sicher war, ob ich wirklich wissen wollte, worüber es Aufschluss gab.

Rose Baker sagte: »Erinnern Sie sich noch daran, wie Lady Di gestorben ist?«

Ich sah Katy an. Sie sah mich an. Wir nickten.

»Wissen Sie noch, wie die Welt um sie getrauert hat?«

Sie sah uns weiter an. Wieder nickten wir.

»Für die meisten Menschen war der Schmerz und die Trauer nur eine Marotte. Sie haben ihr ein paar Tage nachgeweint, vielleicht auch ein oder zwei Wochen. Und dann ...«, sie schnippte mit den Fingern wie ein Zauberer, und ihre Augen wurden noch größer, »... war alles vorbei. Als hätte es sie nie gegeben.«

Sie sah uns an und wartete auf beifälliges Glucksen. Ich versuchte, keine Grimasse zu ziehen.

»Aber für manche war Diana, die Prinzessin von Wales, ein wahrer Engel. Sie war zu gut für diese Welt. Wir werden ihr Licht in unseren Herzen immer weitertragen.«

Sie tupfte sich das Auge ab. Mir ging eine boshafte Erwidernung durch den Kopf, doch ich unterdrückte sie.

»Bitte«, sagte sie. »Setzen Sie sich. Möchten Sie etwas Tee?«
Wir verneinten höflich.

»Vielleicht ein Plätzchen?«

Sie brachte einen Teller mit Keksen in der Form von - genau - Dianas Profil. Die Krone war aus Zuckerguss. Wir entschuldigten uns, da wir beide nicht in der Stimmung waren, an der toten Lady Di herumzukuabbern. Ich entschloss mich, direkt zur Sache zu kommen.

»Mrs Baker«, sagte ich, »erinnern Sie sich noch an Katys Schwester Julie?«

»Ja, selbstverständlich.« Sie stellte den Teller mit den Plätzchen ab. »Ich erinnere mich an alle Mädchen. Mein Mann Frank - er hat hier Englisch unterrichtet - ist 1969 gestorben. Wir hatten keine Kinder. Ich hatte auch sonst keine lebenden Verwandten mehr. Dieses Studentinnenhaus und die Mädchen darin waren mein Leben.«

»Verstehe«, sagte ich.

»Und Julie, also, nachts, wenn ich im Bett liege und in die Dunkelheit starre, sehe ich ihr Gesicht häufiger als das der meisten anderen. Nicht nur, weil sie ein ganz besonderes Mädchen war - das war sie auch -, aber natürlich vor allem wegen dem, was später mit ihr passiert ist.«

»Meinen Sie den Mord?« Das war eine ziemlich dumme Frage, aber schließlich machte ich das zum ersten Mal. Ich wollte einfach, dass sie weitersprach.

»Ja.« Rose Baker ergriff Katys Hand. »Was für eine Tragödie. Es tut mir furchtbar Leid für Sie.«

Katy sagte: »Vielen Dank.«

Auch wenn es etwas herzlos sein mochte, konnte ich mir den Gedanken doch nicht verkneifen: eine Tragödie, ja, aber wohin Julies Bild - oder das von Rose Bakers Mann oder von ihrer Familie? - in diesem verwirrenden Potpourri königlicher Trauer?

»Mrs Baker, erinnern Sie sich vielleicht auch noch an ein anderes Mitglied der Studentinnenverbindung namens Sheila Rogers?«, fragte ich.

Ihr Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an und sie antwortete knapp. »Ja«, sagte sie. »Ja, ich erinnere mich an sie.«

An ihrer Reaktion war klar zu sehen, dass sie nichts von ihrer Ermordung gehört hatte. Ich entschloss mich, ihr noch nichts davon zu sagen. Anscheinend mochte sie Sheila nicht, und ich wollte wissen, warum. Wir brauchten ehrliche Antworten. Wenn ich ihr jetzt erzählte, dass Sheila tot war, würde sie die Tatsachen vermutlich beschönigen. Bevor ich fortfahren konnte, hob Mrs Baker die Hand. »Darf ich Sie etwas fragen?«

»Selbstverständlich.«

»Warum wollen Sie das jetzt alles wissen?« Sie sah Katy an. »Das ist doch alles schon so lange her.«

Katy antwortete. »Ich will die Wahrheit rausfinden.«

»Die Wahrheit über was?«

»Meine Schwester hat sich in der Zeit, als sie hier war, sehr verändert.«

Rose Baker schloss die Augen. »Das ist nichts für Ihre Ohren, mein Kind.«

»Doch«, sagte Katy verzweifelt. »Bitte, wir müssen es wissen.«

Rose Baker hielt die Augen noch ein paar Sekunden geschlossen. Mit einem kurzen Nicken öffnete sie sie. Sie faltete die Hände und legte sie in den Schoß. »Wie alt sind Sie?«

»Achtzehn.«

»Also ungefähr so alt, wie Julie war, als sie hergekommen ist.«
Rose Baker lächelte. »Sie sehen ihr sehr ähnlich.«

»Das habe ich schon öfter gehört.«

»Es ist ein Kompliment. Wenn Julie ein Zimmer betrat, wurde es heller. In vielen Beziehungen hat sie mich fast an Diana erinnert. Beide waren wunderschön. Beide hatten etwas ganz Besonderes an sich - fast etwas Himmlisches.« Sie lächelte und winkte mit dem ausgestreckten Zeigefinger. »Ach, und beide haben ihre wilde Phase durchgemacht. Und sie waren beide außergewöhnlich starrköpfig. Julie war ein guter Mensch. Sie war freundlich und sehr klug. Sie war eine ausgezeichnete Studentin.«

»Trotzdem«, sagte ich, »hat sie ihr Studium abgebrochen.«

»Ja.«

»Warum?«

Sie sah mich an. »Lady Di hat versucht, standhaft zu bleiben. Aber man kann nicht allen Schicksalsschlägen ausweichen. Sie kommen von allen Seiten.«

Katy sagte: »Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

Eine Lady-Di-Uhr schlug mit einer hohl klingenden Big-Ben-Melodie die Stunde. Rose Baker wartete. Als es vorbei war, sagte sie: »Die Menschen verändern sich, wenn sie aufs College gehen. Die meisten sind zum ersten Mal von zu Hause weg und zum ersten Mal auf sich allein gestellt...« Sie verlor sich in ihren Gedanken, und ich dachte schon, ich müsste sie anstupsen, damit sie weitersprach.

»Nein, so stimmt das nicht. Julie war am Anfang sehr gut, aber dann, na ja, hat sie sich irgendwie immer mehr zurückgezogen. Von uns allen. Sie hat Seminare geschwänzt. Sie hat sich von ihrem Freund zu Hause getrennt. Das war nicht weiter ungewöhnlich, fast alle Mädchen tun das in ihrem ersten Jahr. Bei

ihr war es aber erst sehr spät. Im dritten Jahr, glaube ich. Ich hatte immer gedacht, sie liebt ihn wirklich.«

Ich schluckte, sagte jedoch nichts.

»Eben haben Sie«, fuhr Rose Baker fort, »nach Sheila Rogers gefragt.«

Katy sagte: »Ja.«

»Sie hatte einen schlechten Einfluss auf Julie.«

»Inwiefern?«

»Als Sheila damals zu uns kam ...«, Rose legte den Zeigefinger ans Kinn und neigte den Kopf zur Seite, als wäre ihr gerade ein neuer Gedanke gekommen, »... tja, vielleicht war das so ein Schicksalsschlag. Wie die Paparazzi, die dafür verantwortlich sind, dass Dianas Limousine so gerast ist. Oder dieser schreckliche Fahrer, Henri Paul. Wussten Sie, dass er dreimal so viel Alkohol im Blut hatte, wie es erlaubt war?«

»Sheila und Julie sind Freundinnen geworden«, unterbrach ich sie.

»Ja.«

»Sogar Zimmergenossinnen.«

»Für ein paar Wochen, ja.« Ihre Augen glänzten jetzt feucht. »Ich will ja nicht melodramatisch klingen, aber Sheila Rogers hat etwas Böses in Chi Gamma hineingetragen. Ich hätte sie rauswerfen müssen. Das ist mir jetzt klar. Aber ich hatte keinerlei Beweise für irgendwelche Verfehlungen.«

»Was hat sie getan?«

Wieder schüttelte sie den Kopf.

Ich überlegte kurz. Im dritten College-Jahr hatte Julie mich in Amherst besucht. Andererseits hatte sie mich davon abgehalten, sie in Haverton zu besuchen, was ein bisschen seltsam war. Ich dachte an das letzte Mal, als ich mit Julie zusammen gewesen war. Sie hatte eine kleine Pension in Mystic ausgesucht, einem ruhigen Ausflugsort, anstatt mich auf dem Campus zu

empfangen. Damals hatte ich das romantisch gefunden. Jetzt wusste ich es natürlich besser.

Drei Wochen danach hatte Julie angerufen und mit mir Schluss gemacht. Aber im Rückblick fiel mir jetzt auf, dass sie mir damals sowohl etwas lethargisch als auch ziemlich seltsam vorgekommen war. Wir waren nur eine Nacht in Mystic gewesen, und selbst als wir uns geliebt hatten, hatte ich den Eindruck gehabt, dass sie etwas distanziert war. Sie hatte das Studium und die viele Paukerei dafür verantwortlich gemacht. Ich habe es ihr damals abgenommen, weil ich – wie ich im Nachhinein feststellen muss - daran glauben wollte.

Wenn man all diese Informationen zusammenfügte, ergab sich ein ziemlich klares Bild. Sheila war direkt nach dem Missbrauch durch Louis Castman und ihrer Zeit auf der Straße und mit den Drogen hergekommen. Dieses Leben konnte man nicht einfach so hinter sich lassen. Ich nahm an, dass sie noch einiges von der Verrohung mitgeschleppt hatte, die sie dort erlebt hatte. Und eine reine Quelle ist schnell vergiftet. Sheila war am Anfang von Julies drittem College-Jahr hier aufgetaucht, und zur selben Zeit war Julie so sprunghaft geworden.

Das passte.

Ich versuchte es anders. »Hat Sheila Rogers einen Abschluss gemacht?«

»Nein, sie hat ihr Studium auch abgebrochen.«

»Zur gleichen Zeit wie Julie?«

»Ich kann gar nicht genau sagen, ob eine von ihnen offiziell abgegangen ist. Julie ist gegen Ende des Studienjahres einfach nicht mehr zum Unterricht gekommen. Sie hat ihr Zimmer kaum noch verlassen und bis mittags geschlafen. Als ich sie darauf angesprochen habe ...«, ihre Stimme stockte, »... ist sie ausgezogen.«

»Wo ist sie hingezogen?«

»In eine Mietwohnung außerhalb des Campus. Zusammen mit Sheila.«

»Und wann genau ist Sheila Rogers abgegangen?«

Rose Baker tat so, als würde sie darüber nachdenken. Ich sage, sie tat so, weil ich merkte, dass sie die Antwort von Anfang an wusste und uns zuliebe etwas schauspielerte. »Ich glaube, Sheila ist abgegangen, nachdem Julie tot war.«

»Wie lange danach?«

Sie senkte den Blick. »Ich kann mich nicht erinnern, sie nach dem Mord noch einmal gesehen zu haben.«

Ich sah Katy an. Auch sie blickte zu Boden. Rose Baker hielt sich die zitternde rechte Hand vor den Mund.

»Wissen Sie, wohin Sheila gegangen ist?«, fragte ich.

»Nein. Sie war weg. Alles Weitere hat mich auch nicht interessiert.«

Sie sah uns nicht mehr an. Ich fand das beunruhigend.

»Mrs Baker?«

Sie sah mich immer noch nicht an.

»Mrs Baker, was ist noch passiert?«

»Was wollen Sie hier?«, fragte sie.

»Das haben wir doch gesagt. Wir wollen wissen ...«

»Ja, aber warum jetzt?«

Katy und ich sahen uns an. Sie nickte. Ich wandte mich an Rose Baker und sagte: »Sheila Rogers ist gestern tot aufgefunden worden. Sie wurde ermordet.«

Erst dachte ich, sie hätte mich nicht verstanden. Rose Baker sah unverwandt auf eine Lady Di auf schwarzem Samt, eine abstruse und recht furchteinflößende Nachbildung. Dianas Zähne waren blau und ihre Haut sah nach überreichlicher Verwendung von Selbstbräuner aus. Rose starrte auf das Bild, und ich fing wieder an, darüber nachzudenken, was es bedeutete, dass sie keine Bilder von ihrem Mann, ihrer Familie oder den

Mädchen aus der Studentinnenverbindung in der Wohnung hatte - nur die von dieser toten Ausländerin. Und ich überlegte, wie ich mit all den Toten umging, wie ich den Schatten nachjagte, um mich abzulenken und den Schmerz zu vergessen, und ich überlegte, ob es hier vielleicht so ähnlich war.

»Mrs Baker?«

»Ist sie auch erwürgt worden wie die anderen?«

»Nein«, sagte ich. Und dann stockte ich. Ich sah Katy an. Sie hatte es auch gehört. »Sagten Sie *die anderen*?«

»Ja.«

»Welche anderen?«

»Julie ist erwürgt worden«, sagte sie.

»Ja.«

Ihre Schultern sanken herab. Ihr Gesicht wirkte jetzt faltiger, tiefe Furchen gruben sich in die Haut. Unser Besuch hatte irgendwelche alten Geister zum Leben erweckt, die sie längst wieder in ihre Flaschen gestopft oder womöglich unter dem Lady-Di-Kitsch begraben hatte. »Sie wissen nichts von Laura Emerson, oder?«

Wieder sahen Katy und ich uns an. »Nein«, sagte ich.

Rose Bakers Blick schoss wieder unruhig im Zimmer hin und her. »Sind Sie sicher, dass Sie keinen Tee wollen?«

»Bitte, Mrs Baker. Wer ist Laura Emerson?«

Sie stand auf und hinkte zum Kamin. Sie streckte die Hand aus und strich über eine Keramikbüste von Lady Di. »Sie war auch ein Mitglied von Chi Gamma«, sagte sie. »Laura war ein Jahr unter Julie.«

»Was ist mit ihr passiert?«, fragte ich.

Sie entdeckte einen kleinen Schmutzfleck auf der Keramikbüste und kratzte ihn mit dem Fingernagel ab. »Laura wurde acht Monate vor Julie in der Nähe ihres Elternhauses in North Dakota tot aufgefunden. Sie war auch erwürgt worden.«

Eisige Hände fassten mich an den Beinen und zogen mich unter Wasser. Katys Gesicht war weiß. Mit einem Achselzucken gab sie mir zu verstehen, dass ihr das ebenfalls neu war.

»Wurde der Mörder gefasst?«, fragte ich.

»Nein«, sagte Rose Baker. »Sie haben ihn nie gefunden.«

Ich versuchte, mich zu konzentrieren, die neuen Fakten einzuordnen, zu verstehen, was das bedeutete. »Mrs Baker, hat die Polizei nach Julies Ermordung mit Ihnen gesprochen?«

»Die Polizei nicht«, sagte sie.

»Aber irgendjemand war bei Ihnen?«

Sie nickte. »Zwei Männer vom **FBI**.«

»Erinnern Sie sich noch an ihre Namen?«

»Nein.«

»Haben sie Sie nach Laura Emerson gefragt?«

»Nein, aber ich habe ihnen trotzdem von ihr erzählt.«

»Was haben Sie ihnen erzählt?«

»Ich habe sie daraufhingewiesen, dass noch ein Mädchen erwürgt worden war.«

»Wie haben sie darauf reagiert?«

»Sie haben gesagt, ich soll das für mich behalten. Wenn ich etwas davon erzähle, würde das ihre Ermittlung behindern.«

Zu plötzlich, dachte ich. Das kam alles viel zu plötzlich. Ich wurde daraus nicht schlau. Drei junge Frauen waren ermordet worden. Drei Frauen aus derselben Studentinnenverbindung. Hier war ein Schema zu erkennen, so viel war klar. Und wenn es ein Schema gab, hieß das, dass Julies Ermordung keine willkürliche, einzelne Gewalttat war, wie es das **FBI** uns - und der Welt - immer hatte verkaufen wollen.

Und das Schlimmste daran war, dass das **FBI** Bescheid wusste. All die Jahre hatte man uns belogen.

Die Frage war nun, warum?

Mann, stand ich unter Dampf. Ich wollte in Pistillos Büro stürmen. Ich wollte hineinstürmen, ihn am Revers packen und Antworten fordern. Doch das richtige Leben sieht anders aus. Auf der Route 95 stockte der Verkehr immer wieder an den vielen Baustellen. Auf dem Cross Bronx Expressway standen wir eine Weile im Stau, und auf dem Harlem River Drive kamen wir nur im Schrittempo voran. Ich nahm die Hand kaum von der Hupe und wechselte andauernd die Spur, aber in New York kommt man damit gerade mal auf das Tempo der anderen.

Katy rief per Handy ihren Freund Ronnie an, der, wie sie sagte, gut mit Computern umgehen konnte. Ronnie suchte im Internet nach Laura Emerson und bestätigte im Prinzip das, was wir schon wussten. Sie war acht Monate vor Julie erdrosselt worden. Ihre Leiche war in der Court Manor Motor Lodge in Fessenden, North Dakota, gefunden worden. Über den Mord war in der lokalen Presse zwei Wochen lang ausführlich, wenn auch recht vage berichtet worden, bis er von den Titelblättern verschwunden und langsam im Nichts verlaufen war. Von einem Sexualverbrechen war nicht die Rede.

Ich riss das Lenkrad herum, raste die Abfahrt hinunter, überfuhr eine rote Ampel, erreichte den Kinney-Parkplatz am Federal Plaza und parkte. Wir hasteten auf das Gebäude zu. Ich wollte mit hoch erhobenem Kopf hineinmarschieren, doch da gab es leider eine Sicherheitssperre. Wir mussten durch einen Metalldetektor. Mein Schlüsselbund löste ihn aus. Ich leerte meine Taschen. Dann war es der Gürtel. Der Wachmann fuhr mit einem Stab über meinen Körper, der wie ein Vibrator aussah. In Ordnung. Wir konnten weitergehen.

Als wir Pistillos Büro erreichten, verlangte ich mit größter

Entschlossenheit, sofort zu ihm vorgelassen zu werden. Seine Sekretärin ließ sich nicht einschüchtern. Sie lächelte wie eine Politikergattin, als sie uns freundlich aufforderte, doch Platz zu nehmen. Katy sah mich an und zuckte die Achseln. Ich wollte nicht sitzen. Wie ein Löwe im Käfig ging ich auf und ab, spürte jedoch, wie meine Wut allmählich verrauchte.

Fünfzehn Minuten später teilte die Sekretärin uns mit, dass der leitende stellvertretende Direktor Joseph Pistillo - sie sagte das genau so, mit vollem Titel - uns jetzt empfangen würde. Sie öffnete die Tür. Ich stürmte ins Büro.

Pistillo war schon auf dem Posten und stand bereit. Er deutete mit dem Finger auf Katy. »Wer ist das?«

»Katy Miller«, sagte ich.

Et wirkte völlig verblüfft. Dann fragte er sie: »Was machen Sie bei ihm?«

Doch ich ließ mich nicht beirren. »Warum haben Sie nie was über Laura Emerson gesagt?«

Er wandte sich wieder an mich. »Über wen?«

»Verarschen Sie mich nicht, Pistillo.«

Er ließ ein paar Sekunden verstreichen. Dann fragte er: »Wollen wir uns nicht setzen?«

»Beantworten Sie meine Frage.«

Er setzte sich, wandte aber den Blick nicht von mir. Sein Schreibtisch glänzte klebrig. Der Zitronenduft von Pledge-Möbelpolitur lag in der Luft.

»Sie glauben doch nicht, dass Sie hier irgendwelche Forderungen stellen können.«

»Laura Emerson wurde acht Monate vor Julie erdrosselt.«

»Und?«

»Beide waren in derselben Studentinnen Verbindung.«

Pistillo legte die Fingerspitzen aneinander. Er gewann das Wartespielchen.

Ich sagte: »Wollen Sie mir erzählen, Sie hätten nichts davon gewusst?«

»Doch, ich wusste davon.«

»Aber Sie sehen da keine Verbindungen?«

»Richtig.«

Er schaute mich weiter unbeirrt an, doch er hatte schließlich auch Übung in solchen Sachen.

»Das ist doch nicht Ihr Ernst«, sagte ich.

Jetzt streifte sein Blick über die Wände. Da gab es nicht viel zu sehen. Ein Foto von Präsident Bush, eine US-Flagge und ein paar Urkunden. Mehr nicht. »Wir haben uns das damals natürlich angesehen. Ich glaube, die lokalen Medien haben es auch aufgegriffen. Vielleicht haben sogar die überregionalen Sender berichtet - ich weiß es nicht mehr. Aber im Endeffekt hat niemand eine echte Verbindung gesehen.«

»Das soll doch wohl ein Witz sein.«

»Laura Emerson ist zu einem anderen Zeitpunkt in einem anderen Bundesstaat erdrosselt worden. Es gab keine Hinweise auf eine Vergewaltigung oder sonstigen sexuellen Missbrauch. Ihre Leiche ist in einem Motel gefunden worden. Julie ...«, er wandte sich an Katy, »... Ihre Schwester, wurde in ihrem Elternhaus gefunden.«

»Und die Tatsache, dass beide in derselben Studentinnenverbindung waren?«

»Zufall.«

»Sie lügen«, sagte ich.

Das gefiel ihm überhaupt nicht, und sein Gesicht rötete sich ein wenig. »Seien Sie vorsichtig!«, warnte er und zeigte mit seinem massigen Zeigefinger auf mich. »Sie haben hier überhaupt nichts zu sagen.«

»Wollen Sie uns wirklich erzählen, dass Sie zwischen den Morden keinerlei Verbindung gesehen haben?«

»So ist es.«

»Und wie sehen Sie das heute, Pistillo?«

»Wie soll ich das heute sehen?«

Mein Zorn wallte erneut auf. »Sheila Rogers war auch in dieser Studentinnenverbindung. Ist das auch nur Zufall?«

Damit hatte er nicht gerechnet. Er lehnte sich zurück und versuchte kurz, sich zu sammeln. Hatte er das nicht gewusst, oder war er davon ausgegangen, dass ich es nicht herausbekommen würde? »Ich rede nicht über laufende Ermittlungen mit Ihnen.«

»Sie haben es gewusst«, sagte ich langsam. »Und Sie haben auch gewusst, dass mein Bruder unschuldig ist.«

Er schüttelte den Kopf, doch das war nur eine bedeutungslose Geste. »Ich habe - korrigiere, ich weiß nichts dergleichen.«

Ich glaubte ihm nicht. Er hatte von Anfang an gelogen. Inzwischen war ich mir sicher. Er richtete sich auf, als wollte er sich auf meinen nächsten Angriff vorbereiten. Zu meiner eigenen Überraschung sprach ich allerdings plötzlich sehr leise.

»Ist Ihnen klar, was Sie getan haben?«, flüsterte ich. »Der Schaden, den Sie in meiner Familie angerichtet haben. Mein Vater, meine Mutter ... ?«

»Das hat nichts mit Ihnen zu tun, Will.«

»Natürlich hat es das!«

»Bitte«, sagte er. »Das gilt für Sie beide, halten Sie sich da raus.«

Ich starrte ihn an. »Nein.«

»Um Ihrer selbst willen. Sie werden mir nicht glauben, aber ich versuche, Sie zu schützen.«

»Wovor?«

Er antwortete nicht.

»Wovor?«, wiederholte ich.

Er schlug mit den Händen auf die Armlehnen, stand auf und sagte: »Dieses Gespräch ist beendet.«

»Was wollen Sie wirklich von meinem Bruder, Pistillo?«

»Ich sage nichts mehr zu irgendwelchen laufenden Ermittlungen.« Er ging zur Tür. Ich versuchte, mich ihm in den Weg zu stellen. Er sah mich böse an und trat um mich herum. »Halten Sie sich aus meinen Ermittlungen raus, sonst lasse ich Sie wegen Behinderung festnehmen.«

»Warum wollen Sie ihm das anhängen?«

Pistillo blieb stehen und drehte sich um. Seine Haltung änderte sich. Vielleicht hatte er sich nur etwas höher aufgerichtet. Seine Augen flackerten kurz. »Wollen Sie die Wahrheit wissen, Will?«

Sein neuer Tonfall gefiel mir ganz und gar nicht. Plötzlich war ich mir nicht mehr so sicher. »Natürlich.«

»Dann«, sagte er langsam, »fangen wir doch mal bei Ihnen an.«

»Was ist mit mir?«

»Sie waren von Anfang an sicher, dass Ihr Bruder unschuldig ist«, fuhr er fort. »Wie kommen Sie darauf?«

»Weil ich ihn kenne.«

»Wirklich? Wie nahe standen Sie Ken denn kurz vor dem Mord?«

»Wir haben uns immer nahe gestanden.«

»Haben sich oft gesehen, ja?«

Ich trat von einem Fuß auf den anderen. »Man muss sich nicht häufig sehen, wenn man sich wirklich nahe steht.«

»Tatsächlich? Dann erzählen Sie's uns doch, Will: Wer hat Julie Miller Ihrer Ansicht nach umgebracht?«

»Keine Ahnung.«

»Tja, dann wollen wir mal durchgehen, was Ihrer Meinung nach geschehen sein könnte, ja?« Pistillo schlenderte auf mich zu. Irgendwie war mir die Sache aus der Hand geglitten. Er war in Rage geraten, und ich wusste nicht einmal, warum. Er

baute sich bedrohlich vor mir auf. »Ihr lieber Bruder, dem Sie so nahe standen, hatte in der Mordnacht Geschlechtsverkehr mit Ihrer Exfreundin. Das ist doch Ihre Theorie, stimmt's, Will?«

Ich wand mich wohl ein wenig. »Ja.«

»Ihre Exfreundin und Ihr Bruder treiben's also miteinander. Ts, ts. Das muss Sie doch wütend gemacht haben.«

»Was reden Sie denn da?«

»Die Wahrheit, Will. Wir wollten doch bei der Wahrheit bleiben, oder, Will? Dann legen wir die Karten mal auf den Tisch.«

Er sah mich ruhig und gelassen an. »Ihr Bruder kommt nach, na ja, sagen wir nach zwei Jahren das erste Mal nach Hause. Und was macht er? Läuft die Straße runter und hüpf mit der Frau, die Sie lieben, ins Bett.«

»Wir hatten uns getrennt«, sagte ich und hörte selbst die Weinerlichkeit, die in meiner Stimme lag.

Er grinste. »Klar, und mit so einer Trennung ist so eine Geschichte dann auch ein für alle Mal erledigt, was? Damit ist die Jagdsaison für jedermann eröffnet - besonders für den heiß geliebten Bruder.« Pistillo's Kopf war nur wenige Zentimeter von meinem entfernt. »Sie behaupten, Sie hätten in der Mordnacht dort jemanden gesehen. Einen geheimnisvollen Fremden, der um das Haus der Millers herumgeschlichen sei.«

»Das stimmt.«

»Wieso haben Sie den gesehen?«

»Was meinen Sie damit?«, fragte ich. Doch ich wusste genau, worauf er hinauswollte.

»Sie haben erzählt, dass Sie am Haus der Millers jemanden gesehen haben, stimmt's?«

»Ja.«

Pistillo breitete lächelnd die Arme aus. »Aber wissen Sie, Sie haben uns nie erzählt, was Sie in dieser Nacht da gemacht ha-

ben, Will.« Er sagte es beiläufig, in einer Art Singsang. »Sie, Will. Vor dem Haus der Millers. Allein. Spätnachts. Als Ihr Bruder allein mit Ihrer Ex im Haus war und ...«

Katy drehte sich um und sah mich an.

»Ich bin spazieren gegangen«, sagte ich hastig.

Pistillo ging jetzt im Zimmer auf und ab. »Mhm, klar. Okay, mal sehen, ob ich das jetzt richtig verstanden habe. Ihr Bruder schläft mit der Frau, für die Sie noch etwas empfinden. Zufällig kommen Sie auf Ihrem Spaziergang an ihrem Hause vorbei. Kurz darauf ist sie tot. Am Tatort findet sich Blut von Ihrem Bruder. Und Sie, Will, sind sich hundertprozentig sicher, dass Ihr Bruder sie nicht ermordet hat.«

Er blieb stehen und sah mich grinsend an. »Wenn Sie jetzt der Ermittler wären, was würden Sie vermuten?«

Ein riesiger Stein legte sich auf meine Brust. Ich konnte kaum sprechen.

»Wenn Sie meinen, dass ...«

»Ich meine, Sie sollten nach Hause gehen«, sagte Pistillo.

»Das ist alles. Sie gehen jetzt beide nach Hause und halten sich verdammt noch mal aus dieser Sache raus.«

35

Pistillo bot Katy an, sie nach Hause fahren zu lassen. Sie lehnte ab und sagte, sie wolle bei mir bleiben. Das gefiel ihm zwar nicht, aber er konnte nichts dagegen tun.

Schweigend fuhren wir zurück zu meiner Wohnung. Dort zeigte ich ihr meine beeindruckende Speisekarten-Sammlung von Take-out-Restaurants. Sie entschied sich für Chinesisches. Ich ging runter und holte das Essen. Wir verteilten die weißen Pappschachteln auf dem Tisch. Ich setzte mich auf meinen üb-

liehen Platz. Katy saß auf Sheilas. Ich dachte an das letzte chinesische Essen mit Sheila - sie war gerade mit zurückgebundenen Haaren aus der Dusche gekommen und hatte unter ihrem Frottee-Bademantel noch süß geduftet. Die Sommersprossen auf ihrer Brust ...

Seltsam, an was man sich so erinnert.

Die Trauer stürzte in großen, vernichtenden Wellen auf mich ein. Sobald ich zur Ruhe kam, holte sie mich ein. Trauer zermürbt einen. Wenn man nicht aufpasst, zehrt sie einen so sehr aus, dass einen nichts mehr kümmert.

Ich schaufelte etwas von dem gebratenen Reis auf meinen Teller und tat einen Klacks Hummersoße drüber. »Willst du immer noch hier schlafen?«

Katy nickte.

»Dann nimm doch das Schlafzimmer«, sagte ich.

»Die Couch wäre mir lieber.«

»Sicher?«

»Absolut.«

Wir taten, als würden wir essen.

»Ich hab Julie nicht umgebracht«, sagte ich.

»Ich weiß.«

Wir taten, als würden wir weiteressen.

Schließlich fragte sie: »Was wolltest du da in dieser Nacht?«

Ich versuchte zu lächeln. »Du glaubst mir nicht, dass ich nur spazieren gegangen bin?«

»Nein.«

Ich legte die Essstäbchen so vorsichtig zur Seite, als könnten sie zersplittern. Wie sollte ich das hier erklären, in meiner Wohnung, während die Schwester der Frau, die ich einmal geliebt habe, auf dem Stuhl saß, auf dem vor kurzem die Frau, die ich hatte heiraten wollen, gesessen hatte? Beide waren ermordet worden. Beide hatte ich geliebt. Ich sah sie an und sagte: »Ich

glaube, ich war wohl doch noch nicht ganz über die Trennung von Julie weg.«

»Du wolltest sie sehen.«

»Ja.«

»Und?«

»Ich hab geklingelt«, sagte ich. »Aber es hat keiner aufgemacht.«

Katy dachte darüber nach. Sie sah auf ihren Teller und versuchte, ungezwungen zu wirken. »Komisches Timing.«

Ich nahm die Essstäbchen wieder in die Hand.

»Will?«

Ich sah weitete auf den Tisch hinab.

»Hast du gewusst, dass dein Bruder bei ihr war?«

Ich schob den Reis auf dem Teller herum. Sie hob den Kopf und musterte mich. Ich hörte, wie mein Nachbar seine Wohnungstür öffnete und wieder schloss. Eine Hupe ertönte. Auf der Straße rief jemand etwas. Vielleicht was Russisches.

»Du hast es gewusst«, sagte Katy. »Du hast gewusst, dass Ken bei uns im Haus war. Bei Julie.«

»Ich habe deine Schwester nicht umgebracht.«

»Was ist passiert, Will?«

Ich verschränkte die Arme vor der Brust, lehnte mich zurück, schloss die Augen und legte den Kopf in den Nacken. Ich wollte nicht in der Vergangenheit herumstochern, doch ich hatte keine Wahl. Katy wollte wissen, was passiert war. Es stand ihr zu.

»Das war ein ganz merkwürdiges Wochenende«, begann ich. »Wir hatten uns vor über einem Jahr getrennt. Seitdem hatten wir uns nicht mehr gesehen. Ich war gelegentlich da und hatte versucht, ihr in den Semesterferien mal über den Weg zu laufen, aber sie hat sich nicht blicken lassen.«

»Sie war lange nicht zu Hause gewesen«, sagte Katy.

Ich nickte. »Mit Ken war es das Gleiche. Darum war es auch

so merkwürdig. Plötzlich waren wir alle drei gleichzeitig wieder in Livingston. Ich kann gar nicht sagen, wann das davor zum letzten Mal so war. Und Ken hat sich auch ziemlich merkwürdig benommen. Er hat dauernd aus dem Fenster geguckt. Er ist so gut wie nie aus dem Haus gegangen. Er hatte irgendwas vor. Keine Ahnung, was. Jedenfalls hat er mich gefragt, ob ich noch mit Julie zusammen bin. Ich hab gesagt, nein. Ich hab ihm erzählt, dass es vorbei ist.«

»Du hast ihn belogen.«

»Das war ...« Ich überlegte, wie ich es ihr erklären könnte. »Mein Bruder war wie ein Gott für mich. Er war stark, mutig und ...« Ich schüttelte den Kopf. So stimmte das nicht. Ich fing von vorne an. »Als ich sechzehn war, sind wir mit unseren Eltern nach Spanien gefahren. An die Costa del Sol. Das war eine einzige riesige Party. So was Ähnliches für die Europäer wie die Frühjahrs-Semesterferien in Florida für uns. Ken und ich haben immer in dieser Disco bei unserem Hotel rumgegangen. Am vierten Abend hat ein Kerl auf der Tanzfläche mich angerempelt. Ich hab ihn nur kurz angesehen. Er hat mich ausgelacht. Ich hab weitergetanzt. Dann hat mich ein anderer angerempelt. Ich hab versucht, den auch zu ignorieren. Dann kam der erste wieder. Er ist direkt auf mich zugekommen und hat mich umgestoßen.« Ich brach ab und versuchte die Erinnerung durch Blinzeln loszuwerden, als wäre sie Sand in meinen Augen. Ich sah sie an. »Weißt du, was ich getan habe?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich habe Ken zu Hilfe gerufen. Ich bin nicht wieder aufgestanden. Ich hab mich nicht gewehrt. Ich hab meinen großen Bruder gerufen und bin weggekrabbelt.«

»Du hattest Angst.«

»Wie immer«, sagte ich.

»Das ist doch ganz normal.«

Ich glaubte ihr nicht.

»Und? Ist er gekommen?«, fragte sie.

»Natürlich.«

»Und dann?«

»Es gab eine Schlägerei. Die anderen haben alle zusammengehört. Irgendwelche Skandinavier. Ken wurde nach Strich und Faden verprügelt.«

»Und du?«

»Ich habe nicht einmal versucht, irgendjemand eine zu verpassen. Ich hab aus der Distanz versucht, mit ihnen zu reden, sie zu überzeugen, dass sie aufhören sollten.« Wieder wurden meine Wangen schamrot. Mein Bruder, der häufig genug in Schlägereien verwickelt gewesen war, hatte Recht. Wenn man verprügelt wird, schmerzt das eine Weile. Wenn man sich drückt, wird man die Scham über die eigene Feigheit sein Leben lang nicht wieder los. »Dabei hat Ken sich den Arm gebrochen. Den rechten. Er war ein sagenhafter Tennisspieler. Stand auf der nationalen Rangliste. Stanford hat sich für ihn interessiert. Sein Aufschlag ist hinterher nie wieder so gut geworden. Am Ende ist er überhaupt nicht aufs College gegangen.«

»Das ist doch nicht deine Schuld.«

Da lag sie völlig schief. »Es geht darum, dass Ken mich immer verteidigt hat. Natürlich hatten wir auch die üblichen Brüderkämpfe. Er hat mich erbarmungslos geärgert. Aber er hätte sich vor einen fahrenden Zug geworfen, um mich zu schützen. Und ich hab nie den Mut gehabt, mich zu revanchieren.«

Katy strich sich mit der Hand übers Kinn.

»Was ist?«, fragte ich.

»Seltsam«, sagte sie.

»Was?«

»Dass dein Bruder so unsensibel gewesen sein soll, mit Julie zu schlafen.«

»Das war nicht seine Schuld. Er hat mich gefragt, ob ich über die Trennung hinweg wäre. Ich habe ja gesagt.«

»Du hast ihm grünes Licht gegeben«, sagte sie.

»Ja.«

»Aber dann bist du ihm gefolgt.«

»Du verstehst das nicht«, sagte ich.

»Doch, ich verstehe es«, sagte Katy. »Wir alle machen so was.«

36

Ich fiel in einen so tiefen Schlaf, dass ich ihn nicht kommen hörte.

Ich hatte Katy noch frisches Bettzeug herausgelegt, nachgesehen, ob sie auf der Couch alles hatte, was sie für die Nacht brauchte, hatte geduscht und versucht, ein bisschen zu lesen. Doch die Worte verschwammen ein ums andere Mal in einem trüben Nebel. Ich las denselben Absatz immer wieder, nur um ihn sofort wieder zu vergessen. Ich loggte mich ins Internet ein und surfte eine Weile. Ich machte ein paar Liegestütze, Sit-ups und Yoga-Übungen, die Squares mir beigebracht hatte. Ich wollte nicht schlafen. Ich wollte wach bleiben, damit die Trauer mich nicht wieder unvorbereitet erwischte.

Lange hielt ich mich ziemlich gut, aber irgendwann trieb der Schlaf mich doch in eine Ecke und übermannte mich. Ich lag völlig weggetreten in totaler, traumloser Finsternis, als ich einen Ruck an meiner Hand spürte und etwas klicken hörte. Noch im Schlaf, versuchte ich, die Hand wieder an mich zu ziehen, aber sie hing fest.

Etwas Metallisches drückte auf mein Handgelenk.

Meine Augenlider öffneten sich flatternd, als er auf mich

sprang. Er traf hart auf und nahm mir die Luft. Ich würgte, als der Unbekannte sich rittlings auf meine Brust setzte. Mit den Knien drückte er meine Schultern in die Matratze. Bevor ich mich ernsthaft zur Wehr setzen konnte, hatte der Angreifer mir die freie Hand über dem Kopf zur Seite gerissen.

Dieses Mal hörte ich kein Klicken, spürte aber, wie sich das Metall um meine Haut legte.

Er hatte meine Hände mit Handschellen ans Bett gefesselt.

Mir gerann das Blut in den Adern. Einen Moment lang schaltete ich einfach ab, wie ich es bei körperlichen Auseinandersetzungen immer getan hatte. Ich öffnete den Mund, um zu schreien oder wenigstens etwas zu sagen. Der Angreifer ergriff meinen Hinterkopf und zog ihn nach vorne. Dann riss er ein Stück breites Paketband von einer Rolle und klebte es mir über den Mund. Er rollte noch mehr davon ab und wickelte es zehn bis fünfzehn Mal um meinen Kopf, als wollte er ihn vollkommen verpacken.

Ich konnte nicht sprechen oder schreien. Das Atmen fiel mir schwer - ich musste durch die gebrochene Nase Luft holen. Das tat höllisch weh. Meine Schultern schmerzten unter seinem Gewicht. Ich versuchte, mich zu wehren, doch es war völlig aussichtslos. Ich bockte, um ihn abzuwerfen. Noch aussichtsloser. Ich wollte ihn fragen, was er jetzt, wo ich hilflos war, mit mir vorhatte.

Und in diesem Moment fiel mir ein, dass Katy nebenan lag.

Es war dunkel im Schlafzimmer. Ich sah meinen Angreifer nur als Schatten. Er trug eine Art Maske, etwas Dunkles, das ich nicht näher erkennen konnte. Ich bekam fast keine Luft. Ich schnaubte vor Schmerzen.

Er hörte auf, mir Klebeband um den Kopf zu wickeln. Dann sprang er von mir herunter, und ich musste entsetzt und hilflos mit ansehen, wie er zur Schlafzimmertür ging, sie öffnete, ins

Wohnzimmer trat, wo Katy auf dem Sofa schlief, und die Tür hinter sich schloss.

Meine Augen quollen fast aus den Höhlen. Ich versuchte zu schreien, aber das Isolierband erstickte jedes Geräusch. Ich bockte wie ein Pferd. Ich schlug wild mit den Beinen aus und drehte mich um die eigene Achse. Es half alles nichts.

Dann blieb ich ruhig liegen und horchte. Zuerst hörte ich nichts. Absolute Stille.

Dann schrie Katy auf.

Herrgott. Wieder bäumte ich mich auf. Es war ein kurzer Schrei gewesen, der mittendrin abbrach, als hätte jemand einen Schalter umgelegt. Jetzt packte mich die Verzweiflung. Ich wurde völlig panisch. Ich riss an den Handschellen. Ich warf den Kopf nach links und rechts. Nichts.

Katy schrie noch einmal. Dieses Mal war es leiser - das Stöhnen eines waidwunden Tiers. Außer mir würde es niemand hören. Und selbst wenn, würde niemand reagieren. Nicht in New York. Nicht zu dieser nächtlichen Stunde. Und selbst wenn - selbst wenn jemand die Polizei rief und die sich beeilte, jemanden vorbeizuschicken, um Katy zu retten, wäre es zu spät.

Da rastete ich aus.

Mein klares Denken ging einfach in Stücke. Ich drehte durch. Ich warf mich im Bett herum, als hätte ich einen Anfall. Meine Nase schmerzte höllisch. Ich schluckte ein paar Fasern des Isolierbandes. Trotzdem kämpfte ich weiter.

Es half alles nichts.

Herrgott. Beruhige dich. Langsam. Denk nach.

Ich drehte den Kopf zur rechten Handschelle. Die saß nicht so stramm. Ich hatte etwas Spiel. Okay, wenn ich ganz ruhig blieb, konnte ich die Hand vielleicht rausziehen. Das war's. Ganz ruhig. Die Hand so schmal wie möglich machen und sie da durchzwängen.

Ich versuchte es. Ich versuchte, meine Hand dünner zu machen. Ich rundete sie, indem ich die Daumenwurzel zur Wurzel des kleinen Fingers schob. Dann zog ich, anfangs vorsichtig, dann kräftiger. Keine Chance. Die Haut staute sich hinter dem Metallring und fing dann an aufzuplatzen. Das war mir egal. Ich zog weiter.

Es brachte nichts.

Im Wohnzimmer war es still geworden.

Ich lauschte angestrengt, versuchte, irgendetwas zu hören. Nichts. Ich rollte meinen Körper zusammen und schnellte mich hoch, was weiß ich, vielleicht damit das Bett mit hoch hüpfte oder irgendwas. Nur ein paar Zentimeter, damit es dann vielleicht beim Aufprall auf dem Boden zerbrach. Wieder schnellte ich hoch. Das Bett verrutschte tatsächlich ein paar Zentimeter. Mehr aber auch nicht.

Ich war noch immer gefangen.

Wieder hörte ich Katy schreien. Mit angstvoller, von Panik erfüllter Stimme rief sie: »John ...«

Dann erstickte der Schrei.

John, dachte ich. Sie hat John geschrien.

Asseita?

Der Ghost...

Nein, bitte, Gott, nein, ich hörte ein dumpfes Geräusch. Eine Stimme. Vielleicht ein Stöhnen. Ein Geräusch, das in einem Kissen erstickt wird? Mein Herz trommelte wild. Angst erfasste meinen ganzen Körper. Ich warf den Kopf von rechts nach links und suchte nach etwas. Irgendetwas.

Das Telefon.

Konnte ich ...? Meine Beine waren frei. Vielleicht konnte ich sie in die Luft strecken und mit den Füßen an den Hörer kommen, so dass er mir in die Hand fiel. Dann könnte ich vielleicht die 911 oder die 0 wählen. Schon streckte ich die Beine

aus. Ich spannte die Bauchmuskeln, hob die Beine und schwang sie nach rechts. Doch ich war noch zu hysterisch. Mein Körpergewicht zog mich nach links. Ich hatte keine Kontrolle mehr über die Beine. Ich legte mich wieder gerade hin, versuchte, mein Gleichgewicht wiederzugewinnen, und als ich das geschafft hatte, kam ich mit dem Fuß ans Telefon.

Der Hörer rasselte auf den Boden.

Scheiße.

Und jetzt? Ich drehte durch. Ich wusste überhaupt nicht mehr, was ich tat. Ich dachte an Tiere, die in Fangeisen festsaßen und sich ein Bein abbissen, um freizukommen. Ich tobte, bis ich vollkommen erschöpft war. Ich wollte schon aufgeben, als mir etwas einfiel, was Squares mir beigebracht hatte.

Der Pflug.

So nennt man das. Auf Hindi *Halāsana*. Normalerweise macht man es aus dem Schulterstand. Man legt sich auf den Rücken, klappt die Beine immer weiter über den Kopf und hebt dabei die Hüften immer höher. Irgendwann berührten die Zehen hinter dem Kopf den Fußboden. Ich wusste nicht, ob ich so weit kommen würde, doch das würde ich schon merken. Ich krümmte meinen Bauch und schleuderte die Beine so schnell ich konnte nach oben und nach hinten. Meine Fußballen klatschten gegen die Wand. Meine Brust drückte gegen mein Kinn, so dass mir das Atmen noch schwerer fiel.

Ich drückte die Beine mit aller Kraft gegen die Wand. Das Adrenalin machte sich bemerkbar. Das Bett rutschte von der Wand weg. Ich drückte weiter, bis ich genug Platz hatte. Gut, okay. Jetzt wurde es schwierig. Wenn die Handschellen zu eng waren, wenn meine Handgelenke sich darin nicht drehen ließen, dann würde ich es nicht schaffen, oder ich würde mir dabei die Schultern auskugeln. Egal.

Stille. Im Wohnzimmer war es vollkommen still.

Ich ließ meine Beine auf den Boden fallen. Im Prinzip machte ich auf dem Bett eine Rolle rückwärts. Das Gewicht meiner Beine zog mich herum, und zum Glück drehten sich meine Handgelenke in den Handschellen. Meine Füße schlugen hart auf den Boden. Mein Körper folgte, wobei Oberschenkel und Bauch über das flache Kopfteil schrammten.

Am Ende stand ich hinter dem Bett.

Meine Hände waren noch immer gefesselt. Mein Mund war geknebelt, aber ich stand auf den Beinen. Wieder spürte ich einen Adrenalinschub.

Okay. Und jetzt?

Keine Zeit. Ich beugte die Knie. Ich senkte die Schulter, bis sie hinter dem Kopfteil war, und schob das Bett mit aller Kraft in Richtung Tür. Meine Beine arbeiteten wie Kolben. Ich bremste nicht. Ich beschleunigte, so stark ich konnte.

Das Bett knallte gegen die Tür.

Der Aufprall war ohrenbetäubend. Schmerz schoss mir die Schulter hinab in Arme und Rücken. Etwas knackte und meine Gelenke brannten. Ich ignorierte es, zog das Bett zurück und rammte es noch einmal gegen die Tür. Dann noch einmal. Das Isolierband dämpfte meine Schreie, so dass nur ich sie hören konnte. Beim dritten Versuch riss ich besonders kräftig an den Handschellen, als das Bett gegen die Wand knallte.

Das Bettgestell gab nach.

Ich war frei.

Ich schob das Bett von der Tür weg. Dann versuchte ich, das Isolierband von meinem Mund zu wickeln, aber das dauerte zu lange. Ich ergriff den Türknauf und drehte ihn. Ich riss die Tür auf und stürzte mich in die Dunkelheit.

Katy lag auf dem Boden.

Ihre Augen waren geschlossen. Ihr Körper war schlaff. Der Mann saß auf ihr. Er hatte ihr die Hände um den Hals gelegt.

Er würgte sie.

Ohne Zögern ging ich auf ihn los. Es schien ewig zu dauern, bis ich ihn erreichte, fast als würde ich durch Sirup laufen. Er sah mich kommen - er hatte reichlich Zeit, sich vorzubereiten, aber wenigstens musste er ihren Hals loslassen. Er drehte sich zu mir um. Ich sah immer noch nur eine schwarze Silhouette. Er packte mich an den Schultern, stemmte mir einen Fuß in den Bauch und rollte sich einfach nach hinten.

Ich flog durch den Raum und ruderte mit den Armen. Aber wieder hatte ich Glück. Dachte ich zumindest. Ich landete auf dem weichen Lesesessel. Der schwankte kurz. Dann kippte er nach hinten um. Mein Kopf schlug erst auf den Beistelltisch und knallte dann auf den Boden.

Ich kämpfte gegen die Benommenheit an und versuchte, auf die Knie zu kommen. Als ich zum zweiten Angriff auf die Beine kam, sah ich etwas, das mich erschreckte, wie mich noch nie etwas zuvor erschreckt hatte.

Der schwarz gekleidete Eindringling hatte sich ebenfalls erhoben. Er hatte ein Messer in der Hand. Und damit ging er auf Katy zu.

Alles verlangsamte sich. Das Folgende spielte sich innerhalb von nur ein oder zwei Sekunden ab. In meinem Kopf jedoch schien es wie in einer anderen Zeitdimension stattzufinden. Das ist so mit der Zeit. Sie ist wirklich relativ. Manche Momente fliegen nur so dahin. Andere kriechen wie in Zeitlupe.

Ich wat zu weit weg, um ihn zu erreichen. Das war mir klar. Obwohl ich so benommen war, weil ich auf den Tisch ...

Der Tisch.

Auf den ich Squares' Pistole gelegt hatte.

Reichte die Zeit, danach zu greifen, mich umzudrehen, zu zielen und zu schießen? Immer noch sah ich Katy und ihren Angreifer an. Nein. Dafür reichte sie nicht. Das war mir sofort klar.

Der Mann beugte sich vor und ergriff Katys Haare.

Als ich mich umdrehte, um nach der Waffe zu greifen, riss ich am Isolierband. Es rutschte so weit runter, dass ich rufen konnte: »Keine Bewegung, oder ich schieße.«

Er drehte sich zu mir um. Ich hatte mich auf den Bauch geworfen und kroch wie ein Infanterist zum Tisch. Er sah, dass ich unbewaffnet war, und wandte sich von mir ab, um sein Werk zu vollenden. Ich griff mir die Pistole. Keine Zeit zum Zielen. Ich drückte ab.

Der Mann zuckte zusammen.

Das verschaffte mir Zeit. Ich schwang die Waffe herum und drückte noch einmal ab. Der Mann rollte sich wie ein Turner zurück. Ich konnte ihn kaum noch sehen, er war nur ein Schatten. Ich zielte auf die dunkle Fläche und feuerte immer weiter. Wie viele Kugeln waren in dem Ding? Wie oft hatte ich schon geschossen?

Er zuckte zurück, lief jedoch weiter. Hatte ich ihn erwischt?

Der Mann sprang zur Tür. Ich rief, er solle stehen bleiben. Er lief weiter. Ich überlegte, ob ich ihn in den Rücken schießen sollte, aber irgendetwas, vielleicht ein Anflug von Menschlichkeit, hielt mich davon ab. Er war schon aus der Tür. Und ich hatte andere Sorgen.

Ich sah auf Katy hinab. Sie rührte sich nicht.

37

Ein weiterer Polizist - nach meiner Zählung der fünfte - wollte meine Geschichte hören.

»Ich will erst wissen, wie's ihr geht«, sagte ich.

Der Arzt war mit mir fertig. In Filmen verteidigen die Ärzte ihre Patienten immer. Sie sagen den Cops, dass sie sie jetzt nicht

verhören können, dass sie Ruhe brauchen. Meinem Arzt, einem Notaufnahme-Assistenzarzt, der vermutlich aus Pakistan stammte, waren solche Anwendungen fremd. Er renkte mir die Schulter ein, während sie angingen, mich in die Mangel zu nehmen. Er goss Jod auf meine aufgeschürften Handgelenke. Er fummelte an meiner Nase herum. Er holte eine Eisensäge - wozu sie die im Krankenhaus brauchen, will ich gar nicht wissen - und sägte die Handschellen auf, während sie mich weiter ausquetschten. Ich trug immer noch Boxershorts und das Pyjama-Oberteil. Für meine nackten Füße hatten sie mir Krankenhaus-Papierschlappen gegeben.

»Beantworten Sie nur meine Fragen«, sagte der Cop.

Das ging jetzt schon seit zwei Stunden so. Das Adrenalin war verbraucht, und ich spürte die Schmerzen allmählich bis in die Knochen. Ich hatte die Schnauze voll.

»Ja, okay, ich geb auf«, sagte ich. »Erst hab ich mir an beiden Hände Handschellen angelegt, dann ein paar Möbel demoliert, mehrere Kugeln in die Wände geschossen, Katy in meiner eigenen Wohnung fast erwürgt und die Polizei gerufen, damit sie mich festnimmt. Ich gestehe alles.«

»So könnte es gewesen sein«, sagte der Polizist. Er war ein kräftig gebauter Mann mit einem wächsernen Schnurrbart, bei dem ich an Barbershop-Quartette denken musste. Er hatte sich auch vorgestellt, aber nach dem zweiten Cop hatte ich mir keine Namen mehr gemerkt.

»Wie bitte?«

»Das ist vielleicht nur ein Trick.«

»Ich habe mir die Schulter ausgerenkt, die Hände aufgerissen und mein Bett kaputtgemacht, um den Verdacht von mir abzulenkten?«

Er reagierte mit einem klassischen Polizisten-Achselzucken.

»Hey, ich hatte mal 'nen Typen, der hat sich den Schwanz ab-

geschnitten, damit wir nicht glauben, dass er seine Freundin umgebracht hat. Hat erzählt, ein Haufen Schwarzer hätte ihn angegriffen. Er wollte sich wohl nur ein bisschen anritzen da unten, ist aber abgerutscht, und weg war er.«

»Das ist eine faszinierende Geschichte«, sagte ich.

»Könnte hier auch so gewesen sein.«

»Mein Penis ist in Ordnung. Danke der Nachfrage.«

»Sie haben gesagt, so ein Kerl wäre bei Ihnen eingebrochen. Die Nachbarn haben Schüsse gehört.«

»Ja.«

Er sah mich misstrauisch an. »Und wie kommt es, dass die Nachbarn nicht gesehen haben, wie jemand das Haus verlassen hat?«

»Weil - aber das ist wirklich nur so ein Schuss ins Blaue - es zwei Uhr morgens war?«

Ich saß noch immer auf dem Untersuchungstisch. Meine Beine hingen herab. Sie schliefen langsam ein. Ich sprang herunter.

»Hey, wo wollen Sie hin?«, fragte der Cop.

»Ich will Katy sehen.«

»Das können Sie vergessen.«

Der Schnurrbart zuckte. »Ihre Eltern sind bei ihr.«

Er musterte mein Gesicht, wartete auf eine Reaktion. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen.

Der Schnurrbart zuckte. »Ihr Vater hat sich ziemlich unmissverständlich über Sie geäußert.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Er glaubt, Sie waren es.«

»Wozu denn?«

»Sie meinen, aus welchem Motiv?«

»Nein, ich meine den Zweck. Einen Grund. Glauben Sie, dass ich Katy umbringen wollte?«

Er verschränkte die Arme und zuckte die Achseln. »Wäre durchaus möglich.«

»Und warum hab ich die Polizei gerufen, als sie noch am Leben war?«, fragte ich. »Ich hab mir diesen großartigen Trick ausgedacht, ja? Wieso hab ich sie dann nicht umgebracht?«

»Es ist gar nicht so einfach, einen Menschen zu erwürgen«, dozierte er. »Vielleicht haben Sie sie für tot gehalten.«

»Sie wissen doch bestimmt, wie idiotisch das klingt.«

Die Tür hinter ihm wurde geöffnet, und Pistillo trat ins Krankenzimmer. Er sah mich schwermütig an. Ich schloss die Augen und massierte mit Daumen und Zeigefinger meine Nasenwurzel. Pistillo hatte einen der Cops dabei, die mich bereits verhört hatten. Dieser gab seinem schnurrbärtigen Kumpan ein Zeichen, ihm zu folgen. Der wirkte nicht sehr glücklich über die Unterbrechung, verließ aber das Zimmer. Ich war mit Pistillo allein.

Er sagte erst einmal gar nichts. Er sah sich im Zimmer um, ging zum Regal, betrachte das Glasgefäß mit Wattebällchen, die Holzspatel und den Abfalleimer für infektiöses Material. Normalerweise riechen Krankenhauszimmer nach Desinfektionsmitteln, dieses jedoch stank nach Parfüm für männliche Flugbegleiter. Ich wusste nicht, ob das von einem Arzt oder einem Cop stammte, sah aber, wie Pistillo angewidert die Nase rümpfte. Ich hatte mich schon daran gewöhnt.

»Was ist passiert?«, fragte er.

»Haben Ihre Freunde vom NYPD Sie nicht eingeweiht?«

»Ich habe gesagt, dass ich erst persönlich mit Ihnen sprechen will«, sagte Pistillo. »Bevor man Sie einbuchtet.«

»Erst will ich wissen, wie es Katy geht.«

Er dachte ein paar Sekunden darüber nach. »Ihr Hals und ihre Stimmbänder sind ziemlich mitgenommen, aber das wird wieder.«

Ich schloss die Augen und atmete erleichtert durch.

»Reden Sie«, befahl Pistillo.

Ich erzählte ihm, was passiert war. Er hörte ruhig zu, bis ich zu der Stelle kam, wo sie »John« gerufen hatte.

»Haben Sie eine Ahnung, wer dieser John sein könnte?«, fragte er.

»Möglich.«

»Und?«

»Ich kenne ihn aus meiner Jugend. Er heißt John Asseita.«

Pistillos Miene verdüsterte sich.

»Sagt Ihnen der Name was?«, fragte ich.

Er ignorierte meine Frage. »Warum glauben Sie, dass sie Asseita gemeint haben könnte?«

»Er hat mir die Nase gebrochen.«

Ich erzählte ihm vom Einbruch und der Attacke des Ghost. Pistillo sah nicht sehr glücklich aus.

»Asseita hat Ihren Bruder gesucht?«

»Hat er zumindest behauptet.«

Sein Gesicht lief rot an. »Warum haben Sie mir das nicht schon vorher erzählt?«

»Ja, wirklich seltsam«, sagte ich. »Wo Sie doch immer derjenige waren, dem ich vertrauen konnte, der väterliche Freund, an den ich mich jederzeit wenden konnte.«

Er blieb gereizt. »Was wissen Sie über Asseita?«

»Wir sind im selben Ort aufgewachsen. Wir haben ihn damals den Ghost genannt.«

»Er ist einer der gefährlichsten Irren, die frei rumlaufen«, sagte Pistillo. Er brach ab und schüttelte den Kopf. »Er kann es nicht gewesen sein.«

»Wieso nicht?«

»Weil Sie beide noch am Leben sind.«

Schweigen.

»Er ist ein eiskalter Killer.«

»Und warum sitzt er nicht im Knast?«, fragte ich.

»Seien Sie nicht albern. Weil er gut ist.«

»Darin, Leute umzubringen?«

»Ja. Er lebt im Ausland. Wo, weiß niemand genau. Er hat für die Todesschwadronen der mittelamerikanischen Regierungen gearbeitet. Er hat afrikanische Diktatoren unterstützt.« Pistillo schüttelte den Kopf. »Nein, wenn Asseita Katy hätte umbringen wollen, würden wir sie jetzt im Leichenschauhaus ansehen.«

»Vielleicht hat sie einen anderen John gemeint«, sagte ich.
»Oder ich hab mich einfach nur verhört.«

»Möglich.« Er dachte darüber nach. »Aber eins kapiert ich nicht. Wenn der Ghost oder sonst jemand Katy Miller umbringen wollte, warum hat er's nicht einfach getan? Warum hat er Sie erst ans Bett gefesselt?«

Darüber hatte ich auch schon eine ganze Weile nachgedacht, inzwischen war mir aber auch eine Lösung eingefallen. »Vielleicht wollte er mir den Mord anhängen.«

Er runzelte die Stirn. »Wie das?«

»Der Killer fesselt mich ans Bett. Er erwürgt Katy. Dann -«, es kribbelte unter meiner Kopfhaut, »... wollte er es vielleicht so hindrehen, dass es aussieht, als wäre ich's gewesen.« Ich sah ihn an.

Pistillo runzelte die Stirn. »Sie wollten jetzt nicht sagen: *Wie damals bei meinem Bruder*, oder?«

»Doch«, sagte ich. »Genau das wollte ich.«

»Das ist Quatsch.«

»Überlegen Sie mal, Pistillo. Sie konnten nie richtig erklären, wie das Blut meines Bruders an den Tatort gekommen ist.«

»Julie Miller hat sich gewehrt.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht. Dafür war da viel zu viel

Blut.« Ich trat etwas näher an ihn heran. »Man hat Ken vor elf Jahren was in die Schuhe geschoben, und heute Nacht hat es jemand darauf angelegt, dass sich die Geschichte wiederholt.«

Er verzog das Gesicht. »Jetzt machen Sie mal halblang. Ich kann Ihnen auch noch was verraten. Die Cops nehmen Ihnen diese Houdini-Entfesselungsnummer nicht ab. Sie glauben, dass Sie Katy umbringen wollten.«

»Und was glauben Sie?«, fragte ich.

»Katys Vater ist bei ihr. Er ist fuchsteufelswild.«

»Das war nicht anders zu erwarten.«

»Man macht sich trotzdem so seine Gedanken.«

»Sie wissen, dass ich's nicht war, Pistillo. Und obwohl Sie gestern so eine Show abgezogen haben, wissen Sie auch, dass ich Julie nicht umgebracht habe.«

»Ich habe Sie gewarnt. Sie sollten sich da raushalten.«

»Und ich habe Ihre Warnung ignoriert.«

Pistillo atmete tief aus und nickte. »Genau. Sie wollen den harten Burschen spielen, und jetzt erklär ich Ihnen mal, wie's weitergeht.« Er trat näher an mich heran und versuchte, mich mit seinem Blick einzuschüchtern. Ich blinzelte nicht. »Sie landen im Knast.«

Ich seufzte. »Ich glaube, die empfohlene Tagesdosis an Drohungen hab ich heute schon überschritten.«

»Das ist keine Drohung, Will. Wir bringen Sie noch heute Nacht ins Gefängnis.«

»Gut, ich will einen Anwalt.«

Er sah auf die Uhr. »Zu spät. Sie verbringen die Nacht in Polizeigewahrsam. Morgen werden Sie dem Haftrichter vorgeführt. Wir werden Anklage wegen versuchten Mordes und gefährlicher Körperverletzung erheben. Der Staatsanwalt wird erklären, dass Fluchtgefahr besteht - der wichtigste Punkt in der Begrün-

dung wird Ihr Bruder sein -, und den Richter bitten, einer Freilassung gegen Kaution nicht stattzugeben. Ich denke, der Richter wird sich der Ansicht des Staatsanwalts anschließen.«

Ich wollte etwas sagen, doch er hob die Hand. »Das können Sie sich schenken, denn - und das wird Ihnen nicht gefallen - es interessiert mich nicht, ob Sie's waren oder nicht. Ich finde genug Beweise, um Sie verurteilen zu lassen. Und wenn ich keine finde, mache ich mir welche. Nur zu, erzählen Sie Ihrem Anwalt von diesem Gespräch. Ich werde einfach alles abstreiten. Sie sind ein Mordverdächtiger, der seinem Bruder, einem Mörder, seit elf Jahren hilft, sich vor der Polizei versteckt zu halten. Ich bin einer der angesehensten Gesetzeshüter des Landes. Wem werden sie wohl glauben?«

Ich sah ihn an. »Warum tun Sie das?«

»Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen sich da raushalten.«

»Was hätten Sie denn an meiner Stelle getan? Wenn es Ihr Bruder gewesen wäre?«

»Darum geht's nicht. Sie haben nicht auf mich gehört. Und jetzt ist Ihre Freundin tot, und Katy Miller ist gerade noch mit dem Leben davongekommen.«

»Ich habe beiden nichts getan.«

»Doch, das haben Sie. Durch Ihr Verhalten haben Sie das Ganze verursacht. Glauben Sie, das wäre passiert, wenn Sie auf mich gehört hätten?«

Seine Worte gingen mir durch Mark und Bein, aber ich gab nicht klein bei. »Und was ist mit Ihnen, Pistillo? Warum sind Sie den Parallelen zum Mord an Laura Emerson nicht nachgegangen ...«

»Hey, ich bin nicht hier, um Ihnen Rede und Antwort zu stehen. Sie kommen noch heute Nacht in den Knast. Und ich sorge schon dafür, dass Sie verurteilt werden.«

Er wollte zur Tür gehen.

»Pistillo?« Als er sich umdrehte, fragte ich: »Wonach suchen Sie wirklich?«

Er blieb stehen und beugte sich so weit vor, dass seine Lippen nur wenige Zentimeter von meinem Ohr entfernt waren. Dann flüsterte er: »Fragen Sie Ihren Bruder« und verschwand.

38

Ich verbrachte die Nacht in einer Arrestzelle der Polizeiwache Midtown South an der West 35th Street. Die Zelle stank nach Urin und Erbrochenem und dem Schweiß Betrunkener mit seinem sauren Wodka-Aroma. Im Vergleich zum Flugbegleiter-Parfüm war es allerdings ein Fortschritt. Ich hatte zwei Zellen-genossen. Einen Transvestiten, der sich in Frauenkleidern prostituiert hatte, viel weinte und nicht recht wusste, ob er die Blechtoilette im Sitzen oder im Stehen benutzen sollte. Der andere war schwarz und schlief die ganze Zeit. Ich habe keine Knastgeschichte über Schlägereien, Raub oder Vergewaltigungen zu erzählen. Die Nacht verlief absolut ereignislos.

Der zuständige Beamte ließ Bruce Springsteens *CD Born to Run* laufen. Es gab also etwas Tröstliches. Wie jeder anständige Junge aus New Jersey kannte ich die Texte auswendig. Es mag seltsam klingen, aber ich musste immer an Ken denken, wenn ich die Power-Balladen vom Boss hörte. Wir stammten nicht aus der Arbeiterklasse, hatten auch nicht allzu sehr unter schweren Zeiten gelitten, und keiner von uns hatte je auf schnelle Autos gestanden oder dauernd an der Küste herumgehungen (in New Jersey spricht man immer von der Küste, nicht vom Strand) - das galt allerdings, wie ich bei einem der letzten Konzerte der E-Street-Band festgestellt hatte, vermutlich für den Großteil seiner Fans -, aber seine Geschichten von der

Mühsal, dem Streben nach Freiheit und von Menschen, die versuchten, ihren Fesseln zu entkommen, die etwas Besseres suchten und allen Mut zusammennahmen, um aus ihrer kleinen Welt auszubrechen, das traf nicht nur einen Nerv bei mir, sondern erinnerte mich auch an meinen Bruder. Und das war auch schon vor dem Mord so gewesen.

Aber heute Nacht, als Bruce sang, sie sei »so pretty you get lost in the stars«, dachte ich an Sheila. Und der Schmerz kam wieder.

Das eine Telefongespräch, das mir zustand, hatte ich mit Squares geführt. Ich hatte ihn aufgeweckt. Als ich ihm erzählte, was passiert war, sagte er: »Das ist ja der Hammer.« Dann hatte er versprochen, mir einen guten Anwalt zu suchen und so viel wie möglich über Katys Zustand in Erfahrung zu bringen.

»Ach ja, die Überwachungsvideos vom QuickGo«, sagte er noch.

»Was ist damit?«

»Deine Idee hat funktioniert. Wir können sie morgen angucken.«

»Wenn die mich hier rauslassen.«

»Ja, richtig«, sagte Squares. Dann ergänzte er: »Wenn die dich nicht gegen Kautionskaution rauslassen, das war echt scheiße.«

Am Morgen brachten die Cops mich zur zentralen Verwahranstalt an der Centre Street 100. Dort übernahm die Gefängnisverwaltung. Ich wurde in einen Puffer im Keller gesperrt. Wer nicht mehr glaubt, dass Amerika ein Schmelztiegel der unterschiedlichsten Kulturen ist, braucht nur etwas Zeit in dieser Ansammlung der (Un)Menschlichkeit zu verbringen, die diese Mini-Filiale der Vereinten Nationen beherbergt. Ich hörte mindestens zehn verschiedene Sprachen. Es gab Hautfarben, die jeden Wachsmalkreiden-Hersteller inspiriert hätten. Man sah Baseballkappen, Turbane, Toupets und sogar einen Fez. Alle re-

deten durcheinander. Und immer, wenn ich irgendetwas verstand - ach, selbst wenn ich es nicht verstand -, hörte ich nur, dass sie unschuldig waren.

Squares war zur Stelle, als ich dem Richter vorgeführt wurde. Genau wie meine neue Anwältin, eine Hester Crimstein. Ich kannte sie von irgendeinem berühmten Fall, konnte jedoch nicht mehr genau sagen, welcher das gewesen war. Sie stellte sich mir kurz vor und würdigte mich danach keines Blickes. Sie drehte sich um und starrte den jungen Staatsanwalt an, als wäre er ein verwundeter Keiler und sie ein Panther mit teuflisch schmerzenden Hämorrhoiden.

»Wir beantragen, dass Mr Klein in Untersuchungshaft verbleibt«, sagte der junge Staatsanwalt. »Es besteht akute Fluchtgefahr.«

»Warum?«, fragte der Richter, der aus jeder Pore Langeweile auszudünsten schien.

»Sein Bruder ist der Hauptverdächtige in einem Mordfall und seit elf Jahren flüchtig. Und nicht nur das, Euer Ehren: Das Opfer des Bruders war die Schwester des Opfers des gestrigen Mordversuchs.«

Das weckte den Richter aus seiner Lethargie. »Wie war das?«

»Der Angeklagte, Mr Klein, wird des Mordversuchs an einer Katherine Miller beschuldigt. Mr Kleins Bruder Kenneth wird verdächtigt, vor elf Jahren die ältere Schwester seines gestrigen Opfers, Julie Miller, ermordet zu haben.«

Der Richter, der sich das Gesicht gerieben hatte, hörte abrupt damit auf. »Ah, Moment. Ich erinnere mich an den Fall.«

Der junge Staatsanwalt lächelte, als hätte er einen Stern für besondere Leistungen bekommen.

Der Richter wandte sich an Hester Crimstein. »Ms Crimstein?«

»Euer Ehren, wir sind der Ansicht, dass sämtliche Ankla-

gen gegen Mr Klein sofort fallen gelassen werden müssen«, sagte sie.

Der Richter begann wieder, sich das Gesicht zu reiben. »Sie sehen mich schockiert, Ms Crimstein.«

»Alternativ sind wir der Ansicht, dass Mr Klein umgehend auf freien Fuß gesetzt werden sollte. Und zwar ohne Zahlung einer Kaution und auf Ehrenwort. Mr Klein ist ein vollkommen unbescholtener Bürger. Er hat eine feste Anstellung, er arbeitet für die Bedürftigen der Stadt. Er ist in der Gemeinde verwurzelt. Was den lächerlichen Vergleich mit seinem Bruder betrifft, ist das ja wohl ein indiskutabler Fall von Sippenhaft.«

»Meinen Sie nicht, dass die Bevölkerung sich berechnete Sorgen macht, Ms Crimstein?«

»Keineswegs, Euer Ehren. Ich habe gehört, dass Mr Kleins Schwester sich kürzlich eine Dauerwelle hat machen lassen. Wird es dadurch wahrscheinlicher, dass er dasselbe tun wird?«

Gelächter.

Den jungen Staatsanwalt stach der Hafer. »Euer Ehren, bei aller Hochachtung vor dem albernem Vergleich meiner Kollegin ...«

»Was ist daran albern?«, unterbrach Ms Crimstein.

»... widerlegt er unser Argument nicht, dass Fluchtgefahr gegeben ist.«

»Das ist lächerlich. Die Fluchtgefahr ist nicht größer als bei jedem anderen. Sie unterstellen das nur, weil Sie glauben, sein Bruder wäre geflohen - und nicht einmal das ist gesichert. Er könnte auch tot sein. Auf jeden Fall, Euer Ehren, unterschlägt die Staatsanwaltschaft einen entscheidenden Punkt in der ganzen Sache.«

Hester Crimstein musterte den Staatsanwalt lächelnd.

»Mr Thomson?«, sagte der Richter.

Thomson, der junge Staatsanwalt, sah ihn nicht an.

Hester Crimstein wartete noch einen Moment, dann übernahm sie wieder das Wort. »Das Opfer dieses niederträchtigen Verbrechens, eine gewisse Katherine Miller, hat heute Morgen ausgesagt, dass Mr Klein unschuldig ist.«

Das passte dem Richter gar nicht. »Mr Thomson?«

»Das stimmt so nicht ganz, Euer Ehren.«

»Nicht ganz?«

»Ms Miller hat behauptet, sie hätte den Angreifer nicht gesehen. Es war dunkel. Und er hat eine Maske getragen.«

»Und dann«, ergänzte Ms Crimstein, »hat sie gesagt, dass es nicht mein Mandant war.«

»Sie sagte, sie *glaube*, es wäre nicht Mr Klein gewesen«, entgegnete Thomson. »Aber sie ist schwer verletzt und verwirrt, Euer Ehren. Sie hat den Angreifer nicht gesehen, daher kann sie eigentlich nicht ausschließen, dass Mr Klein der Täter ...«

»Das ist hier nicht die Hauptverhandlung, Herr Anwalt«, unterbrach der Richter ihn. »Ihr Antrag auf Freilassung ohne Kautions wird abgewiesen. Die Kautions wird auf dreißigtausend Dollar festgesetzt.«

Der Richter ließ seinen Hammer niedersausen. Und ich war frei.

39

Ich wollte zum Krankenhaus fahren und Katy besuchen. Squares schüttelte den Kopf und sagte, das wäre eine dumme Idee. Ihr Vater war bei ihr. Er wich ihr nicht von der Seite. Er hatte einen bewaffneten Wächter engagiert und vor der Tür postiert. Ich verstand das. Mr Miller hatte schon einmal versagt, als er eine Tochter hätte beschützen müssen. Das sollte ihm kein zweites Mal passieren.

Von Squares' Handy rief ich im Krankenhaus an, doch die Vermittlung erklärte, dass keine Anrufe durchgestellt wurden. Ich rief einen Blumenhändler an und ließ ihr einen Gute-Besserung-Strauß schicken. Das mag ziemlich simpel und dumm erscheinen - Katy war in meiner Wohnung fast erwürgt worden, und ich schicke ihr einen Korb mit Blumen, einem Teddybär und einem Mini-Folienballon -, aber mir fiel nichts Besseres ein, um sie wissen zu lassen, dass ich an sie dachte.

Squares war in seinem eigenen Wagen unterwegs, einem himmelblauen 68er Coupe de Ville, der sich fast so gut ins Straßenbild einfügte, wie unser Freund Raquel/ Roscoe in ein Treffen der *Daughters of the American Revolution* gepasst hätte. Wir versuchten, Manhattan durch den Lincoln-Tunnel zu verlassen, was sich, wie immer, schwierig gestaltete. Die Leute behaupten, der Verkehr würde schlimmer. Ich bin da nicht so sicher. Als ich klein war, war unsere Familienkutsche - so ein Kombi mit Holzdekor - jeden zweiten Sonntag hier durchgekrochen. Ich erinnere mich noch, wie träge sich die Schlange damals durch die Dunkelheit schleppte, an die albern gelben Warnlampen, die wie Fledermäuse von der Decke herabhängten, als hätte man uns noch extra zum langsamen Fahren auffordern müssen, an die kleine Glaskabine mit dem Angestellten, an die verrußten uringelben Fliesen an den Wänden, wie wir alle sehnsüchtig nach dem Tageslicht Ausschau gehalten hatten, und wie wir dann, wenn sich vor uns endlich die metallisch wirkenden Gummi-Abgrenzungen zum Gruß erhoben, wieder aufstiegen in die andere Welt, eine Welt aus Wolkenkratzen, die uns vorkam, als wären wir in eine andere Dimension geraten. Wir waren zum Beispiel in den Zirkus gegangen, Ringling-Bros. oder Barnum & Bailey, und hatten mit den Lichterketten rumgespielt, oder auch in die Radio City Music Hall, wo wir uns Shows ansahen, die ungefähr zehn Minuten

lang überwältigend und ab dann unsäglich langweilig waren, oder wir hatten uns am TKTS-Schalter in die Schlange gestellt, um Theater- oder Musical-Karten zum halben Preis zu kaufen, oder uns die Bücher im großen Barnes & Noble angesehen (ich glaube, es gab damals nur einen), oder wir waren ins Museum of Natural History gegangen, oder zu einem Straßenfest - Moms Lieblingsfest war *New York Is Book Country*, das im September an der 5m Avenue stattfand.

Mein Vater hatte über den Verkehr geschimpft, über den Mangel an Parkplätzen und über den »Schmutz«, seine Allzweckbeschimpfung, meine Mutter jedoch hatte New York geliebt. Sie hatte sich aufs Theater gefreut, auf die Kunst, den Jubel und Trubel der Großstadt. Sunny war es gelungen, sich so weit zurückzunehmen, dass sie sich in die Vorstadtwelt der Fahrgemeinschaften und Tennisschuhe integrieren konnte, aber ihre Träume, die Ziele ihrer lange unterdrückten Sehnsüchte, hatten hier gelegen, gleich unter der Oberfläche. Ich weiß, dass sie uns geliebt hat, aber wenn ich hinter ihr im Kombi saß und sah, wie begeistert sie in Manhattan aus dem Autofenster guckte, fragte ich mich manchmal, ob sie ohne uns nicht glücklicher gewesen wäre.

»Prima Idee von dir«, sagte Squares.

»Was?«

»Dran zu denken, dass Sonay ein begeisterter Fan von Yoga Squared ist.«

»Und wie ist das abgelaufen?«

»Ich hab Sonay angerufen und ihr unser Problem erläutert. Sie hat mir erzählt, dass QuickGo von zwei Brüdern geleitet wird, Ian und Noah Muller. Sie hat bei ihnen angerufen, ihnen erklärt, was sie wollte, und ...« Squares zuckte die Achseln.

Ich schüttelte den Kopf. »Du bist fantastisch.«

»Ja, natürlich. Ganz ohne Frage.«

Die Büros von QuickGo befanden sich in einem Lagerhaus neben der Route 3 mitten in den nördlichen Sumpfgebieten New Jerseys. Über New Jersey wird viel gelästert, vor allem weil unsere meistbefahrenen Nebenstraßen durch die potthässlichsten Gebiete des so genannten Garden State führen. Ich gehöre zu den hartnäckigen Fürsprechern meines Heimatstaats. Überraschenderweise ist der größte Teil New Jerseys nämlich hinreißend, die Kritiker punkten aber in zwei Bereichen. Erstens: Unsere Städte sind mehr als schäbig. Trenton, Newark oder Atlantic City, Sie können es sich aussuchen. Alle haben einen schlechten Ruf, und zwar völlig zu Recht. Nehmen wir zum Beispiel Newark. Freunde von mir sind in Quincy, Massachusetts, aufgewachsen. Sie erzählen immer, dass sie aus Boston kommen. Andere Freunde von mir sind in Bryn Mawr aufgewachsen. Sie sagen, sie kommen aus Philadelphia. Ich bin keine fünfzehn Kilometer vom Zentrum Newarks entfernt aufgewachsen, habe aber nie zu irgendjemandem gesagt, dass ich aus Newark komme - und auch von anderen habe ich das noch nie gehört.

Zweitens - und es interessiert mich nicht, was andere dazu sagen - liegt ein unangenehmer Geruch über den Sümpfen im Norden New Jerseys. Oft nur ganz schwach, aber trotzdem unverkennbar. Er ist unangenehm. Er riecht nicht nach Natur. Er riecht nach Rauch und Chemikalien und einem undichten Klärbehälter. Dieser Geruch empfing uns, als wir an der QuickGo-Zentrale aus dem Wagen stiegen.

Squares fragte: »Hast du gefurzt?«

Ich sah ihn an.

»Hey, ich wollte das Ganze nur ein bisschen auflockern.«

Wir gingen ins Lagerhaus. Die Muller-Brüder waren je rund hundert Millionen Dollar wert, trotzdem teilten sie sich ein kleines Büro in der Mitte einer riesigen Lagerhalle. Ihre Schreibtische sahen aus, als hätten sie sie bei der Schließung einer Grund-

schule billig ersteigert. Sie standen sich direkt gegenüber. Die Stühle aus lackiertem Holz stammten aus einer Zeit, als noch niemand wusste, was Ergonomie war. Computer, Faxgeräte oder Fotokopierer gab es nicht, nur die beiden Schreibtische, ein paar große Metall-Aktenschränke und zwei Telefone. Die Wände waren verglast. Die Brüder blickten gern auf die Warenkisten und Gabelstapler. Ob jemand zu ihnen hereinguckte, interessierte sie offenbar nicht.

Die beiden sahen sich sehr ähnlich und waren identisch gekleidet. Sie trugen graue Anzughosen und weiße Hemden mit Button-down-Kragen über T-Shirts mit V-Ausschnitten. Die Hemden waren so weit geöffnet, dass ihre graue Brustbehaarung wie Stahlwolle herausquoll. Als wir hereinkamen, erhoben sie sich und lächelten Squares breit an.

»Sie müssen Ms Sonays Guru sein«, sagte der eine. »Yogi Squares.«

Squares bestätigte dies durch ein gemessenes, weises Nicken.

Sie eilten zu ihm und schüttelten ihm die Hand. Ich dachte schon, sie wollten vor ihm niederknien.

»Wir haben die Videos per Express kommen lassen«, sagte der etwas größere Bruder, der sichtlich um Würdigung warb. Squares ließ sich zu einem weiteren Nicken herab. Sie führten uns über den Zementboden der Halle. Ich hörte das Piepen eines rückwärts fahrenden Gabelstaplers. Rolltore wurden geöffnet und LKWs beladen. Die Brüder grüßten jeden einzelnen Arbeiter, und die Arbeiter erwiderten die Grüße.

Dann betraten wir einen fensterlosen Raum mit einer Kaffeemaschine. Ein Fernsehapparat mit Zimmerantenne und ein Videogerät standen auf einem jener Metallwägelchen, die ich seit meinen Grundschultagen nicht mehr gesehen hatte.

Der größere Bruder schaltete den Fernseher ein. Das Bild flimmerte und der Ton rauschte. Er steckte die Kassette in den

Rekorder. »Da sind zwölf Stunden drauf«, erklärte er. »Sie meinten, der Mann, den Sie suchen, war gegen drei Uhr nachmittags im Geschäft?«

»Das hat man uns gesagt«, bestätigte Squares.

»Ich habe bis vierzehn Uhr fünfundvierzig vorgespult. Die Zeit auf dem Band läuft ziemlich schnell, weil nur alle drei Sekunden ein Bild aufgenommen wird. Ach, und der Vorlauf funktioniert leider nicht. Wir haben auch keine Fembedienung, wenn Sie so weit sind, drücken Sie also einfach die Play-Taste hier am Gerät. Sie sind bestimmt lieber allein, also gehen wir gleich wieder. Sie können sich ruhig Zeit lassen.«

»Eventuell brauchen wir das Video«, sagte Squares.

»Kein Problem. Wir können eine Kopie machen.«

»Danke sehr.«

Ein Bruder schüttelte Squares noch einmal die Hand. Der andere - und das denke ich mir nicht aus - verbeugte sich. Dann ließen sie uns allein. Ich ging zum Rekorder und drückte die Play-Taste. Das Flimmern verschwand. Das Rauschen auch. Ich experimentierte mit dem Lautstärkeregler am Fernseher, doch es gab natürlich keinen Ton. Die Bilder waren schwarz-weiß. Unten auf dem Bildschirm war eine Uhr eingeblendet. Die Kamera zeigte die Kasse von schräg oben. Im Vordergrund stand eine junge Blondine. Mir wurde schwindlig vom Ruckeln der in Drei-Sekunden-Intervallen aufgenommenen Bilder.

»Woran erkennen wir diesen Owen Enfield?«, fragte Squares.

»Wir suchen nach einem Vierzigjährigen mit Bürstenschnitt.«

Beim Betrachten des Videos stellte ich fest, dass das womöglich einfacher war, als ich erwartet hatte. Die meisten Kunden waren schon älter und trugen Golfkleidung. Ich fragte mich, ob in Stonepoint vor allem Rentner lebten. Das musste ich Yvonne Sterno beim nächsten Mal fragen.

Um 15:08:15 entdeckten wir ihn. Erst nur von hinten. Er trug Shorts und ein kurzärmeliges Hemd. Sein Gesicht konnten wir nicht sehen, doch er hatte einen Bürstenschnitt. Er ging an der Kasse vorbei in den hinteren Gang. Wir warteten. Um 15:09:24 kam der potenzielle Owen Enfield um die Ecke und auf die langhaarige Blondine an der Kasse zu. Er hatte eine Zweiliterpackung Milch und ein Brot im Arm. Ich legte den Finger auf die Pause-Taste, damit ich das Bild anhalten und ihn mir genauer ansehen konnte.

Aber das war gar nicht nötig.

Der Spitzbart hätte einen irritieren können. Genau wie die kurz geschorenen, grauen Haare. Hätte ich mir das Video nur flüchtig angesehen oder wäre auf einer belebten Straße an ihm vorbeigegangen, wäre er mir vielleicht nicht aufgefallen. Aber ich sah nicht flüchtig hin. Ich konzentrierte mich. Und ich erkannte ihn. Trotzdem drückte ich die Pause-Taste: 15:09:51.

Alle Zweifel waren dahin. Ich stand wie zur Salzsäule erstarrt da. Ich wusste nicht, ob ich jubeln oder heulen sollte. Ich drehte mich zu Squares um. Er sah mich an, nicht den Fernseher. Ich nickte ihm zu und bestätigte, was er bereits vermutet hatte.

Owen Enfield war mein Bruder Ken.

40

Die Gegensprechanlage summt.

»Mr McGuane?«, sagte der Rezeptionist, der zum Sicherheitsdienst gehörte.

»Ja.«

»Joshua Ford und Raymond Cromwell sind hier.«

Joshua Ford war Seniorpartner von Stanford, Cummings und Ford, einer Kanzlei, die mehr als dreihundert Rechtsanwälte be-

schäfcigte. Raymond Cromwell war wohl der Handlanger, der die Notizen machte und dafür sorgte, dass man ein paar Extra-Stunden in Rechnung stellen konnte. Philip betrachtete sie auf dem Bildschirm. Ford war groß, um die eins neunzig, und musste rund hundert Kilo wiegen. Er hatte den Ruf, hart, aggressiv und hinterhältig zu sein, und ganz im Einklang damit bewegten sich seine Kiefer, als kaue er auf einer Zigarre oder einem menschlichen Bein herum. Cromwell dagegen war jung, faltenlos, mit gepflegten Händen und wirkte insgesamt wachsw weich.

McGuane sah den Ghost an. Der Ghost lächelte, und wieder fröstelte McGuane. Einmal mehr fragte er sich, ob es klug gewesen war, Asseita mit in diese Angelegenheit hineinzuziehen. Schließlich war er zu dem Schluss gekommen, dass das schon in Ordnung ging. Der Ghost hing in der Sache mit drin.

Außerdem war er gut in so was.

Ohne den Blick von dem Gänsehaut-Lächeln abzuwenden, sagte McGuane: »Schicken Sie Mr Ford bitte alleine herein. Mr Cromwell möchte es sich im Wartezimmer bequem machen.«

»In Ordnung, Mr McGuane.«

McGuane hatte überlegt, wie er das Ganze angehen sollte. Er war kein Freund von Gewalt als Selbstzweck, schreckte jedoch auch nicht davor zurück. Für ihn war sie Mittel zum Zweck. Der Ghost hatte Recht mit diesem Spruch über Atheisten im Schützengraben. In Wahrheit waren wir alle nur Tiere oder sogar niedrigere Organismen, kaum komplexer als Pantoffeltierchen. Wenn man starb, war es vorbei. Es war reiner Größenwahn, zu glauben, dass wir Menschen irgendwie über dem Tod standen, dass wir im Gegensatz zu anderen Tieren die Möglichkeit hatten, unsere Existenz in irgendeiner Form fortzusetzen. Im Leben dominierten wir natürlich, aufgrund unserer überlegenen Stärke und Rücksichtslosigkeit. Wir waren die Herrscher. Aber zu glauben, dass wir in Gottes Augen etwas Besonderes wären,

dass wir uns bei ihm einschmeicheln konnten, indem wir ihm in den Hintern krochen, tja, man wollte ja nicht wie ein Kommunist klingen, aber genau dieses Denken hatten die Reichen seit Ewigkeiten dazu benutzt, die Armen arm zu halten.

Der Ghost ging zur Tür.

Man musste seine Vorteile nutzen, wo sie sich boten. McGuane suchte sich oft Nebenstraßen, die für andere tabu waren. Man sollte zum Beispiel keine FBI-Agenten, Staatsanwälte und Polizisten umbringen. McGuane hatte von jeder Sorte einige auf dem Gewissen. Man legte sich auch nicht, um ein anderes Beispiel zu nennen, mit mächtigen Gegnern an, weil es unnötigen Arger machte oder zu viel Aufmerksamkeit erregte.

Das hatte McGuane auch noch nie gestört.

Als Joshua Ford die Tür öffnete, stand der Ghost mit dem eisernen Schlagstock parat. Er war ungefähr so lang wie ein Baseballschläger und hatte eine kräftige Feder, so dass man ihn wie einen Totschläger beschleunigen konnte. Wenn man jemandem damit einigermaßen kraftvoll auf den Kopfschlug, zerbrach der Schädel wie eine Eierschale.

Joshua Ford trat mit der selbstbewussten Haltung eines Mannes ein, der Geld hat. Er lächelte McGuane an. »Mr McGuane.«

McGuane erwiderte das Lächeln. »Mr Ford.«

Als Ford spürte, dass jemand neben ihm stand, drehte er sich mit zur Begrüßung ausgestreckter Hand um. Der Ghost achtete nicht darauf. Er ließ den Schlagstock auf das Schienbein des anderen zuschnellen und traf perfekt. Ford schrie auf und ging zu Boden wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hatte. Der Ghost schlug noch einmal zu, diesmal auf die rechte Schulter. Ford hatte kein Gefühl mehr im Arm. Dann traf der Ghost ihn mit dem Schlagstock am Brustkorb. Es knackte. Ford versuchte, sich zusammenzurollen.

Von der anderen Seite des Büros fragte McGuane: »Wo ist er?«

Joshua Ford schluckte und krächzte: »Wer?«

Großer Fehler. Der Ghost knallte das Eisen auf Fords Knöchel. Ford heulte auf. McGuane drehte sich um und sah auf den Überwachungsmonitor. Cromwell hatte im Wartezimmer Platz genommen. Er würde nichts hören. Genau wie alle anderen.

Der Ghost schlug noch einmal auf den Knöchel. Es knirschte, als wäre ein LKW über eine Bierflasche gefahren. Ford hob flehend die Hand.

McGuane hatte die Erfahrung gemacht, dass man am besten erst zuschlug und dann Fragen stellte. Wenn man ihnen Schmerzen androhte, versuchten die meisten Menschen, sich aus einer schwierigen Situation herauszureden. Das galt besonders für Menschen, die beruflich viel mit Sprache zu tun hatten. Sie probierten es mit Tricks, mit Halbwahrheiten und glaubhaft klingenden Lügen. Sie verhielten sich vernünftig und gingen davon aus, dass sich auch ihre Gegenspieler vernünftig verhalten müssten. Dann konnte man die Situation mit Worten entschärfen.

Diesen Zahn musste man ihnen ziehen.

Der Schmerz und die Angst, die so ein plötzlicher körperlicher Angriff hervorruft, haben eine verheerende Wirkung auf die Psyche. Das logische Denken - die Intelligenz, wenn man so will, also das, was sich im Laufe der Evolution entwickelt hat - bricht vollkommen weg. Was bleibt, ist der Neandertaler, das primitive, eigentliche Ich, das nur noch versucht, dem Schmerz zu entkommen.

Der Ghost sah McGuane an. Der nickte. Der Ghost trat zurück und machte McGuane Platz.

»Er hat in Vegas Zwischenstation gemacht«, erläuterte McGuane. »Das war sein großer Fehler. Er war da bei einem

Arzt. Wir haben die Münzfernsprecher in der Umgebung dieses Arztes auf Anrufe in andere Staaten überprüft. Eine Stunde bevor und nachdem er dort gewesen ist. Wir haben nur einen Tref-fer gelandet. Ein Anruf bei Ihnen, Mr Ford. Er hat mit Ihnen telefoniert. Und damit Sie auf dem Laufenden sind, kann ich Ihnen auch noch mitteilen, dass ich Ihr Büro habe beschatten lassen. Das FBI war gestern bei Ihnen. Sehen Sie? Das passt doch alles zusammen. Ken brauchte einen Rechtsanwalt. Natürlich sucht er nach einem starken und unabhängigen Anwalt, der in keiner Weise mit mir in Verbindung steht. Das sind dann wohl Sie.«

Joshua Ford sagte: »Aber ...«

McGuane unterbrach ihn, indem er die Hand hob. Ford gehorchte und schwieg. McGuane trat zurück, sah den Ghost an und sagte: »John?«

Der Ghost trat näher und versetzte Ford sofort einen Schlag mit dem Eisen dicht über dem Ellbogen. Dieser knickte in die falsche Richtung. Aus Fords Gesicht wich auch der letzte Rest Farbe.

»Wenn Sie alles abstreiten oder so tun, als hätten Sie keine Ahnung, wovon ich rede«, sagte McGuane, »wird mein Kollege mit den freundschaftlichen Klapsen aufhören und anfangen, Ihnen richtig wehzutun. Ist das klar?«

Ford brauchte ein paar Sekunden. Als er schließlich aufsah, war McGuane überrascht, welche Ruhe in seinem Blick lag. Ford sah erst den Ghost, dann McGuane an. »Scheren Sie sich zum Teufel«, fauchte er.

Der Ghost wandte sich McGuane zu, zog eine Augenbraue hoch und sagte lächelnd: »Tapfer.«

»John ...«

Doch der Ghost beachtete ihn nicht. Er schlug Ford das Eisen ins Gesicht. Blut spritzte durchs Zimmer. Ford kippte

nach hinten und blieb reglos liegen. Der Ghost zielte auf sein Knie.

McGuane fragte: »Ist er noch bei Bewusstsein?«

Der Ghost hielt inne. Er beugte sich hinunter. »Ja«, berichtete er, »aber sein Atem geht unregelmäßig.« Er erhob sich wieder. »Noch ein Schlag und Mr Ford sagt womöglich für immer gute Nacht.«

McGuane überlegte. »Mr Ford?«

Ford blickte auf.

»Wo ist er?«, fragte McGuane noch einmal.

Diesmal schüttelte Ford nur den Kopf.

McGuane ging zum Überwachungsmonitor. Er drehte ihn so, dass Ford das Bild sehen konnte. Cromwell saß mit übergeschlagenen Beinen im Wartezimmer und schlürfte seinen Kaffee.

Der Ghost deutete auf den Monitor. »Schöne Schuhe. Sind das Allen-Edmonds?«

Ford versuchte, sich aufzurichten. Er bekam die Hände unter den Körper, versuchte, sich hochzustemmen, und fiel zurück.

»Wie alt ist er?«, fragte McGuane.

Ford antwortete nicht.

Der Ghost hob die Eisenstange. »Er hat gefragt...«

»Neunundzwanzig.«

»Verheiratet?«

Ford nickte.

»Kinder?«

»Zwei Jungs.«

McGuane betrachtete den Monitor noch etwas. »Du hast Recht, John. Das sind wirklich schöne Schuhe.« Er wandte sich an Ford. »Wenn Sie mir nicht erzählen, wo Ken ist, stirbt er.«

Vorsichtig senkte der Ghost den Schlagstock. Er griff in die Tasche und zog die Thug-Garrote heraus. Der Griff war aus Ma-

hagoni. Er war zwanzig Zentimeter lang und maß fünf Zentimeter im Durchmesser. Der Querschnitt war achteckig. Es waren tiefe Rillen hineingeschnitten, damit man ihn besser greifen konnte. Eine geflochtene Schnur lief von einem Ende zum anderen. Sie war aus Pferdehaar.

»Er hat nichts damit zu tun«, sagte Ford.

»Hören Sie mir gut zu«, sagte McGuane. »Ich sage das nur ein einziges Mal.«

Ford wartete.

»Wir bluffen nie«, sagte McGuane.

Der Ghost lächelte. McGuane wartete einen Moment und sah Ford an. Dann drückte er auf den Knopf der Gegensprechanlage. Der Rezeptionist meldete sich.

»Ja, Mr McGuane?«

»Schicken Sie Mr Cromwell bitte herein.«

»Ja, Sir.«

McGuane und der Ghost sahen auf dem Überwachungsmonitor zu, wie ein muskulöser Wachmann an die Tür des Wartezimmers trat und Cromwell zu sich winkte. Der stellte den Kaffee ab, stand auf und strich sein Jackett glatt. Dann folgte er dem Wachmann durch die Tür. Ford wandte sich an McGuane. Ihre Blicke trafen sich. Keiner blinzelte.

»Dumm von Ihnen«, sagte McGuane.

Der Ghost nahm den Holzgriff und wartete.

Der Wachmann öffnete die Tür. Lächelnd trat Raymond Cromwell ins Büro. Als er das Blut und seinen am Boden liegenden Chef sah, entgleisten seine Gesichtszüge, als hätte jemand die Muskeln kurzgeschlossen. »Was ist denn ...?«

Der Ghost sprang hinter ihn und trat von dort gegen Cromwells Beine. Der schrie auf und fiel auf die Knie. Die Bewegungen des Ghost wirkten einstudiert, leicht und elegant wie ein absurdes Ballett.

Die Schnur glitt über den Kopf des jungen Mannes. Als sie ganz vor seinem Hals lag, zog der Ghost den Griff kraftvoll nach hinten und stemmte gleichzeitig das Knie in Cromwells Rückgrat. Die Schnur spannte sich über Cromwells wachsweniger Haut. Der Ghost drehte den Griff und unterbrach damit die Blutzufuhr zum Gehirn. Cromwells Augen traten aus den Höhlen. Mit den Händen griff er nach der Schnur und versuchte, sie zu lösen. Der Ghost drehte weiter.

»Aufhören!«, schrie Ford. »Ich rede.«

Doch er bekam keine Antwort.

Der Ghost ließ sein Opfer nicht aus den Augen. Cromwells Gesicht hatte einen schrecklichen Blauton angenommen.

»Ich hab gesagt...« Ford drehte sich hastig zu McGuane um. Dieser stand mit verschränkten Armen ruhig da. Die beiden Männer sahen sich an. Das leise Geräusch, das schreckliche Glucksen aus Cromwells Mund, hallte durch den Raum.

Ford flüsterte: »Bitte.«

Aber McGuane schüttelte den Kopf und wiederholte sein Statement. »Wir bluffen nie.«

Der Ghost drehte den Griff noch eine Umdrehung weiter und hielt ihn so fest.

41

Ich musste meinem Vater von dem Überwachungsvideo erzählen.

Squares setzte mich an einer Bushaltestelle in der Nähe des Meadowlands-Stadions ab. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mit dem, was ich gerade gesehen hatte, umgehen sollte. Unterwegs auf dem New Jersey Turnpike hatte mein Gehirn auf Autopilot geschaltet, während ich die verfallenden Industrieanla-

gen betrachtete. Anders wäre ich überhaupt nicht mehr klargelkommen.

Ken lebte tatsächlich.

Ich hatte den Beweis gesehen. Er wohnte unter dem Namen Owen Enfield in New Mexico. Einerseits war ich begeistert. Es gab eine Chance auf Erlösung, die Chance, meinen Bruder wiederzusehen, die Chance - ich wagte kaum, daran zu denken -, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Doch dann dachte ich an Sheila.

Ihre Fingerabdrücke waren im Haus meines Bruders gefunden worden. Zusammen mit zwei Leichen. Was hatte Sheila damit zu tun? Ich hatte keine Ahnung - oder ich wollte das Naheliegende einfach nicht wahrhaben. Sie hatte mich betrogen - jede Lösung, auf die mein nur sporadisch funktionierendes Gehirn kam, setzte die eine oder andere Form des Betrugs voraus. Und wenn ich anfang, zu sinnieren, wenn ich mir erlaubte, in den einfachen Erinnerungen zu versinken - wie sie die Füße unter sich schob, wenn wir uns auf der Couch unterhielten, wie sie ihre Haare nach hinten warf, als stünde sie unter einem Wasserfall, wie sie nach dem Duschen in ihrem Frottee-Bademantel duftete, wie sie im Herbst in meinen viel zu großen Sweatshirts herum lief, wie sie mir beim Tanzen ins Ohr sumnte, wie mir der Atem stockte, wenn ich sie von der anderen Seite des Zimmers ansah -, kam ich zu dem Schluss, dass es eine sorgfältig vorbereitete Lüge gewesen sein musste ...

Autopilot.

Also schleppte ich mich voran und dachte dabei nur an eins: Ich wollte einen Schlusstrich ziehen. Mein Bruder und meine Geliebte hatten mich ohne Vorwarnung verlassen. Ich wusste, dass ich das nicht verarbeiten konnte, solange ich nicht die ganze Wahrheit kannte. Squares hatte mich gleich zu Anfang

gewarnt, dass mir das, was ich fand, womöglich nicht gefallen würde, doch im Endeffekt war es wohl unvermeidbar gewesen. Vielleicht war es jetzt an mir, tapfer zu sein. Vielleicht musste ich diesmal Ken retten, statt mich von ihm retten zu lassen.

Ich konzentrierte mich also auf wenige Details: Ken lebte. Er war unschuldig - falls ich im Unterbewusstsein vielleicht noch gewisse Zweifel gehegt hatte, waren sie durch Pistillos Verhalten zerstreut worden. Ich konnte ihn wiedersehen und mit ihm zusammen sein. Ich konnte - was weiß ich - die Vergangenheit Vergangenheit sein und meine Mutter in Frieden ruhen lassen oder so.

Heute, am letzten Tag der Totenwache, war mein Vater nicht zu Hause. Tante Selma war in der Küche. Sie sagte, er sei spazieren gegangen. Tante Selma trug eine Schürze. Ich fragte mich, wohet sie sie hatte. Von uns nicht. Wir besaßen keine. Hatte sie sie mitgebracht? Sie schien immer eine Schürze zu tragen, selbst wenn sie keine trug. Ich sah zu, wie sie die Spüle putzte. Selma, Sunnys stille Schwester, arbeitete ruhig vor sich hin. Ich hatte sie nie richtig wahrgenommen. Das ging wohl vielen Leuten so. Selma war einfach nur da. Sie gehörte zu den Menschen, die so unscheinbar lebten, dass das Radar sie nicht erfasste, als hätte sie Angst, zu viel Aufmerksamkeit für sich zu beanspruchen. Sie und Onkel Murray hatten keine Kinder. Ich weiß nicht, warum, habe aber einmal gehört, wie sich meine Eltern über eine Totgeburt unterhielten. Ich stand da und beobachtete sie, als wäre es das erste Mal, dass ich einem Mitmenschen bei dem Versuch zusah, das Richtige zu tun.

»Danke«, sagte ich.

Selma nickte.

Ich wollte ihr sagen, dass ich sie liebte und schätzte und es schön fände, wenn wir näher zusammenrücken würden, beson-

ders jetzt, wo Mom tot war, und dass Mom es sicher so gewollt hätte. Aber ich konnte nicht. Stattdessen umarmte ich sie. Selma erstarrte kurz, erschrak über meine befremdliche Zurschaustellung von Gefühlen, doch dann entspannte sie sich.

»Es wird schon wieder«, sagte sie.

Ich kannte den Lieblingsspazierweg meines Vaters. Ich überquerte die Coddington Terrace und mied das Haus der Millers. Ich wusste, dass mein Vater es ebenso machte. Er nahm schon seit Jahren einen anderen Weg. Ich ging über die Grundstücke der Jarats und der Arnays und nahm dann den kleinen Weg, der über den Meadowbrook zu den *Little League*-Softballfeldern führte. Die Felder waren leer, die Saison war vorbei, und mein Vater saß allein in der obersten Reihe der kleinen Stahltribüne. Ich erinnerte mich, wie gerne er Trainer gewesen war, wie er in seinem weißen T-Shirt mit dem Schriftzug *Senators* auf der Brust und der zu hoch sitzenden Kappe mit dem S auf seiner geliebten Trainerbank saß, die Arme lässig über die staubigen Balken gelegt, während sich der Schweiß in seinen Achselhöhlen sammelte. Den rechten Fuß auf der untersten Holzstufe, den linken auf dem Betonsockel, riss er in einer einzigen Bewegung die Kappe vom Kopf, wischte sich mit dem Unterarm den Schweiß von der Stirn und setzte die Kappe wieder auf. Sein Gesicht glühte an diesen späten Frühlingsabenden, besonders wenn Ken mitspielte. Er hatte das Team zusammen mit Mr Bertillo und Mr Horowitz betreut, seinen beiden besten Freunden, seinen alten Bierkumpanen, die beide schon mit knapp sechzig Jahren an Herzinfarkten gestorben waren, und als ich mich jetzt neben ihn setzte, wusste ich, dass er das Klatschen und die Anfeuerungsrufe noch in den Ohren und den Geruch des *Little League*-Lehms noch in der Nase hatte.

Er sah mich an und lächelte. »Weißt du noch, wie deine Mom geschiedst hat?«

»Gerade so, glaub ich. Wie alt war ich da? Vier?«

»Ja, irgend so was.« Er schüttelte den Kopf, lächelte immer noch und dachte an die Vergangenheit. »Das war der Höhepunkt ihrer feministischen Phase. Sie hatte all diese T-Shirts mit Politslogans. Auf denen stand **FRAUEN GEHÖREN INS HAUS. INS ABGEORDNETENHAUS** und solches Zeug. Du musst bedenken, dass Mädchen erst Jahre später in der *Litde League* mitspielen durften. Irgendwie hatte deine Mom damals gehört, dass es keine Schiedsrichterinnen gab. Sie hat in den Regeln nachgesehen und festgestellt, dass das nicht verboten ist.«

»Also hat sie sich angemeldet.«

»Genau.«

»Und?«

»Na ja, die Honoratioren haben Anfälle bekommen, aber Regeln waren Regeln, und da konnte man nichts machen. Also haben sie sie schiedsen lassen. Probleme hatte sie dann aber trotzdem noch genug.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel war sie der schlechteste Schiedsrichter der Welt.« Wieder lächelte Dad. Dieses Lächeln hatte ich lange nicht mehr gesehen, es gehörte so sehr zur Vergangenheit, dass es mir wehtat. »Sie kannte die Regeln kaum. Außerdem hat sie, wie du weißt, ziemlich schlecht gesehen. Ich weiß noch, wie sie in ihrem ersten Spiel den Daumen hochgestreckt und *Safe* gerufen hat. Bei fast jeder Entscheidung hat sie sich einmal um die eigene Achse gedreht. Als hätte Bob Fosse die Choreographie gemacht.«

Wir glucksten und ich sah förmlich, wie er sie auf dem Feld beobachtete und bei ihren theatralischen Gesten halb verlegen, halb fasziniert abwinkte.

»Sind die Trainer dabei nicht übergeschnappt?«

»Klar. Aber weißt du, was die League gemacht hat?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Sie haben sie mit Harvey Newhouse zusammengesteckt. Erinnerst du dich noch an ihn?«

»Klat, sein Sohn ist mit mir zur Schule gegangen. Er war früher Profi-Footballer.«

»Genau. Bei den Rams Offensive Tackle. Harvey muss an die drei Zentner gewogen haben. Also hat er sich ans Mal gestellt, und deine Mutter war fürs Feld zuständig, und immer, wenn ein Trainer sich zu sehr aufgeregt hat, hat Harvey ihm einen strengen Blick zugeworfen, und der Trainer hat sich wieder hingesetzt.«

Wir glucksten noch einmal und verstummten dann langsam, als wir uns beide fragten, wie eine so überschäumende Seele hatte verlöschen können - und zwar schon lange vor Beginn der Krankheit. Schließlich sah er mich an. Seine Augen wurden groß, als er die Prellungen sah.

»Was ist denn mit dir passiert?«

»Ist nicht weiter schlimm«, sagte ich.

»Bist du in eine Schlägerei geraten?«

»Mir geht's gut. Ehrlich. Ich muss mit dir reden.«

Er schwieg. Ich wusste nicht, wie ich anfangen sollte, doch das übernahm Dad dann selbst.

»Zeig's mir«, sagte er.

Ich sah ihn an.

»Deine Schwester hat heute Morgen angerufen. Sie hat von dem Foto erzählt.«

Ich hatte es noch dabei. Ich zog es aus der Tasche. Er legte es so behutsam in seine Hand, als fürchtete er, es zu zerbrechen. Er sah es an und sagte: »Mein Gott.« Seine Augen wurden feucht.

»Du hast es nicht gewusst?«, sagte ich.

»Nein.« Wieder sah er das Foto an. »Deine Mutter hat nichts

davon gesagt, his ...« Ich sah, wie sich seine Miene verdunkelte. Seine Frau, die ihr Leben an seiner Seite verbracht hatte, hatte ihm etwas vorenthalten. Und das tat weh.

»Da ist noch was«, sagte ich.

Er sah mich an.

»Ken hat in New Mexico gelebt.« Ich gab ihm einen kurzen Abriss von dem, was ich erfahren hatte. Dad hörte ruhig und gefasst zu, als hätte er seine Seefestigkeit zurückgewonnen.

Als ich fertig war, fragte Dad: »Wie lange lebt er schon da draußen?«

»Erst seit ein paar Monaten. Wieso?«

»Deine Mutter hat gesagt, er kommt zurück. Er kommt zurück, wenn er seine Unschuld bewiesen hat.«

Wir saßen schweigend da. Ich ließ meine Gedanken schweifen. Nehmen wir an, dachte ich, es ist ungefähr so gelaufen: Vor elf Jahren wurde Ken der Mord angehängt. Er ist abgehauen und hat im Ausland gelebt - im Untergrund oder so, wie sie in den Nachrichten erzählt haben. Jahre vergehen. Er kommt nach Hause.

Warum?

Um seine Unschuld zu beweisen, wie meine Mutter gesagt hatte? Das klang schon plausibel, aber warum jetzt? Ich wusste es nicht, doch aus welchem Grund auch immer, offenbar war Ken tatsächlich zurückgekommen - und der Schuss war nach hinten losgegangen. Irgendjemand hatte ihn entdeckt.

Wer?

Die Antwort schien auf der Hand zu liegen: Julies Mörder. Diese Person, ob Mann oder Frau, musste Ken zum Schweigen bringen. Und dann? Keine Ahnung. Es fehlten immer noch zu viele Puzzleteile.

»Dad?«

»Ja.«

»Hast du je daran gedacht, dass Ken noch am Leben sein könnte?«

Er ließ sich Zeit. »Es war leichter, zu glauben, dass er tot ist.«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage.«

Er sah in die Ferne. »Ken hat dich so geliebt, Will.«

Ich sagte nichts.

»Aber man konnte sich nicht hundertprozentig auf ihn verlassen.«

»Ich weiß«, sagte ich.

Er ließ das sacken. »Als Julie ermordet wurde«, sagte mein Vater, »da hat Ken schon in Schwierigkeiten gesteckt.«

»Wie meinst du das?«

»Er war nach Hause gekommen, um sich zu verstecken.«

»Vor wem?«

»Keine Ahnung.«

Ich dachte darüber nach. Wieder fiel mir ein, dass er vorher zwei Jahre lang nicht zu Hause gewesen war, und wie gereizt er gewirkt hatte, selbst als er sich nach Julie erkundigt hatte. Mir war bloß nicht klar gewesen, was das alles bedeutete.

Dad sagte: »Erinnerst du dich an Phil McGuane?«

Ich nickte. Kens alter Freund von der High School. Der »Anführer der Klasse«, der angeblich Verbindungen zur Mafia haben sollte. »Er soll in die Bonanno-Villa gezogen sein.«

»Das stimmt.«

In meiner Kindheit hatten die Bonannos, eine der berüchtigten alten Mafia-Familien, auf dem größten Landgut in Livingston gewohnt. Es war mit einem schweren, schmiedeeisernen Tor versperrt gewesen, und an der Zufahrt wachten zwei steinerne Löwen. Es ging das Gerücht - wie Sie vielleicht schon vermutet haben, ist die Gerüchteküche in Suburbia von zentraler Bedeutung -, dass auf dem Grundstück Leichen vergraben waren und man den Zaun unter Strom setzen konnte, und dass

Kinder, die durch das Gehölz hinter dem Haus schlichen, eine Kugel in den Kopf bekamen. Ich bezweifle stark, dass auch nur eins dieser Gerüchte der Wahrheit entspricht, aber im Alter von einundneunzig Jahren hatten sie den alten Bonanno dann doch noch verhaftet.

»Was ist mit ihm?«, fragte ich.

»Ken hatte irgendwas mit McGuane zu tun.«

»Was?«

»Mehr weiß ich auch nicht.«

Ich dachte an den Ghost. »Hat Asseita da auch mit drinsteckt?«

Mein Vater erstarrte. Plötzlich lag Angst in seinen Augen.
»Warum fragst du das?«

»Die drei waren auf der High School dicke Freunde«, fing ich an. Dann entschloss ich mich, auch den Rest zu erzählen. »Außerdem hab ich ihn neulich gesehen.«

»Asseita?«

»Ja.«

Er sprach leise. »Er ist wieder da?«

Ich nickte.

Dad schloss die Augen.

»Was ist?«

»Er ist gefährlich«, sagte mein Vater.

»Ich weiß.«

Er deutete auf mein Gesicht. »War er das?«

Gute Frage, dachte ich. »Naja, zumindest teilweise.«

»Teilweise?«

»Ist 'ne lange Geschichte, Dad.«

Wieder schloss er die Augen. Als er sie wieder öffnete, legte er mir die Hand auf den Oberschenkel und stand auf. »Komm, wir gehen heim«, sagte er.

Ich hatte noch mehr Fragen, wusste aber, dass dies nicht der

richtige Zeitpunkt war. Ich folgte ihm. Es fiel ihm nicht leicht, 1
die wackligen Stufen der Tribüne hinunterzukommen. Ich woll- <i
te ihn stützen. Er wehrte ab. Als wir auf dem Kiesboden ange- ;
kommen waren, drehten wir uns zum Weg um. Und dort stand, \
die Hände in den Taschen und milde lächelnd, der Ghost. |

Erst hielt ich ihn für ein Hirngespinnst und dachte, unser Ge- j
sprach hätte dieses Trugbild heraufbeschworen. Doch dann i
schnappte mein Vater nach Luft. Und ich hörte diese Stimme.

»Ach, wie rührend«, sagte der Ghost.

Mein Vater stellte sich vor mich, als wollte er mich abschir-]
men. »Was willst du?«, rief er.

Aber der Ghost lachte nur. »Hör zu, mein Sohn, als ich da- 3
1
mals im großen Spiel rausgeflogen bin, hab ich mehr als eine s
ganze Packung Schokoriegel gebraucht, bis es mir besser ging«, j
spottete er.

Wir blieben wie angewurzelt stehen. Der Ghost blickte zum
Himmel hinauf, schloss die Augen und atmete tief durch. »Ah,
die *Little League*.« Er senkte den Kopf und sah meinen Vater an.
»Erinnern Sie sich noch, wie mein Vater mal beim Spiel aufge-
taucht ist, Mr Klein?«

Mein Vater sah ihn mit entschlossener Miene an.

»Das war erste Sahne, Will. Echt. Ein Klassiker. Mein guter
alter Dad war so breit, dass er voll an die Snackbar gepisst hat.
Muss man sich mal vorstellen. Ich hab gedacht, Mrs Tansmore
fällt gleich tot um.« Er lachte herzlich. Es ging mir durch Mark
und Bein. Als er fertig war, ergänzte er: »Waren schöne Zeiten,
was?«

»Was willst du?«, fragte mein Vater noch einmal.

Aber der Ghost war ins Plaudern gekommen. Er ließ sich
nicht vom Thema abbringen. »Sagen Sie, Mr Klein, erinnern
Sie sich noch daran, wie Sie das All-Star-Team im Finale der
Landesmeisterschaft trainiert haben?«

Mein Vater sagte: »Ja, ich erinnere mich.«

»Ken und ich waren in der vierten Klasse, oder?«

Diesmal sagte mein Vater nichts.

Der Ghost fauchte: »Ach, Moment.« Das Lächeln verschwand von seinem Gesicht. »Das hätte ich fast vergessen. Die vierte Klasse hab ich ja verpasst, stimmt's? Und die fünfte auch. Ich war im Gefängnis, wissen Sie noch?«

»Du warst nie im Gefängnis«, sagte mein Vater.

»Stimmt, da haben Sie völlig Recht, Mr Klein. Man hat mich ...«, der Ghost malte mit den Fingern Anführungszeichen in die Luft, »eingewiesen. In eine Anstalt. Weißt du, was das heißt, Willie-Boy? Sie sperren ein Kind mit den verkommens-ten Kretins zusammen, die je ihren Fuß auf diesen elenden Planeten gesetzt haben. Es soll da zu einem besseren Menschen werden. Mein erster Zimmergenosse, Timmy, war Pyromane. Timmy hatte im zarten Alter von dreizehn Jahren seine Eltern umgebracht, indem er sie in Brand gesteckt hat. Eines Nachts hat er einem besoffenen Pfleger ein Streichholzheftchen gestohlen und mein Bett angezündet. Ich war drei Wochen lang in der medizinischen Abteilung. Fast hätte ich mich selbst in Brand gesetzt, weil ich nicht wieder zurück wollte.«

Ein Wagen fuhr die Meadowbrook Road entlang. Auf dem Rücksitz thronte ein kleiner Junge hoch in seinem Kindersitz. Es wat windstill. Die Bäume rührten sich nicht.

»Das ist lange her«, sagte mein Vater leise.

Die Augen des Ghost verengten sich, als dächte er intensiv über die Worte meines Vaters nach. Schließlich nickte er und sagte: »Ja, so ist es. Da haben Sie wohl Recht, Mr Klein. Und es war ja auch nicht so, dass es mir zu Hause besonders gut gegangen wäre. Was hatte ich überhaupt zu erwarten? Man konnte es fast als Segen für mich ansehen: Ich bin in Therapie gekommen, statt bei meinem Vater zu leben, der mich ständig geprügelt hat.«

Endlich begriff ich, dass er über Daniel Skinner sprach, der damals mit einem Küchenmesser erstochen worden war. Mir fiel allerdings zum ersten Mal auf - und auch das gab mir zu denken -, dass seine Geschichte stark an die der Kids erinnerte, die wir im Covenant House zu unterstützen versuchen: Misshandlung im Elternhaus, früher Kontakt zu Verbrechen, Psychose. Ich versuchte, den Ghost aus diesem Blickwinkel zu betrachten. Aber es funktionierte nicht. Er war kein Jugendlicher mehr. Ich weiß nicht, in welchem Alter ein Mensch diese Linie überschreitet, wann er vom Jugendlichen, der Hilfe braucht, zum Degenerierten wird, den man einsperren sollte. Ich weiß nicht einmal, ob das fair ist.

»Hey, Willie-Boy?«

Der Ghost versuchte, mir in die Augen zu sehen, doch mein Vater beugte sich zur Seite und schirmte mich so gegen seinen Blick ab. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn wissen zu lassen, dass ich damit klarkam.

»Was ist?«, fragte ich.

»Du weißt doch, dass ich später noch mal... «wieder die Anführungszeichen mit den Fingern, »... eingewiesen worden bin, oder?«

»Ja«, sagte ich.

»Ich war im letzten College-Jahr. Du im zweiten.«

»Ich weiß.«

»Die ganze Zeit, die ich da drin war, hat mich nur ein einziger Mensch besucht. Weißt du, wer das war?«

Ich nickte. Es war Julie gewesen.

»Absurd, findest du nicht auch?«

»Hast du sie umgebracht?«, fragte ich.

»Nur einer von uns hat Schuld auf sich geladen.«

Mein Vater trat wieder zwischen uns. »Das reicht«, sagte er. Ich trat zur Seite. »Was soll das heißen?«

»Du, Willie-Boy. Ich meine dich.«

Ich war verwirrt. »Was?«

»Das reicht«, wiederholte mein Vater.

»Du hättest um sie kämpfen müssen«, fuhr der Ghost fort.

»Du hättest sie beschützen sollen.«

Obwohl sie aus dem Munde dieses Irren kamen, bohrten sich die Worte wie ein Eispickel in meine Brust.

»Was willst du hier?«, fragte mein Vater.

»Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, Mr Klein? Ich weiß es selbst nicht genau.«

»Lass meine Familie in Ruhe. Wenn du jemanden willst, dann nimm mich.«

»Nein, Sir, Sie will ich nicht.« Er sah meinen Vater nachdenklich an, und ich spürte, wie sich in meiner Magengrube etwas zusammenzog. »Ich glaube, Sie gefallen mir so am besten.«

Der Ghost winkte noch kurz zum Abschied und ging Richtung Wald. Wir sahen ihm nach, wie er kleiner wurde und schließlich - wie es sich für einen Geist gehörte - verschwand. Wir blieben noch ein paar Minuten stehen. Ich hörte den hohlen, rasselnden Atem meines Vaters.

»Dad?«

Doch er hatte sich schon in Bewegung gesetzt. »Gehen wir nach Hause, Will.«

42

Mein Vater wollte nicht darüber sprechen.

Als wir wieder zu Hause waren, ging er ins Schlafzimmer, das er vierzig Jahre mit meiner Mutter geteilt hatte, und schloss die Tür hinter sich.

Es stürzte zu viel gleichzeitig auf mich ein. Ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen, doch es gelang mir nicht. Mein Gehirn drohte, ganz abzuschalten. Trotzdem wusste ich nicht genug. Noch nicht. Ich musste noch mehr herausbekommen.

Sheila.

Es gab eine Person, die vielleicht etwas Klarheit in das Rätsel bringen konnte, zu dem die Liebe meines Lebens geworden war. Also entschuldigte und verabschiedete ich mich und fuhr wieder nach Manhattan. Ich nahm die U-Bahn in die Bronx. Es wurde schon langsam dunkel, und ich befand mich nicht in der besten Gegend, aber einmal im Leben hatte ich das Gefühl, dass mir nichts Angst machen konnte.

Noch ehe ich klopfte, wurde die Tür einen Spaltbreit geöffnet. Die Sicherungskette war allerdings geschlossen. Tanya sagte: »Er schläft.«

»Ich will mit Ihnen reden«, sagte ich.

»Ich habe nichts zu sagen.«

»Sie waren bei der Trauerfeier.«

»Gehen Sie.«

»Bitte«, sagte ich. »Es ist wichtig.«

Tanya seufzte und löste die Kette. Ich schlüpfte hinein. In der Ecke brannte die schwache Lampe. Es war ziemlich düster. Als ich meinen Blick durch das absolut deprimierende Zimmer schweifen ließ, fragte ich mich, ob Tanya hier nicht genauso gefangen war wie Louis Castman. Ich sah sie an. Sie zuckte zurück, als könne mein Blick sie verbrennen.

»Wie lange wollen Sie ihn noch hier behalten?«, fragte ich.

»Ich mache keine Pläne«, sagte sie.

Tanya bot mir keinen Stuhl an. Wir standen einfach da und sahen uns an. Sie verschränkte die Arme und wartete.

»Warum waren Sie bei der Trauerfeier?«, fragte ich.

»Ich wollte ihr die letzte Ehre erweisen.«

»Sie kannten Sheila?«

»Ja.«

»Waren Sie mit ihr befreundet?«

Vielleicht lächelte Tanya. Ich konnte es nicht genau erkennen, weil ihr Gesicht so entstellt war, dass die Narben im Zickzack um ihren Mund herumliefen. »Nein, absolut nicht.«

»Warum sind Sie dann gekommen?«

Sie legte den Kopf schief. »Soll ich Ihnen was Komisches erzählen?«

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte, nickte dann aber.

»Das war seit sechzehn Monaten das erste Mal, dass ich die Wohnung verlassen habe.«

Ich wusste auch nicht, wie ich darauf antworten sollte, und sagte dann: »Schön, dass Sie da waren.«

Tanya sah mich argwöhnisch an. Abgesehen von ihrem Atem war es still im Zimmer.

Ich weiß nicht, was mit ihr nicht in Ordnung war und ob es mit der brutalen Misshandlung zusammenhing, aber jeder ihrer Atemzüge klang, als wäre ihre Kehle ein dünner Strohhalm, in dem noch ein paar Tropfen Flüssigkeit hingen.

Ich sagte: »Sagen Sie mir bitte, warum Sie gekommen sind.«

»Wie gesagt, ich wollte ihr die letzte Ehre erweisen.« Sie schwieg einen Moment lang. »Und ich dachte, ich könnte vielleicht helfen.«

»Helfen?«

Sie sah zur Tür von Louis Castmans Schlafzimmer hinüber. Ich folgte ihrem Blick. »Er hat mir erzählt, was Sie hier wollten. Ich dachte, ich könnte vielleicht noch ein paar Einzelheiten ergänzen.«

»Was hat er gesagt?«

»Dass Sie Sheila geliebt haben.« Tanya rückte näher an die

Lampe heran. Dann setzte sie sich und forderte mich mit einer Geste auf, es ihr gleichzutun. »Ist das wahr?«

»Ja.«

»Haben Sie sie ermordet?«, fragte Tanya.

Die Frage erschreckte mich. »Nein.«

Meine Antwort schien sie nicht zu überzeugen.

»Das kapier ich nicht«, sagte ich. »Sie wollten mir helfen?«

»Ja.«

»Und warum sind Sie dann gleich wieder verschwunden?«

»Sie wissen es immer noch nicht?«

Ich schüttelte den Kopf.

Sie sank auf dem Stuhl in sich zusammen und ließ die Hände in den Schoß fallen.

Dann fing sie an, den Oberkörper vor und zurück zu wiegen.

»Tanya?«

»Ich habe Ihren Namen gehört«, sagte sie.

»Was?«

»Sie haben gefragt, warum ich gegangen bin.« Sie hörte auf zu wiegen. »Das lag daran, dass ich Ihren Namen gehört habe.«

»Das kapier ich nicht.«

Wieder sah sie zur Tür. »Louis wusste nicht, wer Sie sind. Ich auch nicht - bis ich bei der Trauerfeier Ihren Namen gehört habe, als Squares von Ihrer Beziehung erzählt hat. Sie sind Will Klein.«

»Ja.«

»Und ...«, sie sprach jetzt so leise, dass ich mich zu ihr beugen musste, um sie zu verstehen, »... Sie sind Kens Bruder.«

Schweigen.

»Sie kennen meinen Bruder?«

»Wir sind uns mal begegnet. Vor langer Zeit.«

»Wie?«

»Über Sheila.« Sie setzte sich auf und sah mich an. Es war

seltsam. Man sagt, die Augen sind die Fenster der Seele. Das ist Quatsch. Tanyas Augen waren ganz normal. Darin waren keine Narben zu sehen, es gab keine Hinweise auf Verletzungen, keinen Widerschein ihrer Geschichte oder ihrer Qualen. »Louis hat Ihnen von einem großen Dealer erzählt, der sich um Sheila gekümmert hat.«

»Ja.«

»Das war Ihr Bruder.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich wollte schon weiter protestieren, wartete jedoch, als ich sah, dass sie noch mehr sagen wollte.

»Sheila hat nie in dieses Leben reingepasst. Sie war zu ehrgeizig. Ken und sie waren das perfekte Paar. Er hat sie in ein teures College in Connecticut eingeschleust. Eigentlich ging's aber vor allem darum, dass man da die Drogen besser verkaufen konnte. Wissen Sie, hier schlitzten die Leute sich gegenseitig auf, um einen guten Platz an einer Straßenecke zu bekommen. An einem schicken College für reiche Jugendliche kommt man leichter ans Geld.«

»Und Sie behaupten, mein Bruder war dafür verantwortlich?«

Sie fing wieder an, ihren Oberkörper vor und zurück zu wiegen. »Wollen Sie mir wirklich erzählen, dass Sie nichts davon gewusst haben?«

»Ja.«

»Ich dachte ...« Sie brach ab.

»Was?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich dachte.«

»Bitte«, sagte ich.

»Das ist seltsam. Erst ist Sheila mit Ihrem Bruder zusammen. Plötzlich taucht sie hier mit Ihnen wieder auf. Und Sie tun so, als hätten Sie nie was davon gehört.«

Wieder wusste ich nicht, was ich darauf sagen sollte. »Und was ist mit Sheila passiert?«

»Das wissen Sie besser als ich.«

»Nein, ich meine damals. Als sie aufs College gegangen ist.«

»Ich hab sie nicht wiedergesehen, seit sie von der Straße weg war. Am Anfang hat sie noch ein paar Mal angerufen. Damit hat sie dann auch aufgehört. Aber Ken war nur mit größter Vorsicht zu genießen. Sie und Squares wirkten ja ganz nett. Als hätte Sheila dann doch noch irgendwie Glück gehabt. Aber als ich Ihren Namen gehört habe ...« Sie zuckte die Achseln.

»Sagt Ihnen der Name Carly irgendwas?«, fragte ich.

»Nein. Sollte er?«

»Haben Sie gewusst, dass Sheila eine Tochter hat?«

Tanya fing wieder an, sich vor und zurück zu wiegen. Ihre Stimme klang gequält. »O Gott.«

»Haben Sie das gewusst?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein.«

Ich ließ nicht ab. »Kennen Sie einen Philip McGuane?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. »Nein.«

»Was ist mit John Asseita? Oder Julie Miller?«

»Nein«, sagte sie hastig. »Die kenne ich alle nicht.« Sie stand auf und wandte sich von mir ab. »Ich hatte gehofft, sie sei da rausgekommen«, sagte sie.

»Ist sie auch«, sagte ich. »Für kurze Zeit.«

Ihre Schultern sanken herab. Das Atmen schien ihr noch schwerer zu fallen. »Sie hatte ein besseres Ende verdient.«

Dann ging Tanya zur Wohnungstür. Ich folgte ihr nicht. Ich blickte zu Louis Castmans Zimmer hinüber. Wieder konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass es hier zwei Gefangene gab. Tanya blieb stehen. Ich spürte, dass sie mich ansah. Ich drehte mich zu ihr um.

»Man kann das operieren«, sagte ich zu ihr. »Squares hat Kontakte. Wir können Ihnen helfen.«

»Nein, danke.«

»Sie können doch nicht den Rest Ihres Lebens mit Rache verbringen.«

Sie versuchte zu lächeln. »Sie meinen, es geht mir darum?« Sie zeigte auf ihr entstelltes Gesicht. »Sie glauben, ich behalte ihn deshalb hier?«

Wieder war ich verwirrt.

Tanya schüttelte den Kopf. »Hat er Ihnen erzählt, wie er Sheila angeheuert hat?«

Ich nickte.

»Er tut immer so, als hätte er das alles alleine gemacht. Er erzählt von seinen schicken Klamotten und den cleveren Sprüchen. Aber die meisten Mädchen, sogar die, die gerade erst aus dem Bus gestiegen sind, haben Angst, alleine mit einem Mann mitzugehen. Eigentlich war der Unterschied nämlich nur der, dass Louis nicht allein war. Er hatte eine Begleiterin. Die hat ihm geholfen, seine Deals abzuschließen. Durch sie haben sich die Mädchen sicher gefühlt.«

Sie wartete. Ihre Augen waren trocken. Ein Zittern begann tief in mir und erfasste langsam meinen ganzen Körper. Tanya ging zur Tür. Sie öffnete sie für mich. Ich ging und kam nie wieder.

43

Auf meiner Mailbox waren zwei Nachrichten. Die erste stammte von Edna Rogers, Sheilas Mutter. Ihr Tonfall war steif und unpersönlich. Sie teilte mir mit, dass die Beerdigung in zwei Tagen in einer Kapelle in Mason, Idaho, stattfinden sollte. Mrs Rogers gab Zeit und Adressen durch und beschrieb mir den Weg von Boise aus. Ich speicherte die Nachricht.

Die zweite Nachricht war von Yvonne Sterno. Ich sollte sie unbedingt sofort zurückrufen. Aus ihrer Stimme sprach kaum verhohlene Aufregung, und das beunruhigte mich. Ich überlegte, ob sie womöglich herausbekommen hatte, wer Owen Enfield wirklich war - und falls ja, ob das gut oder schlecht war.

Yvonne war schon nach dem ersten Klingeln am Apparat.

»Was gibt's?«, fragte ich.

»Das ist 'ne ganz große Sache, Will.«

»Ich höre.«

»Hätte uns gleich auffallen müssen.«

»Was denn?«

»Wenn man alles zusammennimmt. Ein Typ unter falschem Namen. Das große Interesse des FBI. Die ganze Geheimniskrämerei. Eine abgelegene Kleinstadt. Können Sie mir folgen?«

»Nein, nicht so recht.«

»Cripco war der Schlüssel«, redete sie weiter. »Wie gesagt, das ist eine Briefkastenfirma. Also hab ich mich ein bisschen umgehört. Eigentlich geben die sich gar keine so große Mühe, sich zu verstecken. Die Tarnung ist nicht sehr sorgfältig aufgebaut. Die denken wohl, wenn jemand den Typen sieht, dann erkennt er ihn oder eben nicht. Da fängt keiner an, die Lebensgeschichte zu überprüfen.«

»Yvonne?«, sagte ich.

»Ja?«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.«

»Cripco, die Firma, auf die das Haus und das Auto laufen, kann man zum U.S. Marshal's Office zurückverfolgen.«

Wieder drehte sich alles in meinem Kopf. Ich ließ es zu, und aus dem undurchsichtigen Dunkel tauchte eine strahlende Hoffnung auf. »Moment«, sagte ich. »Heißt das, Owen Enfield ist ein Undercover-Agent?«

»Nein, glaub ich nicht. Was soll er denn in Stonepointe rausfinden - ob jemand beim Romme schummelt?«

»Was dann?«

»Das U.S. Marshal's Office - nicht das FBI - ist für das Zeugenschutzprogramm zuständig.«

Noch verwirrender. »Das heißt also, dass Owen Enfield ...?«

»Dass die Regierung ihn hier untergebracht hat, ja. Die haben ihm eine neue Identität verschafft. Der Schlüssel ist, wie gesagt, dass sie sich nicht besonders viel Mühe geben. Das wissen viele nicht. Manchmal stellen sie sich sogar richtig blöd an. Mein Gewährsmann bei der Zeitung hat mir von einem schwarzen Drogendealer aus Baltimore erzählt, den sie in einen blütenweißen Vorort von Chicago gesteckt haben. Der totale Reinform. So war das hier nicht, aber wenn, sagen wir mal, Gotti nach Sammy the Bull suchen würde, dann erkennen die ihn entweder sowieso auf den ersten Blick, oder eben nicht. Sie spionieren dem nicht erst lange hinterher, weil sie hundertprozentig sicher sein wollen. Können Sie mir folgen?«

»Ich denke schon.«

»Also, ich glaube, das ist so gelaufen: Owen Enfield war kein Unschuldslamm. Das gilt für die meisten im Zeugenschutzprogramm. Er lebt also in diesem Programm, und aus irgendeinem Grund bringt er die zwei Typen um und haut ab. Das FBI will nicht, dass sich das rumspricht. Stellen Sie sich vor, wie peinlich das wäre - die Regierung macht einen Deal mit irgendwem, und der legt rechts und links Leute um. Schlechte Presse ohne Ende, klar?«

Ich sagte nichts.

»Will?«

»Ja.«

Eine Gesprächspause entstand. »Sie verschweigen mir was, oder?«

Ich überlegte, was ich tun sollte.

»Na kommen Sie«, sagte sie. »Eine Hand wäscht die andere, schon vergessen? Wie du mir, so ich dir.«

Ich weiß nicht, was ich gesagt hätte - ob ich ihr gesagt hätte, dass mein Bruder und Owen Enfield ein und dieselbe Person waren, ob ich zu dem Schluss gekommen wäre, dass es besser war, die ganze Sache an die Öffentlichkeit zu bringen, anstatt sie unter Verschluss zu halten -, doch mir wurde die Entscheidung abgenommen. Ich hörte ein Klicken, und dann war die Leitung tot.

Es klopfte energisch an der Tür.

»FBI. Aufmachen.«

Ich erkannte die Stimme. Es war die von Claudia Fisher. Ich griff zum Türknauf, drehte ihn und wurde fast über den Haufen gerannt. Fisher stürmte mit gezogener Waffe herein. Sie befahl mir, die Hände zu heben. Ihr Partner Darryl Wilcox begleitete sie. Beide waren bleich und sahen erschöpft aus, fast sogar ein bisschen erschrocken.

»Was ist denn jetzt los?«, fragte ich.

»Hände hoch! Sofort!«

Ich tat wie geheißen. Sie zog ihre Handschellen, hielt dann jedoch inne, als habe sie sich eines Besseren besonnen. Ihre Stimme beruhigte sich unvermittelt. »Kommen Sie freiwillig mit?«, fragte sie.

Ich nickte.

»Na dann mal los.«

44

Ich sträubte mich nicht. Ich forderte sie nicht auf, die Karten auf den Tisch zu legen, ich verlangte nicht, meinen Anwalt anrufen zu dürfen, ich tat nichts dergleichen. Ich fragte nicht mal,

wohin wir fuhren. Ich wusste, dass in diesem kritischen Augenblick jeder Protest entweder überflüssig oder gar schädlich war.

Pistillo hatte mich gewarnt. Er hatte mich sogar für ein Verbrechen festnehmen lassen, das ich nicht begangen hatte. Er hatte gedroht, mir zur Not etwas anzuhängen. Und ich hatte trotzdem nicht nachgegeben. Ich wunderte mich, wo ich plötzlich den Mut hernahm, und stellte fest, dass ich einfach nichts mehr zu verlieren hatte. Vielleicht ist das mit dem Mut immer so - man hat einfach den Punkt überschritten, wo man sich noch einen Dreck um irgendetwas schert. Sheila und meine Mutter waren tot. Mein Bruder war für mich verloren. Wenn man einen Mann in die Enge treibt - sogar einen Schwächling wie mich -, dann kommt das Tier zum Vorschein.

Wir parkten vor einer Häuserzeile in Fair Lawn, New Jersey. Überall sah ich das Gleiche: ordentliche Vorgärten, überladene Blumenbeete, rostige, ehemals weiße Gartenmöbel. Gartenschläuche schlängelten sich durch das Gras zu Rasensprengern, die in tragem Nebel hin und her schwangen. Wir näherten uns einem Haus, das genauso aussah wie die anderen. Fisher drehte am Türknauf. Es war nicht abgeschlossen. Sie führten mich durch ein Zimmer mit rosa Sofa und einer Fernsehtruhe. Darauf standen Fotos von zwei Jungen. Die Bilder waren chronologisch angeordnet: Das erste zeigte zwei Kleinkinder, auf dem letzten küssten zwei Teenager im Anzug die Wangen einer Frau, die vermutlich ihre Mutter war.

Zur Küche ging es durch eine Schwingtür. Pistillo saß mit einem Glas Eistee am Resopaltisch. Die Frau von dem Foto, die mutmaßliche Mutter, stand an der Küchenspüle. Fisher und Wilcox verschwanden. Ich blieb stehen.

»Sie haben an meinem Telefon eine Fangschaltung angebracht«, sagte ich.

Pistillo schüttelte den Kopf. »Mit einer Fangschaltung kriegt

man nur raus, wo ein Anruf herkommt. Wir verwenden Abhörgeräte. Und damit es keine Klagen gibt, haben wir dafür einen Gerichtsbeschluss.«

»Was wollen Sie von mir?«, fragte ich.

»Das, was ich schon seit elf Jahren will«, sagte er. »Ihren Bruder.«

Die Frau an der Spüle drehte den Wasserhahn auf. Sie spülte ein Glas aus. An der Kühlschranktür waren mit Magneten noch weitere Fotos angebracht; manche zeigten die Frau, manche Pistillo oder andere Kinder, aber auf den meisten waren die beiden Jungs. Es waren neuere Bilder - am Strand, im Garten und so was.

Pistillo sagte: »Maria?«

Die Frau stellte das Wasser ab und wandte sich zu ihm.

»Maria, das ist Will Klein. Will, Maria.«

Die Frau - ich nahm an, dass es sich um Pistillos Frau handelte - trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch ab. Ihr Händedruck war fest.

»Sehr erfreut«, sagte sie übertrieben förmlich.

Ich murmelte irgendetwas und nickte, und als Pistillo mir ein Zeichen gab, setzte ich mich auf einen Metallstuhl mit PVC-Bezug.

»Möchten Sie was trinken, Mr Klein?«, fragte Maria.

»Nein danke.«

Pistillo hob sein Glas Eistee. »Hammerzeug. Probieren Sie doch ein Glas.«

Maria ließ nicht locker. Schließlich akzeptierte ich den Eistee, damit wir endlich vorankamen. Sie schenkte mir in aller Ruhe ein Glas ein und stellte es vor mir ab. Ich bedankte mich und versuchte zu lächeln. Sie wollte das Lächeln erwidern, ihres fiel aber noch halbherziger aus als meins.

Sie sagte: »Ich warte nebenan, Joe.«

»Danke, Maria.«

Sie stieß die Schwingtür auf.

»Das ist meine Schwester«, sagte er, den Blick weiter auf die Tür gerichtet, durch die sie verschwunden war. Er deutete auf die Fotos am Kühlschrank. »Das sind ihre beiden Söhne. Vic junior ist achtzehn, Jack sechzehn.«

»Mhm.« Ich legte die gefalteten Hände auf den Tisch. »Sie haben mein Telefon angezapft.«

»Ja.«

»Dann wissen Sie ja, dass ich keine Ahnung habe, wo mein Bruder ist.«

Er nippte an seinem Eistee. »Allerdings.« Er starrte immer noch den Kühlschrank an und forderte mich mit einer Kopfbewegung auf, es ihm gleichzutun. »Fehlt auf diesen Bildern irgendwas?«

»Ich habe wirklich keine Lust auf Spielchen, Pistillo.«

»Ich auch nicht. Aber schauen Sie mal genau hin. Was fehlt da?«

Ich brauchte nicht hinzusehen, weil ich es schon wusste. »Der Vater.«

Er schnippte mit den Fingern und deutete auf mich wie ein Gameshow-Moderator. »Gleich beim ersten Versuch«, sagte er. »Beeindruckend.«

»Was soll das?«

»Meine Schwester hat vor zwölf Jahren ihren Mann verloren. Die Jungs, na ja, das können Sie auch selbst ausrechnen. Sie waren sechs und vier. Maria hat sie allein großgezogen. Ich habe geholfen, wo ich konnte, aber ein Onkel kann natürlich nicht den Vater ersetzen.«

Ich sagte nichts.

»Er hieß Victor Dober. Sagt Ihnen der Name irgendwas?«

»Nein.«

»Vic wurde ermordet. Zwei Kopfschüsse, quasi eine Hinrichtung.« Er trank seinen Eistee aus und setzte hinzu: »Ihr Bruder war dabei.«

Mein Herz machte einen Sprung. Pistillo stand auf, ohne meine Reaktion abzuwarten.

»Meine Blase wird es bereuen, aber ich trink noch ein Glas. Möchten Sie auch noch was, Will, wo ich schon stehe?«

Ich versuchte, den Schock zu verarbeiten. »Wie meinen Sie das, mein Bruder war dabei?«

Aber jetzt ließ Pistillo sich Zeit. Er öffnete den Gefrierschrank, nahm den Eiswürfelbehälter heraus und klopfte ihn über der Spüle aus. Die Eiswürfel klapperten auf das Porzellan. Er fischte ein paar heraus und füllte sein Glas. »Erst müssen Sie mir was versprechen.«

»Was?«

»Es geht um Katy Miller.«

»Was ist mit ihr?«

»Sie ist fast noch ein Kind.«

»Weiß ich.«

»Das Ganze ist verdammt gefährlich. Das sieht sogar ein Blinder mit 'nem Krückstock. Ich will nicht, dass ihr noch mal was zustößt.«

»Ich auch nicht.«

»Dann sind wir uns ja einig«, sagte er. »Versprechen Sie's mir, Will. Versprechen Sie mir, dass Sie sie da nicht mehr mit reinziehen.«

Ich sah ihn an und wusste, dass dieser Punkt nicht zur Diskussion stand. »Okay«, sagte ich. »Sie ist raus.«

Er sah mir prüfend ins Gesicht und suchte nach Anzeichen für eine Lüge, doch er hatte einfach Recht. Katy hatte bereits einen enormen Preis bezahlt. Ich wusste nicht, ob ich damit klargekommen wäre, wenn man ihr noch mehr abverlangte.

»Was war jetzt mit meinem Bruder?«, fragte ich.

Pistillo hatte sich seinen Eistee eingekauft und setzte sich wieder. Er sah erst auf den Tisch und hob dann den Blick. »Die Zeitungen berichten von den großen Verhaftungen«, setzte Pistillo an. »Sie schreiben, wie wir auf dem Fulton Fish Market aufgeräumt haben. Die Fernsehnachrichten zeigen, wie lauter alte Männer abgeführt werden, und man denkt sich: Die Zeiten sind vorbei. Die Mafia ist Geschichte. Die Cops haben gewonnen.«

Meine Kehle fühlte sich mit einem Mal trocken und sandig an, als wollte sie sich ganz und gar zuschnüren. Ich trank einen großen Schluck aus meinem Glas. Der Tee war zu süß.

»Kennen Sie sich mit Darwin aus?«, fragte er.

Ich hielt das für eine rhetorische Frage, aber er wartete auf eine Antwort. Ich sagte: »Nur der Stärkste überlebt und so.«

»Nicht der Stärkste«, sagte er. »Das ist die aktuelle Auslegung, und die ist falsch. Die Idee ist nicht, dass die Stärksten überleben, sondern die Anpassungsfähigsten. Verstehen Sie den Unterschied?«

Ich nickte.

»Die Gerisseneren haben sich also angepasst. Sie haben ihre Geschäfte aus Manhattan anderswohin verlagert. Sie haben die Drogen zum Beispiel in den Vororten verkauft, wo die Konkurrenz nicht so groß war. Und was die Korruption angeht, haben sie sich auf die Städte in New Jersey konzentriert. Camden zum Beispiel. Drei der letzten fünf Bürgermeister wurden wegen irgendwas verurteilt. In Atlantic City, ach, da können Sie doch nicht mal die Straße überqueren, ohne irgendwem Schmiergeld zu zahlen. Newark und der ganze Blödsinn mit der Wiederbelebung der Innenstädte. Wiederbelebung heißt Geld. Geld heißt Korruption und Bestechung.«

Ich rutschte auf meinem Stuhl herum. »Hat die Geschichte auch eine Pointe, Pistillo?«

»Ja, allerdings, Sie Arschloch.« Sein Gesicht rötete sich. Seine Miene blieb ungerührt, doch das kostete ihn offenbar einiges an Selbstbeherrschung. »Mein Schwager - der Vater dieser Jungs - wollte diese Drecksäcke von der Straße schaffen. Er hat undercover gearbeitet. Jemand hat das herausgefunden. Und am Ende waren er und sein Partner tot.«

»Und Sie meinen, mein Bruder hatte was damit zu tun?«

»Allerdings.«

»Können Sie das beweisen?«

»Mehr als das.« Pistillo lächelte. »Ihr Bruder hat gestanden.«

Ich zuckte zurück, als hätte er nach mir geschlagen. Ich schüttelte den Kopf. Ganz ruhig. Ich rief mir ins Gedächtnis, dass Pistillo jedes Mittel recht war. Hatte er mir nicht erst gestern Abend was anhängen wollen?

»Aber ich greife vor, Will. Und ich will nicht, dass Sie einen falschen Eindruck bekommen. Wir glauben nicht, dass Ihr Bruder jemanden umgebracht hat.«

Wieder fuhr ich zusammen. »Aber Sie haben doch gerade eben ...«

Er hob die Hand. »Lassen Sie mich zu Ende erzählen.«

Pistillo stand wieder auf. Er brauchte die Zeit. Das war unübersehbar. Seine Miene war erstaunlich unbeteiligt, ja gelassen, aber nur, weil er seine Wut unterdrückte. Ich fragte mich, wie lange er das durchhalten würde. Ich fragte mich, wie oft es ihm nicht gelang und er Zornesausbrüche bekam, wenn er seine Schwester ansah.

»Ihr Bruder hat für Philip McGuane gearbeitet. Den kennen Sie ja wohl.«

Ich ließ mir nichts anmerken. »Und weiter?«

»McGuane ist noch gefährlicher als Ihr Kumpel Asseita, vor allem, weil er klüger ist. Die OCID hält ihn für eins der höchsten Tiere an der Ostküste.«

»OCID?«

»Organized Crime Investigation Division, die Abteilung für Organisiertes Verbrechen«, sagte er. »McGuane hat schon in jungen Jahren vorhergesehen, was die Zukunft bringen würde. In puncto Anpassungsfähigkeit ist der Mann der perfekte Überlebenskünstler. Ich erspare Ihnen die Details über den aktuellen Stand der Dinge im Organisierten Verbrechen - die neuen Russen, die Triaden, die Chinesen, die Italiener. McGuane war der Konkurrenz immer zwei Schritte voraus. Mit dreiundzwanzig war er schon Boss. Er hat sämtliche Klassiker im Angebot - Drogen, Prostitution, Wucherkredite aber seine Spezialität sind Korruption, Bestechung und die Verlagerung der Drogengeschäfte in Gegenden mit weniger Konkurrenz, außerhalb von New York City.«

Ich musste an das denken, was Tanya über Sheila und Haver-ton College gesagt hatte.

»McGuane hat meinen Schwager und seinen Partner Curtis Angler umbringen lassen. Ihr Bruder hing da mit drin. Wir haben ihn verhaftet, aber wegen weniger gravierender Anklagepunkte.«

»Wann?«

»Sechs Monate vor dem Mord an Julie Miller.«

»Wieso hab ich das nie erfahren?«

»Weil Ken Ihnen nichts davon erzählt hat. Und weil wir nicht Ihren Bruder wollten. Wir wollten McGuane. Also haben wir ihn umgedreht.«

»Umgedreht?«

»Wir haben ihm für seine Mitarbeit Straffreiheit versprochen.«

»Sie wollten, dass er gegen McGuane aussagt?«

»Nicht nur das. McGuane war vorsichtig. Unsere Beweise reichten nicht aus, um ihn für den Mord hinter Gitter zu brin-

gen. Wir brauchten einen Informanten. Also haben wir ihn verkabelt und wieder hingeschickt.«

»Heißt das, Ken hat undercover für Sie gearbeitet?«

Pistillos Augen funkelten unbarmherzig. »Stellen Sie sich das bloß nicht zu glamourös vor«, sagte er bissig. »Ihr nichtsnutziger Bruder war kein Gesetzeshüter. Er war bloß ein mieser Typ, der seine eigene Haut retten wollte.«

Ich nickte und erinnerte mich daran, dass das alles gelogen sein konnte. »Und weiter?«, sagte ich.

Er drehte sich um und nahm einen Keks von der Arbeitsplatte. Er kaute gemächlich und spülte ihn mit Eistee herunter. »Wir wissen nicht genau, was dann passiert ist. Ich kann Ihnen nur erzählen, wie wir es uns vorstellen.«

»Okay.«

»McGuane hat das Ganze spitzgekriegt. Eins müssen Sie wissen: McGuane ist ein brutales Arschloch. Für ihn ist es eine ganz normale Entscheidung, ob er jemanden umbringen lässt, so wie wir uns überlegen würden, ob wir durch den Lincoln- oder den Holland-Tunnel fahren. Es geht nur darum, was praktischer ist. Er fühlt dabei nichts.«

Jetzt wusste ich, worauf er hinauswollte. »Und wenn McGuane rausgekriegt hätte, dass Ken zum Informanten geworden ist ...«

»Dann wäre es aus mit ihm gewesen«, vollendete er meinen Satz. »Ihr Bruder kannte das Risiko. Wir haben ihn im Auge behalten, aber eines Nachts ist er einfach abgehauen.«

»Weil McGuane davon erfahren hat?«

»Glauben wir jedenfalls. Dann ist er bei Ihnen zu Hause aufgetaucht. Warum, wissen wir nicht. Wir nehmen an, er hat das für ein sicheres Versteck gehalten, vor allem, weil McGuane nie auf die Idee gekommen wäre, dass er seine Familie in Gefahr bringt.«

»Und dann?«

»Sie können sich inzwischen wahrscheinlich schon denken, dass Asseita auch für McGuane gearbeitet hat.«

»Wenn Sie es sagen«, sagte ich.

Er ging nicht darauf ein. »Für Asseita stand auch einiges auf dem Spiel. Sie haben Laura Emerson erwähnt, die auch in der Studentinnenverbindung war und ermordet wurde. Wir wissen von Ihrem Bruder, dass Asseita sie umgebracht hat. Sie wurde erdrosselt, das ist Asseltas bevorzugte Hinrichtungsmethode. Ken zufolge war Laura Emerson hinter die Drogengeschäfte in Haverton gekommen und hatte vor, die Polizei einzuschalten.«

Ich verzog das Gesicht. »Und deswegen haben sie sie umgebracht?«

»Ja, deswegen haben sie sie umgebtacht. Was dachten Sie denn, dass die ihr ein Eis kaufen? Das sind Monster, Will. Geht das endlich in Ihren Dickschädel?«

Ich dachte daran, wie Phil McGuane damals zum Risiko-Spielen zu uns gekommen war. Er hatte immer gewonnen. Er war ruhig und aufmerksam gewesen, man musste unwillkürlich an stille Wasser denken. Ich glaube, er war Klassensprecher. Er hatte mich beeindruckt. Der Ghost war offensichtlich psychotisch. Dem traute ich alles zu. Aber McGuane?

»Irgendwie haben die rausgekriegt, wo sich Ihr Bruder versteckt hielt. Vielleicht hat der Ghost Julie vom College aus nach Hause verfolgt, das wissen wir nicht. Jedenfalls hat er Ihren Bruder bei den Millers erwischt. Unserer Ansicht nach wollte er beide umbringen. Sie sagen, Sie haben in der Nacht dort jemanden gesehen. Das glauben wir Ihnen. Wir gehen davon aus, dass es sich dabei um Asseita handelte. Seine Fingerabdrücke wurden am Tatort gefunden. Ken ist bei dem Angriff verwundet worden - daher das Blut -, dann aber irgendwie entkommen. Der Ghost ist mit Julie Millers Leiche zurückgeblieben.

ben. Was ist da am naheliegendsten? Man inszeniert es so, dass es aussieht, als wäre Ken der Mörder gewesen. Wie hätte man ihn besser in Verrufbringen oder aus dem Land treiben sollen?»

Er hielt inne und machte sich über den nächsten Keks her. Er mied meinen Blick. Ich wusste, dass er womöglich log, doch die Geschichte klang wahr. Ich versuchte, mich zu beruhigen und das Erzählte zu verdauen. Ich behielt ihn im Auge. Er sah nur auf seinen Keks. Jetzt musste ich gegen die Wut ankämpfen.

»Sie haben also die ganze Zeit gewusst ...«, ich hielt inne, schluckte, setzte neu an, »... Sie haben die ganze Zeit gewusst, dass Ken Julie nicht umgebracht hat.«

»Nein, das kann man nicht sagen.«

»Aber Sie haben doch eben ...«

»Das ist eine Vermutung, Will. Wir nehmen an, dass es so gewesen ist. Genauso gut kann er sie umgebracht haben.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht.«

»Erzählen Sie mir nicht, was ich glaube.«

»Was hätte denn Kens Motiv sein sollen?«

»Ihr Bruder war ein Verbrecher. Machen Sie sich da nichts vor.«

»Das ist kein Motiv.« Ich schüttelte den Kopf. »Was sollte das? Wenn Sie davon ausgingen, dass Ken sie nicht umgebracht hat, warum haben Sie dann immer darauf beharrt?«

Er antwortete nicht. Aber das war wohl auch gar nicht nötig. Plötzlich lag die Antwort auf der Hand. Ich sah zum Kühlschrank mit den Fotos hinüber. Sie erklärten vieles.

»Weil Sie Ken um jeden Preis wieder in die Finger kriegen wollten«, beantwortete ich meine eigene Frage. »Ken war der Einzige, der Ihnen McGuane ans Messer liefern konnte. Wenn Ihr Kronzeuge abgetaucht wäre, hätte das kaum jemand gekümmert. Die Presse hätte nicht darüber berichtet. Es wäre keine Großfahndung angelaufen. Aber wenn Ken eine junge Frau im

Kelter ihres Ekernhauses ermordet hat - die Schattenseite der Vororte -, dann bringt das ein gewaltiges Medienecho. Und Sie dachten, die Schlagzeilen würden ihm das Untertauchen erschweren.«

Er betrachtete weiter seine Hände.

»So war's doch, oder?«

Pistillo wandte den Blick langsam zu mir. »Ihr Bruder hatte eine Abmachung mit uns«, sagte er kalt. »Durch seine Flucht hat er sie gebrochen.«

»Und deshalb durften Sie lügen?«

»Deshalb durften wir ihn mit allen Mitteln verfolgen.«

Ich zitterte regelrecht. »Und seine Familie vor die Hunde gehen lassen?«

»Das können Sie mir nicht anhängen.«

»Wissen Sie, was Sie uns angetan haben?«

»Wissen Sie was, Will? Das ist mir scheißegal. Sie glauben, Sie hätten gelitten? Sehen Sie meiner Schwester in die Augen. Gucken Sie sich ihre Söhne an.«

»Deshalb ist es noch lange nicht richtig ...«

Er schlug auf den Tisch. »Erzählen Sie mir nicht, was richtig und was falsch ist. Meine Schwester war ein unschuldiges Opfer.«

»Meine Mutter auch.«

»Nein!« Wieder schlug er auf den Tisch, diesmal mit der Faust, und zeigte mit dem Finger auf mich. »Da gibt's einen Riesenunterschied, das dürfen Sie ruhig mal kapieren. Vic war ein Cop und wurde ermordet. Er hatte keine Wahl. Er konnte nicht verhindern, dass seine Familie leidet. Ihr Bruder dagegen hat beschlossen, abzuhaufen. Das war seine Entscheidung. Wenn Ihre Familie darunter gelitten hat, ist das seine Schuld.«

»Aber er ist Ihretwegen geflohen«, sagte ich. »Jemand wollte ihn umbringen - und Sie haben noch eins drauf gesetzt und

ihm weisgemacht, dass er wegen Mordes gesucht wird. Sie haben ihn dazu gezwungen. Sie haben ihn in den Untergrund getrieben.«

»Das war seine Entscheidung, nicht meine.«

»Sie wollten Ihrer Familie helfen und haben meine dafür geopfert.«

Pistillo verlor die Fassung und stieß sein Glas um. Der Eistee spritzte mir aufs Hemd. Das Glas fiel zu Boden und zerbrach. Er stand auf und sah auf mich herab. »Vergleichen Sie Ihre Familie nicht mit dem, was meine Schwester durchgemacht hat. Wagen Sie das ja nicht.«

Ich hielt seinem Blick stand. Es wäre zwecklos gewesen, mit ihm zu streiten - und ich wusste immer noch nicht, ob er die Wahrheit sagte oder sie für seine eigenen Zwecke zurechtbog. Auf jeden Fall wollte ich mehr herausfinden. Es hatte keinen Sinn, ihn gegen mich aufzubringen. Diese Geschichte ging noch weiter. Er war noch nicht fertig. Es gab noch zu viele offene Fragen.

Die Tür wurde geöffnet. Claudia Fisher steckte den Kopf herein, um zu sehen, was los war. Pistillo hob die Hand und bedeutete ihr, dass alles in Ordnung sei. Er setzte sich wieder. Fisher wartete einen Moment und ließ uns dann allein.

Pistillo atmete immer noch schwer.

»Und was war dann?«, fragte ich ihn.

Er sah auf. »Das können Sie sich nicht denken?«

»Nein.«

»Eigentlich bloß ein Glückstreffer. Einer unserer Agenten hat in Stockholm Urlaub gemacht. Reiner Zufall.«

»Wovon reden Sie?«

»Unser Agent«, sagte er. »Er hat Ihren Bruder auf der Straße gesehen.«

Ich blinzelte. »Moment mal. Wann war das?«

Pistillo rechnete kurz nach. »Vor vier Monaten.«

Ich war immer noch verwirrt. »Und Ken ist entkommen?«

»Ach was. Der Agent ist kein Risiko eingegangen. Er hat ihn gleich an Ort und Stelle festgesetzt.«

Pistillo faltete die Hände und beugte sich zu mir. »Wir haben ihn geschnappt«, sagte er. Seine Stimme war kaum lauter als ein Flüstern. »Wir haben Ihren Bruder erwischt und zurückgebracht.«

45

Philip McGuane schenkte Kognak ein.

Die Leiche von Cromwell, dem jungen Anwalt, war beseitigt. Joshua Ford lag wie ein Bärenfell vor dem Kamin. Er lebte und war sogar bei Bewusstsein, doch er rührte sich nicht.

McGuane reichte dem Ghost einen Schwenker. Die beiden Männer nahmen nebeneinander Platz. McGuane trank einen großen Schluck. Der Ghost umfasste sein Glas mit beiden Händen und lächelte.

»Was?«, fragte McGuane.

»Ausgezeichneter Kognak.«

»Ja.«

Der Ghost starrte seinen Drink an. »Ich musste nur gerade dran denken, wie wir immer im Wald hinter Riker Hill abgehungen und das billigste Bier getrunken haben, das wir kriegen konnten. Weißt du noch, Philip?«

»Schlitz und Old Milwaukee«, sagte McGuane.

»Genau.«

»Ken hatte einen Freund bei *Economy Wine and Liquor*. Der wollte nie einen Ausweis sehen.«

»Schöne Zeiten«, sagte der Ghost.

»Das hier -«, McGuane hob sein Glas, «... ist noch besser.«

»Findest du?« Der Ghost nippte. Er schloss die Augen und schluckte. »Kennst du die Philosophie, dass sich die Welt mit jeder Entscheidung, die man trifft, in Paralleluniversen spaltet?«

»Kenne ich.«

»Ich frage mich oft, ob es wohl welche gibt, in denen was anderes aus uns geworden ist - oder umgekehrt, ob wir auf jeden Fall hier gelandet wären?«

McGuane grinste. »Du wirst mir doch kein Weichei werden, John?«

»Unwahrscheinlich«, sagte der Ghost. »Aber in ehrlichen Momenten komme ich nicht um die Frage herum, ob es so ausgehen musste.«

»Du quälst gerne Menschen, John.«

»Stimmt.«

»Und zwar schon immer.«

Der Ghost überlegte. »Nein, nicht immer. Aber die wichtigere Frage ist natürlich, warum?«

»Warum du gern Menschen quälst?«

»Nicht nur das Quälen. Ich bringe sie gern auf schmerzhafteste Weise um. Ich erdrossle sie, weil das ein scheußlicher Tod ist. Keine schnelle Kugel. Kein plötzlicher Messerstich. Man kämpft buchstäblich um den letzten Atemzug. Man spürt, wie einem der lebensnotwendige Sauerstoff vorenthalten wird. Das mache ich, ich bin ganz nahe dran und sehe ihnen zu, wenn sie vergeblich um ihren letzten Atemzug kämpfen.«

»Ts, ts.« McGuane stellte sein Glas ab. »Auf Partys bist du bestimmt 'ne echte Stimmungskanone, John.«

»Auf jeden Fall«, nickte der Ghost. Dann wurde er wieder ernst und fragte: »Aber wieso macht mich das an, Philip? Was ist mit mir los, mit meinem moralischen Kompass, dass ich mich am lebendigsten fühle, wenn ich jemandem die Luft abdrücke?«

»Du willst doch hoffentlich nicht deinem Daddy die Schuld in die Schuhe schieben, John?«

»Nein, das wäre zu einfach.« Er stellte seinen Drink ab und wandte sich McGuane zu. »Hättest du mich umgebracht, Philip? Wenn ich die beiden Männer am Friedhof nicht abgeräumt hätte, hättest du mich dann umbringen lassen?«

McGuane entschied sich für die Wahrheit. »Weiß ich nicht«, sagte er. »Wahrscheinlich.«

»Und du bist mein bester Freund«, sagte der Ghost.

»Und du wahrscheinlich meiner.«

Der Ghost lächelte. »Wir waren schon nicht schlecht, oder, Philip?« McGuane antwortete nicht.

»Ich kenne Ken, seit ich vier bin«, fuhr der Ghost fort. »Seine Eltern hatten alle Kinder der Umgebung gewarnt, dass sie sich von unserem Haus fern halten sollten. Die Asseltas sind kein guter Umgang, hieß es. Weißt du ja.«

»Weiß ich«, sagte McGuane.

»Aber für Ken sind wir dadurch erst interessant geworden. Er hat immer gern in unserm Haus rumgeschnüffelt. Ich weiß noch, wie er die Waffe von meinem Alten gefunden hat. Ich glaub, da waren wir sechs. Ich weiß noch, wie ich sie in der Hand gehalten hab. Dieses Machtgefühl. Das hat uns hypnotisiert. Wir haben Richard Werner damit erschreckt - ich glaube, den kennst du nicht, er ist in der dritten Klasse weggezogen. Wir haben ihn mal entführt und gefesselt. Er hat geflennt und sich in die Hosen gepisst.«

»Und du warst begeistert.«

Der Ghost nickte langsam. »Schon möglich.«

»Eine Frage«, sagte McGuane.

»Ja?«

»Wenn dein Vater eine Knarre hatte, warum hast du dann bei Daniel Skinner ein Küchenmesser genommen?«

Der Ghost schüttelte den Kopf. »Darüber will ich nicht reden.«

»Hast du auch noch nie getan.«

»Stimmt.«

»Wieso nicht?«

Er beantwortete die Frage nicht direkt. »Mein Alter hat rausgefunden, dass wir mit der Waffe gespielt haben«, sagte er. »Er hat mir 'ne ordentliche Tracht Prügel verpasst.«

»Hat er das öfter gemacht?«

»Ja.«

»Wolltest du dich je an ihm rächen?«, fragte McGuane.

»An meinem Vater? Nein. Er war so eine jämmerliche Figur, dass ich ihn nicht hassen konnte. Er ist nie drüber weggekommen, dass meine Mutter uns verlassen hat. Er hat immer gedacht, sie kommt irgendwann zurück. Er hat sich darauf vorbereitet. Wenn er besoffen war, hat er allein auf dem Sofa gesessen und mit ihr geredet und gelacht, und dann hat er angefangen zu weinen. Sie hat ihm das Herz gebrochen. Ich hab Männer gequält, Philip. Ich habe Männer gesehen, die um den Tod gebettelt haben. Aber ich glaube nicht, dass ich schon mal so was Jämmerliches gehört habe wie meinen Vater, als er um meine Mutter geweint hat.«

Auf dem Fußboden stöhnte Joshua Ford. Sie beachteten ihn nicht.

»Was macht dein Vater jetzt?«, fragte McGuane.

»Er lebt in Cheyenne, in Wyoming. Ist inzwischen trocken. Hat 'ne nette Frau gefunden. Jetzt ist er ein religiöser Spinner. Hat den Alkohol gegen Gott eingetauscht - eine Sucht gegen die nächste.«

»Habt ihr noch Kontakt?«

Der Ghost sagte leise: »Nein.«

Sie tranken schweigend.

»Und du, Philip? Du warst nicht arm. Deine Eltern haben dich nicht misshandelt.«

»Die waren halt, wie Eltern so sind«, gab McGuane zu.

»Ich weiß, dass dein Onkel mit der Mafia zu tun hatte. Er hat dich ins Geschäft gebracht. Aber du hättest auch anständig werden können. Warum bist du's nicht geworden?«

McGuane kicherte.

»Was?«

»Wir sind unterschiedlicher, als ich dachte.«

»Nämlich?«

»Dir tut's Leid«, sagte McGuane. »Du tust es, es macht dich an, du kannst es gut. Aber du halst dich für böse.« Unvermittelt setzte er sich auf. »Mein Gott.«

»Was?«

»Du bist gefährlicher, als ich dachte, John.«

»Wieso?«

»Du bist gar nicht wegen Ken zurückgekommen«, sagte McGuane. »Du bist wegen der Kleinen hier, oder?«

Der Ghost nahm einen tiefen Schluck. Er zog es vor, nicht zu antworten.

»Deine Wahlmöglichkeiten und Paralleluniversen von vorhin«, fuhr McGuane fort. »Du glaubst, wenn Ken in der Nacht gestorben wäre, wäre alles anders gekommen.«

»Auf jeden Fall wäre es ein Paralleluniversum«, sagte der Ghost.

»Aber womöglich kein besseres«, entgegnete McGuane. Dann hakte er nach: »Und was jetzt?«

»Wir brauchen Will. Er ist der Einzige, der Ken anlocken kann.«

»Er wird uns nicht helfen.«

Der Ghost runzelte die Stirn. »Das müsstest du doch besser wissen.«

»Sein Vater?«, fragte McGuane.

»Nein.«

»Seine Schwester?«

»Die ist zu weit weg«, sagte der Ghost.

»Aber du hast eine Idee?«

»Überleg mal«, sagte der Ghost.

McGuane überlegte. Und als er die Lösung erfasste, ging ein Lächeln über sein Gesicht. »Katy Miller.«

46

Pistillo behielt mich im Auge und wartete auf meine Reaktion, nachdem er die Bombe hatte platzen lassen. Aber ich erholte mich schnell. Vielleicht fügte sich langsam doch eins zum anderen.

»Sie haben meinen Bruder festgenommen?«

»Ja.«

»Und Sie haben ihn in die USA ausliefern lassen?«

»Ja.«

»Und wieso stand nichts davon in der Zeitung?«, fragte ich.

»Wir haben's nicht öffentlich gemacht«, sagte Pistillo.

»Weil Sie Angst hatten, dass McGuane dahinter kommt?«

»In erster Linie, ja.«

»Und weswegen sonst noch?«

Er schüttelte den Kopf.

»Sie wollten McGuane immer noch drankriegen«, sagte ich.

»Ja.«

»Und mein Bruder konnte ihn immer noch ans Messer liefern.«

»Er konnte uns helfen.«

»Also haben Sie eine neue Abmachung getroffen.«

»Eigentlich haben wir die alte nur wieder in Kraft gesetzt.«

Der Nebel lichtete sich. »Und Sie haben ihn ins Zeugen-schutzprogramm aufgenommen?«

Pistillo nickte. »Ursprünglich hatten wir ihn in einem Hotel in Schutzhaft. Aber das Material Ihres Bruders war inzwischen zum Großteil veraltet. Er konnte immer noch als Kronzeuge auftreten - wahrscheinlich unser wichtigster Zeuge -, aber wir brauchten mehr Zeit. Wir konnten ihn nicht ewig in dem Hotel festhalten, und er wollte auch nicht bleiben. Ken hat sich einen teuren Anwalt genommen und wir sind zu einer Übereinkunft gekommen. Wir haben ihn in New Mexico untergebracht. Er musste sich täglich bei einem Agenten melden. Wir wollten ihn in den Zeugenstand rufen, wenn es so weit war. Wenn er irgendwie gegen die Abmachung verstoßen hätte, hätten wir die früheren Anklagepunkte wieder herausgeholt, einschließlich des Mordes an Julie Miller.«

»Und was ist schiefgegangen?«

»McGuane hat davon erfahren.«

»Wie?«

»Wissen wir nicht. Vielleicht ein Leck. Jedenfalls hat McGuane zwei Handlanger geschickt, die Ihren Bruder umbringen sollten.«

»Die beiden Toten in dem Haus«, sagte ich.

»Ja.«

»Wer hat sie umgebracht?«

»Wahrscheinlich Ihr Bruder. Sie haben ihn unterschätzt. Er hat sie getötet und ist wieder geflohen.«

»Und jetzt wollen Sie Ken zurück.«

Sein Blick schweifte zu den Fotos an der Kühlschranktür.

»Ja.«

»Ich weiß aber nicht, wo er ist.«

»Das ist mir inzwischen auch klar. Vielleicht haben wir uns

da vergriffen. Kann schon sein. Aber wir brauchen Ken. Wir werden ihn beschützen, ihn rund um die Uhr bewachen, in einem sicheren Haus unterbringen, alles, was er will. Das ist das Zuckerbrot. Die Peitsche ist, dass es von seiner Mitarbeit abhängt, ob er eine Gefängnisstrafe krieget.«

»Und was wollen Sie von mir?«

»Früher oder später wird er sich bei Ihnen melden.«

»Wieso sind Sie sich da so sicher?«

Er seufzte und starrte sein Glas an.

»Wieso sind Sie sich so sicher?«, fragte ich noch mal.

»Weil«, sagte Pistillo, »Ken bereits bei Ihnen angerufen hat.«

Ein Bleiklumpen formte sich in meiner Brust.

»Jemand hat zweimal von einem öffentlichen Telefon nicht weit vom Haus Ihres Bruders in Albuquerque Ihren Anschluss angerufen«, fuhr er fort. »Einmal ungefähr eine Woche, bevor die beiden Handlanger umgebracht wurden. Und dann noch mal gleich danach.«

Ich war nicht so schockiert, wie man hätte meinen sollen. Womöglich passte endlich alles zusammen, auch wenn es mir nicht gefiel.

»Sie wussten nichts von den Anrufen, oder, Will?«

Ich schluckte und überlegte, wer außer mir ans Telefon gegangen sein konnte, wenn Ken tatsächlich angerufen hatte.

Sheila.

»Nein«, sagte ich. »Ich wusste nichts davon.«

Er nickte. »Das konnten wir anfangs, als wir uns an Sie gewendet haben, nicht wissen. Es lag nahe, dass Sie ans Telefon gegangen waren.«

Ich sah ihn an. »Wie passt Sheila Rogers da rein?«

»Wir haben ihre Fingerabdrücke am Tatort gefunden.«

»Das weiß ich.«

»Eine Frage, Will. Wir wussten, dass Ihr Bruder bei Ihnen an-

gerufen hatte. Wir wussten, dass Ihre Freundin in Kens Haus in New Mexico gewesen ist. Was hätten Sie an unserer Stelle daraus geschlossen?«

»Dass ich auch was damit zu tun hatte.«

»Genau. Wir dachten, Sheila wäre Ihr Mittelsmann oder so, und Sie hätten Ihrem Bruder geholfen. Und als Ken auf und davon ist, haben wir angenommen, dass Sie beide wissen, wo er steckt.«

»Aber jetzt wissen Sie's besser.«

»Richtig.«

»Und was vermuten Sie jetzt?«

»Das Gleiche wie Sie, Will.« Er sprach leise und ich hörte - verdammt noch mal - Mitleid in seiner Stimme. »Dass Sheila Rogers Sie benutzt hat. Dass sie für McGuane gearbeitet hat. Dass sie ihm den Tipp gegeben hat, wo er Ihren Bruder finden kann. Und dass McGuane sie hat umbringen lassen, als der Anschlag missglückt ist.«

Sheila. Ihr Verrat traf mich bis ins Mark. Wenn ich sie jetzt verteidigen wollte, wenn ich glauben wollte, dass ich für sie nicht nur ein nützlicher Idiot gewesen war, dann bedeutete das, dass ich beide Augen fest vor der Wahrheit verschließen musste.

Man musste schon naiver sein als Pollyanna und eine fest angewachsene rosarote Brille tragen, wenn man die Wahrheit nicht erkennen wollte.

»Will, ich sage Ihnen das alles aus Sorge, dass Sie gerade was Dummes tun wollten.«

»Mich an die Presse wenden zum Beispiel«, sagte ich.

»Ja - und weil ich möchte, dass Sie uns verstehen. Es gibt zwei Möglichkeiten für Ihren Bruder. Entweder McGuane und der Ghost finden ihn und bringen ihn um, oder wir finden und schützen ihn.«

»Genau«, sagte ich. »Und das haben Sie bisher ja auch super hingekriegt.«

»Wir sind immer noch seine beste Karte«, entgegnete er. »Und glauben Sie bloß nicht, für McGuane sei mit Ihrem Bruder Schluss. Glauben Sie wirklich, dass der Angriff auf Katy Miller ein Zufall war? Es ist in jeder Hinsicht zu Ihrem Besten, wenn Sie mit uns kooperieren.«

Ich sagte nichts. Ich konnte ihm nicht trauen. Das war mir klar. Ich konnte niemandem trauen. Das hatte ich kapiert. Aber Pistillo war besonders gefährlich. Er hatte elf Jahre lang das hoffnungslose Gesicht seiner Schwester vor sich gehabt. So etwas macht einen fertig. Ich kannte mich aus mit Wünschen, die solche Ausmaße annehmen, dass sie einem den Blick auf die Realität verstellen. Pistillo hatte unmissverständlich klar gemacht, dass ihn nichts davon abhalten würde, McGuane hinter Schloss und Riegel zu bringen. Er würde meinen Bruder opfern. Er hatte mich ins Gefängnis stecken lassen. Und vor allem hatte er meine Familie zerstört. Ich dachte an meine Schwester, die nach Seattle geflohen war. Ich dachte an meine Mutter, an das Sunny-Lächeln, und mir ging auf, dass der Mann, der mir gegenüber saß, dieser Mann, der behauptete, die letzte Rettung für meinen Bruder zu sein, dieses Lächeln ausgelöscht hatte. Er hatte meine Mutter umgebracht - mir konnte keiner erzählen, dass es zwischen dem Krebs und dem, was sie durchgemacht hatte, keinen Zusammenhang gab, dass ihr Immunsystem nicht auch ein Opfer dieser furchtbaren Nacht war -, und jetzt sollte ich ihm helfen.

Ich wusste nicht, wie viel davon gelogen war. Doch ich beschloss, ungerührt zurückzulügen. »Ich helfe Ihnen«, sagte ich.

»Gut«, sagte er. »Ich Sorge dafür, dass die Anklagen gegen Sie umgehend fallen gelassen werden.«

Ich bedankte mich nicht.

»Wir fahren Sie zurück, wenn Sie möchten.«

Ich hätte gern abgelehnt, wollte jedoch kein Misstrauen erwecken. Er wollte mich reinlegen, na gut, das konnte ich auch versuchen. Also willigte ich ein. Als ich aufstand, sagte er: »Ich habe gehört, dass Sheila bald beerdigt wird.«

»Ja.«

»Jetzt, wo Sie nicht mehr unter Anklage stehen, können Sie natürlich verreisen, wohin Sie wollen.«

Ich sagte nichts.

»Fahren Sie hin?«

Diesmal sagte ich die Wahrheit. »Ich weiß es nicht.«

47

Ich konnte nicht zu Hause bleiben und aufwer weiß was warten, also ging ich am nächsten Morgen zur Arbeit. Es war komisch. Ich hatte gedacht, ich würde nur im Weg herumstehen, aber das tat ich gar nicht. Ich betrat das Covenant House - und kann die Erfahrung nur mit einem Sportler vergleichen, der sein »Wettkampfgesicht« aufsetzt, wenn er die Arena betritt. Für diese Kids, sagte ich mir, ist mein Bestes gerade gut genug. Das ist natürlich ein Klischee; ich fand es allerdings überzeugend und ging zufrieden in meiner Arbeit auf.

Natürlich kamen die Leute zu mir und kondolierten. Und natürlich war Sheilas Geist überall. Es gab nur wenige Stellen im Gebäude, die mich nicht an sie erinnerten. Aber ich kam damit klar. Das soll nicht heißen, dass ich sie vergessen hatte oder nicht mehr herausfinden wollte, wo mein Bruder war, wer Sheila ermordet hatte oder was aus ihrer Tochter Carly geworden war. Das alles war noch präsent. Heute konnte ich jedoch nicht viel

tun. Ich hatte bei Katy im Krankenhaus angerufen, doch die Anrufe wurden immer noch abgeblockt. Squares hatte eine Detektei beauftragt, in den Computern der Fluggesellschaften nach Sheilas Pseudonym Donna White zu suchen, aber bisher war nichts dabei herausgekommen. Also wartete ich.

Ich meldete mich freiwillig für die nächtliche Arbeit im Bus. Squares kam mit - ich hatte ihn schon auf den neuesten Stand gebracht -, und gemeinsam verschwanden wir in der Dunkelheit. Hell erleuchtet standen die Straßenkinder im Dunkelblau der Nacht. Ihre Gesichter waren glatt, faltenlos und geschmeidig. Wenn man erwachsene Penner sieht, Bag-Ladys, Männer mit Einkaufswagen, Menschen, die in Pappkartons liegen oder mit Pappbechern in der Hand um Kleingeld betteln, weiß man, dass sie obdachlos sind. Die Halbwüchsigen jedoch, die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen, die vor Misshandlungen in die Arme der Sucht, der Prostitution oder des Wahns fliehen, fallen weniger auf. Bei Halbwüchsigen sieht man nicht, ob sie obdachlos sind oder einfach nur unterwegs.

Auch wenn man oft das Gegenteil hört, ist es nicht so einfach, die Notlage erwachsener Obdachloser zu ignorieren. Sie ist zu offensichtlich. Man kann den Blick abwenden, weitergehen und sich ins Gedächtnis rufen, dass sie doch nur Schnaps oder Drogen kaufen, wenn man nachgibt und ihnen einen Dollar oder ein bisschen Kleingeld schenkt. Man kann sich beliebig viele Rationalisierungen zurechtlegen, aber der eigentliche Akt, die Tatsache, dass man gerade an einem Not leidenden Menschen vorbeigelaufen ist, lässt einen nicht kalt. Es bleibt immer ein kleiner Stich. Unsere Kids dagegen sind vollkommen unsichtbar. Sie verschmelzen nahtlos mit der Nacht. Sie kann man folgenlos vernachlässigen.

Musik dröhnte, irgendetwas mit einem fetten Latin-Beat. Squares reichte mir einen Stapel Telefonkarten zum Verteilen.

Wir verschwanden in eine Kaschemme an der Avenue A, die als Heroinumschlagsplatz bekannt war, und begannen unsere alte Leier abzuziehen. Wir schwatzten, wir überredeten und wir hörten zu. Ich sah die leeren Augen. Ich sah, wie sie sich kratzten, weil sie meinten, sie hätten Insekten unter der Haut. Ich sah die Einstichstellen und die tief liegenden Venen.

Um vier Uhr morgens saß ich wieder neben Squares im Bus. In den letzten paar Stunden hatten wir nicht miteinander gesprochen. Er sah aus dem Fenster. Die Kids waren immer noch da. Es wurden immer mehr, als würden sie aus den Lücken zwischen den Backsteinen herauskriechen.

»Wir müssen zur Beerdigung«, sagte Squares.

Ich traute meiner Stimme nicht genug, um etwas zu erwidern.

»Hast du sie mal hier draußen gesehen?«, fragte er. »Ihr Gesicht, wenn sie mit den Kids gearbeitet hat?«

Allerdings. Und ich wusste, was er meinte.

»Das kann man nicht vortäuschen, Will.«

»Würd ich gern glauben«, sagte ich.

»Wie hast du dich gefühlt, wenn Sheila bei dir war?«

»Ich war der glücklichste Mensch der Welt«, antwortete ich.

Er nickte. »Auch das kann man nicht vortäuschen.«

»Und wie erklärst du dir das Ganze dann?«

»Gar nicht.« Squares legte den Gang ein und fuhr auf die Straße. »Aber wir denken einfach zu viel. Vielleicht müssen wir einfach mal auf unser Herz hören.«

Ich runzelte die Stirn. »Klingt gut, aber ich weiß nicht so recht, was das heißen soll.«

»Dann vielleicht so: Wir erweisen der Sheila, die wir gekannt haben, die letzte Ehre.«

»Auch wenn es bloß eine Lüge war?«

»Auch dann. Aber vielleicht erfahren wir ja sogar etwas. Etwas, das uns hilft, zu verstehen, was hier passiert ist.«

»Hattest du nicht gesagt, dass uns das, was wir rausfinden, womöglich nicht gefallen wird?«

»Hey, stimmt.« Squares wackelte mit den Brauen. »Mann, bin ich gut.«

Ich lächelte.

»Das sind wir ihr schuldig, Will. Ihrem Andenken.«

Da hatte er Recht. Letztlich ging es ums Abschiednehmen. Ich brauchte Antworten. Vielleicht konnte mir auf der Beerdigung jemand welche geben - oder die Beerdigung an sich, das Begräbnis meiner falschen Geliebten, könnte die Heilung befördern. Das hielt ich zwar für unwahrscheinlich, doch ich war bereit, alles zu versuchen.

»Außerdem müssen wir auch an Carly denken.« Squares deutete aus dem Fenster. »Jugendliche retten. Dafür sind wir doch da, oder?«

Ich wandte mich zu ihm. »Genau«, sagte ich. Und dann: »Apropos Kinder.«

Ich wartete. Seine Augen konnte ich nicht sehen - er trug oft nachts eine Sonnenbrille, wie in dem alten Song von Corey Hart -, aber er packte das Lenkrad fester.

»Squares?«

Er sagte knapp: »Wir reden über Sheila und dich.«

»Das ist Vergangenheit. Egal, was wir rauskriegen, es lässt sich nicht mehr ändern.«

»Immer hübsch eins nach dem anderen, okay?«

»Nein, nicht okay«, sagte ich. »Diese Sache mit der Freundschaft ist eigentlich keine Einbahnstraße.«

Er schüttelte den Kopf. Wir schwiegen. Ich sah ihm weiter ins pockennarbige, unrasierte Gesicht. Das Tattoo wirkte irgendwie dunkler. Er biss sich auf die Unterlippe.

Nach einiger Zeit sagte er: »Ich hab Wanda nie was davon erzählt.«

»Dass du ein Kind hast?«

»Einen Sohn«, sagte Squares leise.

»Und wo ist er jetzt?«

Er nahm eine Hand vom Steuer und kratzte sich im Gesicht. Seine Hand zitterte. »Er lag schon unter der Erde, als er noch keine vier Jahre alt war.«

Ich schloss die Augen.

»Er hieß Michael. Damals wollte ich nichts mit ihm zu tun haben. Ich hab ihn nur zweimal gesehen. Ich hab ihn mit seiner Mutter allein gelassen, einem siebzehnjährigen Junkie, der man keinen Hund anvertraut hätte. Als er drei war, ist sie völlig stoned in einen Sattelschlepper gefahren. Beide waren sofort tot. Ich weiß bis heute nicht, ob es Selbstmord war.«

»Es tut mir so Leid«, sagte ich matt.

»Michael wäre jetzt einundzwanzig.«

Hilflos suchte ich nach Worten. Mir fiel nichts ein, aber ich probierte es trotzdem. »Das ist lange her«, sagte ich. »Du warst noch ein halbes Kind.«

»Nicht rationalisieren, Will.«

»Tu ich doch gar nicht. Ich meine ja nur ...«, ich hatte keine Ahnung, wie ich es sagen sollte, »... wenn ich ein Kind bekäme, würde ich dich bitten, sein Pate zu werden. Ich würde dich zum Vormund machen, für den Fall, dass mir was passiert. Nicht aus Freundschaft oder Loyalität. Aus reinem Egoismus. Meinem Kind zuliebe.«

Er fuhr weiter. »Es gibt Sachen, die kann man sich nie verzeihen.«

»Du hast ihn nicht umgebracht, Squares.«

»Klar, ich bin total unschuldig.«

Wir hielten an einer Ampel. Er schaltete das Radio ein. Ein Infomercial pries eine Wunderdiättable an. Er schaltete wieder aus. Er beugte sich vor und legte die Unterarme aufs Lenkrad.

»Wenn ich die Kids da draußen sehe, will ich sie retten. Ich denke immer, wenn ich genug von denen rette ... ich weiß auch nicht ... dass das für Michael irgendwas ändert. Dass ich ihn vielleicht nachträglich irgendwie retten kann.« Er nahm die Sonnenbrille ab. Seine Stimme wurde härter. »Aber ich weiß genau - und zwar schon immer -, dass ich machen kann, was ich will, ich bin es trotzdem nicht wert, dass man mich rettet.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich versuchte, mir etwas Tröstliches, etwas Erhellendes einfallen zu lassen, oder wenigstens etwas, womit ich ihn ablenken konnte, aber es kam nichts durch. Mir gingen nur ein paar abgedroschene Banalitäten durch den Kopf. Wie die meisten Tragödien erklärte diese vieles und sagte einem doch nichts über den Menschen an sich.

Am Ende sagte ich nur: »Das stimmt nicht.«

Er setzte die Sonnenbrille wieder auf und schaute auf die Straße. Ich sah, wie er sich wieder einigelte.

Ich beschloss, nicht nachzugeben. »Du sagst, wir sollen zur Beerdigung, weil wir Sheila was schuldig sind. Und was ist mit Wanda?«

»Will?«

»Ja.«

»Ich glaube, ich will nicht mehr darüber reden.«

48

Der Morgenflug nach Boise verlief ohne besondere Vorkommnisse. Wir flogen von LaGuardia ab, einem Flughafen, der durchaus noch schlechter sein könnte, wozu es allerdings eines drastischen Eingriffs höherer Gewalt bedürfte. Ich hatte wie üblich einen Sitz in der Economy Class hinter einer kleinen alten Dame, die ihre Rückenlehne unbedingt während des gesamten

Fluges auf meine Knie drücken musste. Der Anblick grauer Haarfollikel und bleicher Kopfhaut - ihr Kopf lag praktisch in meinem Schoß - half, mich abzulenken.

Squares saß rechts neben mir. Er las einen Artikel über sich selbst im *Yoga Journal*. Ab und zu nickte er beifällig und sagte: »Nur zu wahr. So bin ich.« Das machte er nur, um mich zu ärgern. Deshalb war er auch mein bester Freund.

Ich hatte mich im Griff, bis das Schild **WILLKOMMEN IN MASON, IDAHO** in Sicht kam. Squares hatte einen Buick Skylark gemietet. Wir verfuhrten uns zweimal. Selbst hier in der Provinz dominierten riesige Einkaufszentren die Landschaft. Alle bekannten Mega-Supermärkte waren vertreten - Chef Central, Home Depot, Old Navy - und vereinten das Land in überdimensionierter Monotonie.

Die Kapelle war klein, weiß und gänzlich unspektakulär. Ich erkannte Edna Rogers. Sie stand alleine draußen und rauchte eine Zigarette. Squares hielt an. Mein Magen zog sich zusammen. Ich stieg aus. Das Gras war braun verbrannt. Edna Rogers sah zu uns herüber. Sie fixierte mich und stieß eine lange Rauchwolke aus.

Ich ging auf sie zu. Squares blieb an meiner Seite. Ich fühlte mich hohl und ganz weit weg. Sheilas Beerdigung. Wir waren hier, um Sheila zu beerdigen. Der Gedanke lief immer wieder durch, wie das Bild bei einem defekten alten Fernsehapparat.

Edna Rogers zog weiter an ihrer Zigarette; ihr Blick war hart, ihre Augen trocken. »Ich wusste nicht, ob Sie kommen«, sagte sie.

»Ich bin hier.«

»Haben Sie irgendwas über Carly erfahren?«

»Nein«, sagte ich, was nicht ganz stimmte. »Und Sie?«

Sie schüttelte den Kopf. »Die Polizei interessiert sich nicht

besonders dafür. Sie sagen, nichts weist darauf hin, dass Sheila je ein Kind gehabt hat. Wahrscheinlich glauben die nicht mal, dass es sie überhaupt gibt.«

An den Rest kann ich mich nur vage erinnern, als wäre es im Schnellvorlauf vonstatten gegangen. Squares unterbrach unser Gespräch und kondolierte. Andere Trauernde kamen auf uns zu. Es waren hauptsächlich Männer in dunklen Anzügen. Beim Zuhören stellte ich fest, dass die meisten mit Sheilas Vater zusammen in einer Firma arbeiteten, die automatische Garagentoröffner herstellte. Das kam mir merkwürdig vor, doch ich wusste in diesem Moment nicht, warum. Ich schüttelte noch mehr Hände und vergaß alle Namen sofort wieder. Sheilas Vater war ein großer, gut aussehender Mann. Er umarmte mich kräftig zur Begrüßung und ging dann zu seinen Kollegen. Sheila hatte einen Bruder und eine Schwester, beide jünger als sie, beide mürrisch und geistesabwesend.

Wir warteten draußen vor der Kapelle, als fürchteten wir uns vor dem Beginn der Zeremonie. Die Trauergemeinde hatte sich in mehrere Grüppchen unterteilt. Die jüngeren Leute blieben bei Sheilas Geschwistern. Die Männer in Anzügen und mit breiten Krawatten standen im Halbkreis um Sheilas Vater herum, hatten die Hände in die Taschen gesteckt und unterhielten sich nickend. Die Frauen drängten sich an der Tür zusammen.

Squares wurde angestarrt, doch das war er gewöhnt. Er hatte immer noch die staubigen Jeans an, trug dazu allerdings einen blauen Blazer und eine graue Krawatte. Er hätte ja einen Anzug angezogen, sagte er lächelnd, aber dann hätte Sheila ihn niemals erkannt.

Schließlich bewegten sich die Trauernden langsam in die kleine Kapelle. Ich war überrascht, wie gut die Beerdigung besucht war, aber alle, mit denen ich sprach, waren der Familie

wegen gekommen, nicht wegen Sheila. Sie hatte sie schon vor langer Zeit verlassen. Edna Rogers schob sich neben mich und hakte ihren Arm unter meinen. Sie sah zu mir auf und rang sich ein tapferes Lächeln ab. Ich wurde nach wie vor nicht schlau aus ihr.

Wir gingen als Letzte in die Kapelle. Es wurde geflüstert, wie »gut« Sheila aussah, wie »lebensecht«, einen Kommentar, den ich schon immer ausgesprochen gruselig gefunden habe. Ich bin kein religiöser Mensch, aber ich finde es ganz gut, wie wir Anhänger des jüdischen Glaubens mit den Toten umgehen - wir bringen sie schnell unter die Erde. Bei uns gibt es keine offenen Särge.

Ich mag offene Särge nicht.

Ich mag sie aus den nahe liegenden Gründen nicht. Einen toten Menschen anzusehen, einen, aus dem der Lebensfunke gewichen ist und dem die Körperflüssigkeiten abgesaugt wurden, der einbalsamiert, hübsch angezogen und aufwendig geschminkt wurde, so dass er aussieht wie eine Gestalt aus Madame Tussaud's Wachsfigurenkabinett oder, noch schlimmer, so »lebensecht«, dass man fast damit rechnet, dass er noch atmet oder sich plötzlich aufsetzt, ist mir natürlich ganz und gar nicht geheuer. Aber nicht nur das - was für ein letztes Bild behalten die Hinterbliebenen von einer Leiche im Kopf, die präsentiert wird wie ein Lachs? Wollte ich Sheila in Erinnerung behalten, wie sie mit geschlossenen Augen auf weichen Polstern - wieso waren Särge immer so gut gepolstert? - in einer luftdicht versiegelten Kiste aus feinstem Mahagoni lag? Als ich mich mit Edna Rogers ans Ende der Schlange stellte - wir standen tatsächlich Schlange, um diese leere Hülle zu besichtigen -, bedrückten mich diese Gedanken immer mehr.

Doch es gab kein Entkommen. Edna drückte meinen Arm etwas zu fest. Sie bekam weiche Knie, als wir uns näherten. Ich

stützte sie. Sie lächelte mich erneut an, und diesmal meinte ich, echte Wärme in ihrem Lächeln zu erkennen.

»Ich habe sie geliebt«, flüsterte sie. »Eine Mutter hört nie auf, ihr Kind zu lieben.«

Ich nickte, da ich mich nicht zu sprechen traute. Wir gingen einen Schritt weiter; das Ganze unterschied sich nicht sehr von der Prozedur beim Boarding in dieses blöde Flugzeug. Halb erwartete ich eine Durchsage: »Trauernde ab Reihe 25 können jetzt die Leiche betrachten.« Ein alberner Gedanke, doch ich ließ meinen Geist schweifen. Hauptsache, es lenkte mich ab.

Squares stand hinter uns, er war der Letzte in der Reihe. Ich hatte den Blick abgewandt, aber während wir uns näherten, klopfte wieder diese törichte Hoffnung an meine Brust. Ich glaube, das ist nicht ungewöhnlich. Sogar bei der Beerdigung meiner Mutter war es mir so ergangen - die Vorstellung, dass alles irgendwie ein Irrtum war, eine Verwechslung kosmischen Ausmaßes, dass ich in den Sarg hinabsehen und ihn leer vorfinden würde, oder dass es nicht Sheila war, die darin lag. Vielleicht zogen manche Leute deshalb offene Särge vor. Sicherheit. Sehen heißt akzeptieren. Ich war bei meiner Mutter gewesen, als sie starb. Ich hatte mit angesehen, wie sie ihren letzten Atemzug tat. Und trotzdem war ich versucht gewesen, in den Sarg zu schauen, um ganz sicherzugehen, für den Fall, dass Gott sich anders entschieden hatte.

Ich glaube, das geht vielen Hinterbliebenen so. Verleugnung gehört zum Trauern. Man hofft wider alle Vernunft. So wie ich jetzt. Ich feilschte mit einer Macht, an die ich eigentlich gar nicht glaube, ich betete um ein Wunder - dass die Fingerabdrücke, das FBI, Mr und Mrs Rogers und die ganzen Freunde und Verwandten irgendwie alle falsch lagen, dass Sheila lebte, dass man sie nicht ermordet und an den Straßenrand geworfen hatte.

Doch so war es natürlich nicht.

Jedenfalls nicht genau so.

Als Edna Rogers und ich neben dem Sarg standen, überwand ich mich und sah hinein. Und dann brach mir der Boden unter den Füßen weg. Ich befand mich im freien Fall.

»Das haben sie schön gemacht, finden Sie nicht?«, flüsterte Mrs Rogers.

Sie packte meinen Arm und fing an zu weinen. Aber das spielte sich ganz woanders ab, weit weg. Ich war nicht bei ihr. Ich blickte nach unten. Und dann dämmerte mir die Wahrheit.

Sheila Rogers war eindeutig tot. Gar kein Zweifel.

Aber die Frau, die ich liebte, die Frau, mit der ich zusammengelebt und die ich in den Armen gehalten hatte, die Frau, die ich hatte heiraten wollen, war nicht Sheila Rogers.

49

Ich fiel nicht in Ohnmacht, aber es war knapp.

Der Raum drehte sich um mich. Meine Wahrnehmung zoomte rein und raus, näher und weiter. Ich stolperte vorwärts und landete beinahe im Sarg neben Sheila Rogers - einer Frau, die ich noch nie gesehen hatte, jedoch nur zu gut kannte. Eine Hand tauchte auf und packte mich am Unterarm. Squares. Ich sah ihn an. Sein Gesicht war entschlossen. Es war kreidebleich. Unsere Blicke trafen sich und er nickte mir unmerklich zu. Es war keine Einbildung oder eine Fata Morgana. Squares hatte es auch gesehen.

Wir blieben zur Beerdigung. Was hätten wir auch sonst tun sollen? Ich saß da, konnte die Augen nicht von der fremden Toten abwenden, konnte nicht sprechen. Ich war überwältigt und zitterte am ganzen Leib, doch das fiel niemandem auf. Schließlich war es eine Beerdigung.

Als der Sarg in der Erde verschwunden war, bat Edna Rogers uns zu sich nach Hause. Wir entschuldigten uns und schoben die Schuld auf den engen Flugplan. Dann verschwanden wir in unserem Mietwagen. Squares ließ den Motor an. Wir warteten, bis wir außer Sichtweite waren. Dann fuhr Squares rechts ran und ich durfte die Fassung verlieren.

»Mal sehen, ob wir uns so weit einig sind«, sagte Squares.

Ich nickte, schon beinahe gefasst. Wieder musste ich meine Gefühle im Zaum halten - diesmal die mögliche Euphorie dämpfen. Ich konzentrierte mich nicht auf das große Ganze oder dergleichen. Ich konzentrierte mich auf die Details, die Kleinigkeiten. Ich betrachtete einen einzelnen Baum, weil ich den ganzen Wald nicht ertragen hätte.

»Alles, was wir über Sheila herausgefunden haben«, sagte er, »dass sie durchgebrannt ist, dass sie jahrelang auf der Straße gelebt, Drogen verkauft, mit deiner früheren Freundin zusammengeohnt und ihre Fingerabdrücke in der Wohnung deines Bruders hinterlassen hat - das war alles ...«

»Diese Fremde, die wir gerade beerdigt haben«, beendete ich den Satz für ihn.

»Also hat unsere Sheila, ich meine, die Frau, die für uns Sheila war ...«

»Nichts dergleichen getan. Und sie ist auch nichts dergleichen gewesen.«

Squares überlegte. »Verstellung«, sagte er dann.

Ich rang mir ein Lächeln ab. »Ganz eindeutig.«

Im Flugzeug sagte Squares: »Wenn unsere Sheila nicht tot ist, dann lebt sie.«

Ich sah ihn an.

»Hey«, sagte er, »manche Leute zahlen viel Geld dafür, sich im Licht solcher Weisheiten sonnen zu dürfen.«

»Welche Ehre, dass sie mir gratis zuteil wird.«

»Also was jetzt?«

Ich verschränkte die Arme. »Donna White.«

»Das Pseudonym, das sie von den Goldbergs gekauft hat?«

»Genau. Deine Leute haben doch nur bei den Fluggesellschaften gesucht?«

Er nickte. »Wir wollten feststellen, wie sie in den Westen gekommen ist.«

»Kann deine Detektei die Suche jetzt ausweiten?«

»Klar, wieso nicht?«

Die Stewardess reichte uns unseren »Snack«. In meinem Gehirn ratterte es. Dieser Flug tat mir unendlich gut. Er gab mir Zeit zum Nachdenken. Leider gab er mir auch Zeit, die Realität zu vergessen und zu überlegen, welche Auswirkungen das haben könnte. Ich kämpfte dagegen an. Ich wollte nicht, dass die Hoffnung mein Denken vernebelte. Noch nicht. Nicht, solange ich erst so wenig wusste. Aber immerhin.

»Das erklärt einiges«, meinte ich.

»Was denn so?«

»Ihre Geheimniskrämerei. Dass sie sich nicht hat fotografieren lassen. Dass sie so wenig Sachen hat. Dass sie nicht über ihre Vergangenheit reden wollte.«

Squares nickte.

»Einmal ist Sheila ...«, ich hielt inne, weil sie vermutlich gar nicht so hieß, »... ist ihr rausgerutscht, sie sei auf einer Farm aufgewachsen. Aber der Vater der echten Sheila Rogers hat für eine Firma gearbeitet, die automatische Garagentoröffner herstellt. Sie hatte auch eine Heidenangst davor, ihre Eltern anzurufen - weil es schlicht und einfach nicht ihre Eltern waren. Ich

dachte, das beruht alles auf einer traumatischen Vergangenheit.«

»Aber es konnte natürlich genauso gut heißen, dass sie untergetaucht war.«

»Genau.«

»Die echte Sheila Rogers«, fuhr Squares fort und sah dabei an die Decke, »also die, die wir gerade beerdigt haben, war also mit deinem Bruder zusammen?«

»Sieht so aus.«

»Und ihre Fingerabdrücke waren am Tatort.«

»Genau.«

»Und deine Sheila?«

Ich zuckte die Achseln.

»Okay«, sagte Squares. »Wir gehen also davon aus, dass die Frau, die mit Ken in New Mexico war und die die Nachbarn gesehen haben, die tote Sheila Rogers war?«

»Ja.«

»Und sie hatte ein kleines Mädchen dabei«, fuhr er fort.

Stille.

Squares sah mich an. »Denkst du das Gleiche wie ich?«

Ich nickte. »Das kleine Mädchen muss Carly gewesen sein. Und Ken könnte ihr Vater sein.«

»Genau.«

Ich lehnte mich zurück und schloss die Augen. Squares öffnete seinen Snack, musterte den Inhalt und verwünschte ihn.

»Will?«

»Ja?«

»Die Frau, die du geliebt hast. Hast du irgendeine Ahnung, wer sie war?«

Ohne die Augen zu öffnen, sagte ich: »Nicht die leiseste.«

Squares ging nach Hause. Er hatte versprochen, mich sofort anzurufen, wenn mehr über die neue »Donna White« herauskam. Völlig geschafft machte ich mich auf den Nachhauseweg. An meiner Wohnungstür steckte ich den Schlüssel ins Schloss. Eine Hand berührte mich an der Schulter. Erschreckt fuhr ich zurück.

»Alles okay?«, fragte sie.

Katy Miller.

Ihre Stimme war heiser. Sie trug eine Halskrause. Ihr Gesicht war geschwollen. Ihre Augen blutunterlaufen. Unter dem Rand der Halskrause konnte ich dunkelviolette und gelbe Flecken erkennen.

»Geht's dir gut?«, fragte ich.

Sie nickte.

Ich umarmte sie vorsichtig, zu vorsichtig, und blieb dabei auf Abstand, um ihr nicht noch mehr wehzutun.

»Ich geh schon nicht kaputt«, sagte sie.

»Wann bist du rausgekommen?«, fragte ich.

»Vor ein paar Stunden. Ich kann nicht lange bleiben. Wenn mein Vater wüsste, wo ich bin ...«

Ich hob die Hand. »Alles klar.«

Wir stießen die Tür auf und traten ein. Bei jeder Bewegung verzog sie vor Schmerz das Gesicht. Wir setzten uns aufs Sofa. Ich fragte, ob sie etwas essen oder trinken wollte. Sie verneinte.

»Ist es klug, das Krankenhaus schon zu verlassen?«

»Ich kann raus, soll mich aber noch schonen.«

»Wie bist du deinem Vater entwischt?«

Sie versuchte zu lächeln. »Ich bin ziemlich stur.«

»Verstehe.«

»Und ich hab gelogen.«

»Zweifellos.«

Sie wandte den Blick ab - den Kopf konnte sie nicht bewegen - und bekam nasse Augen. »Danke, Will.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich muss immer daran denken, dass es meine Schuld war.«

»So ein Blödsinn«, wehrte sie ab.

»Du hast den Namen John gerufen, als der Typ auf dich losgegangen ist. Glaube ich jedenfalls.«

»Ja, das hat mir die Polizei erzählt.«

»Du kannst dich nicht daran erinnern?«

»Nein.«

»Woran erinnerst du dich denn?«

»An die Hände um meinen Hals.« Sie sah weg. »Ich hab geschlafen. Und dann hat mir jemand die Kehle zgedrückt. Ich weiß noch, wie ich nach Luft geschnappt hab.« Ihre Stimme erstarb.

»Weißt du, wer John Asseita ist?«, fragte ich.

»Ja. Ein Freund von Julie.«

»Hast du womöglich den gemeint?«

»Als ich *John* geschrien habe, meinst du?« Sie überlegte. »Keine Ahnung, Will. Wieso?«

»Ich glaube ...«, ich dachte daran, dass ich Pistillo versprochen hatte, sie da rauszuhalten, »... ich glaube, er könnte was mit dem Mord an Julie zu tun haben.«

Sie nahm es hin, ohne mit der Wimper zu zucken. »Wenn du sagst, er könnte was damit zu tun haben ...«

»Mehr kann ich jetzt nicht sagen.«

»Du klingst schon wie ein Cop.«

»War 'ne komische Woche«, sagte ich.

»Dann erzähl mir, was du rausgefunden hast.«

»Ich weiß, du bist neugierig, aber ich glaube, du solltest auf die Ärzte hören.«

Sie starrte mich an. »Was soll das denn heißen?«

»Ich glaube, du musst dich schonen.«

»Du willst, dass ich mich raushalte?«

»Ja.«

»Du hast Angst, dass mir wieder was passiert.«

»Große Angst, ja.«

Ihre Augen blitzten. »Ich kann schon auf mich aufpassen.«

»Bestimmt. Aber es wird jetzt verdammt gefährlich.«

»Und bisher war's ein Spaziergang?«

Touche. »Also, du musst mir da einfach vertrauen.«

»Will?«

»Ja?«

»So leicht wirst du mich nicht los.«

»Ich will dich nicht loswerden«, protestierte ich. »Aber ich muss dich schützen.«

»Das kannst du gar nicht«, sagte sie leise. »Und das weißt du auch.«

Ich sagte nichts.

Katy rutschte näher. »Ich muss das durchziehen. Dafür müsstest du eigentlich Verständnis haben.«

»Hab ich doch auch.«

»Und?«

»Ich hab versprochen, nichts zu sagen.«

»Wem?«

Ich schüttelte den Kopf. »Vertrau mir einfach, okay?«

Sie stand auf. »Nein, nicht okay.«

»Ich will doch nur ...«

»Wenn ich dir sagen würde, du sollst dich verpissen, würdest du dann auf mich hören?«

Ich senkte den Kopf. »Ich darf dir nichts sagen.«

Sie ging zur Tür.

»Warte«, sagte ich.

»Ich hab jetzt keine Zeit für so was«, sagte sie kurz angebunden. »Mein Vater macht sich bestimmt Sorgen, wo ich bleibe.«

Ich stand auf. »Ruf mich an, ja?« Ich gab ihr meine Handy- ;
nummer. Ihre wusste ich schon auswendig.

Sie knallte die Tür hinter sich zu.

*

Katy Miller trat auf die Straße. Ihr Hals schmerzte höllisch. Sie drängte ihn zu sehr, das war ihr klar, aber es ging nicht anders. Sie kochte. Hatten sie Will jetzt auch noch erwischt? Sie hätte j
es nicht für möglich gehalten, aber vielleicht war der genauso j
ein Feigling wie die anderen. Aber vielleicht auch nicht. Viel- j
leicht dachte er wirklich, er würde sie beschützen.

Ab jetzt musste sie noch vorsichtiger sein.

Ihre Kehle war trocken. Sie wollte etwas trinken, aber das Schlucken tat ihr immer noch weh. Sie fragte sich, wann das alles wohl vorbei wäre. Aber sie würde nicht lockerlassen. Das hatte sie sich versprochen. Es gab kein Zurück, bis Julius Mörder auf die eine oder andere Art Gerechtigkeit widerfahren war.

Sie wandte sich nach Süden zur 18th Street und dann Richtung Westen in den Meatpacking-District. Jetzt herrschte gerade Flaute, nachdem die Tagesbesucher gegangen waren und das perverse Leben nach Mitternacht noch nicht angefangen hatte. So war die ganze Stadt - ein Theater, in dem jeden Tag zwei gänzlich unterschiedliche Stücke liefen. In den Pausen wurden die Requisiten, die Bühnen und sogar die Schauspieler ausgewechselt. Aber ob Tag oder Nacht, selbst in der Abenddämmerung roch diese Straße immer nach faulem Fleisch. Der Gestank war nicht auszumerzen. Katy wusste nicht, ob er von den Menschen oder von den Tieren stammte.

Da war die Panik wieder.

Sie blieb stehen und versuchte, sie zu verdrängen. Wie sich

diese Hände um ihren Hals gelegt hatten, wie sie mit ihr gespielt hatten, ihre Luftröhre nach Belieben losgelassen und zuge-drückt hatten. So viel Macht gegen so viel Hilflosigkeit. Er hatte ihr die Luft zum Atmen genommen. Das musste man sich mal vorstellen. Er hatte ihren Hals umklammert, bis sie nicht mehr atmete, bis ihr Lebensfunke zu erlöschen drohte.

Genau wie bei Julie.

Sie war so in die grauenhafte Erinnerung versunken, dass sie seine Gegenwart nicht bemerkte, bis er sie am Ellbogen packte. Sie fuhr herum. »Was ...?«

Der Ghost ließ sie nicht los. »Ich habe gehört, du hast nach mir gerufen«, schnurrte er. Und lächelnd fügte er hinzu: »Also, hier bin ich.«

51

Ich saß da. Katy war mit vollem Recht sauer auf mich. Aber mit ihrer Wut konnte ich leben. Viel besser als mit noch einer Be-erdigung. Ich rieb mir die Augen. Ich legte die Füße hoch. Vielleicht bin ich eingeschlafen - genau weiß ich es nicht -, doch als das Telefon klingelte, stellte ich jedenfalls überrascht fest, dass es Morgen war. Ich sah nach der Nummer des Anrufers. Es war Squares. Ich tastete nach dem Hörer, nahm ihn ab und hielt ihn ans Ohr.

»Hey«, sagte ich.

Er sparte sich die Begrüßungsfloskeln. »Ich glaub, wir haben unsere Sheila gefunden.«

Eine halbe Stunde später betrat ich die Lobby des Regina Hotels.

Es war keine zwei Kilometer von unserer Wohnung entfernt. Wir hatten angenommen, dass sie ans andere Ende des Landes geflohen war, aber Sheila - wie sollte ich sie sonst nennen? - war so nahe bei mir geblieben.

Die Detektei, mit der Squares öfter arbeitete, hatte sie ohne große Mühe gefunden, vor allem, weil sie nach dem Tod ihrer Namensschwester unvorsichtig geworden war. Sie hatte Geld bei der First National eingezahlt und sich eine Visa-Card ausstellen lassen. In dieser Stadt kommt man ohne Kreditkarte nicht aus - ach, eigentlich geht das nirgends. Die Zeiten, in denen man sich unter falschem Namen in einem Hotel einmieten und bar bezahlen konnte, sind mehr oder weniger vorbei. Es gibt ein paar Absteigen, menschenunwürdige Behausungen, wo man vielleicht noch ein Auge zudrückt, aber überall sonst wollen sie die Kreditkarte wenigstens mal eben durch die Maschine ziehen - falls man was mitgehen lässt oder das Hotelzimmer demoliert. Die Bezahlung muss dann gar nicht unbedingt über die Karte laufen, doch ohne sie geht es nicht.

Wahrscheinlich hatte sie sich in Sicherheit gewähnt, und das war ja auch verständlich. Die Goldbergs, die sich nur dank ihrer Diskretion über Wasser hielten, hatten ihr eine Identität verkauft. Es gab keinen Grund zu der Annahme, dass die den Mund aufmachen würden - sie hatten es ja auch nur getan, weil sie mit Squares und Raquel befreundet waren und sich außerdem mit-schuldig fühlten an Sheilas vermeintlicher Ermordung. Hinzu kam, dass Sheila Rogers jetzt »tot« war und schon deshalb niemand mehr nach ihr suchen würde. Es war also ganz logisch, dass sie nicht mehr ganz so sehr auf der Hut war.

Mit der Kreditkarte war gestern an einem Geldautomaten am Union Square Geld abgehoben worden. Von dort brauchte man nur noch die Hotels in der Umgebung abzuklappern. Detektivarbeit beruht größtenteils auf Informanten und Bestechung, was

eigentlich ein und dasselbe ist. Gute Detektive bezahlen ihre Quellen bei den Telefongesellschaften, beim Finanzamt, bei den Kreditkartengesellschaften, der Zulassungsstelle und wer weiß wo sonst noch. Wer glaubt, dass das schwierig ist - dass man nicht so leicht jemanden findet, der vertrauliche Informationen gegen Bares rausrückt -, der liest nicht oft Zeitung.

Diesmal jedoch war es sogar noch einfacher. Man rief die Hotels an und sagte, man wolle Donna White sprechen. Das tat man so lange, bis sie in einem Hotel sagten: »Einen Moment bitte«, und einen durchstellten. Und auf den Stufen zur Lobby des Regina Hotels spürte ich das Kribbeln. Sie lebte. Ich konnte es nicht glauben - wollte es nicht glauben -, bis ich sie mit eigenen Augen gesehen hatte. Die Hoffnung macht merkwürdige Dinge mit dem Verstand. Sie kann die Gedanken sowohl verdüstern als auch aufhellen. Wo ich mir vorher einzureden versucht hatte, dass ein Wunder im Bereich des Möglichen lag, fürchtete ich jetzt, dass mir alles wieder genommen werden könnte, dass Sheila diesmal im Sarg liegen würde, wenn ich hinsah.

Ich werde dich immer lieben.

Das hatte auf dem Zettel gestanden. Immer.

Ich trat an die Rezeption. Ich hatte Squares erklärt, dass ich mich allein um die Sache kümmern wollte. Er hatte es verstanden. Die Empfangsdame, eine Blondine mit halbherzigem Lächeln, telefonierte. Sie zeigte mir die Zähne und wies auf das Telefon, um anzudeuten, dass sie gleich für mich da sein würde. Ich zuckte die Achseln zum Zeichen, dass ich es nicht eilig hatte, lehnte mich an den Tresen und gab mich gelassen.

Nach einer Minute legte sie auf und widmete mir ihre ungeteilte Aufmerksamkeit. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja«, sagte ich. Meine Stimme klang unnatürlich, zu melodios, als moderierte ich eine Lite-FM-Radiosendung. »Ich habe

eine Verabredung mit Donna White. Könnten Sie mir sagen, welches Zimmer sie hat?»

»Leider nicht, Sir. Wir geben die Zimmernummern unserer Gäste nicht weiter.«

Fast hätte ich mir an die Stirn geschlagen. Wie blöd konnte man sich nur anstellen? »Tut mir Leid, war mein Fehler. Ich rufe erst mal an. Haben Sie ein Haustelefon?«

Sie deutete nach rechts. An der Wand hingen drei weiße Telefone ohne Wähleinrichtung. Ich nahm bei einem den Hörer ab und hörte das Rufzeichen. Eine Telefonistin meldete sich. Ich bat sie, mich zu Donna Whites Zimmer durchzustellen. Sie sagte - dabei fiel mir auf, dass das die neue Allzweck-Redewendung der Hotelangestellten war - »Mit Vergnügen«, und dann hörte ich das Telefon klingeln.

Das Herz schlug mir bis zum Hals.

Es klingelte zweimal. Dreimal. Beim sechsten Klingeln wurde ich mit dem Mailboxsystem des Hotels verbunden. Eine Computerstimme teilte mir mit, dass der Gast derzeit nicht erreichbar sei und wie ich eine Nachricht hinterlassen konnte. Ich legte auf.

Und jetzt?

Das hieß wohl warten. Was blieb mir anderes übrig? Ich kaufte mir am Kiosk eine Zeitung und suchte mir einen Platz in der Ecke der Lobby, von dem ich einen guten Blick auf die Eingangstür hatte. Ich hielt mir die Zeitung ä la »Spion und Spion« vors Gesicht und kam mir wie ein Vollidiot vor. Ich war völlig aufgewühlt. Mein Magen hatte mir nie Probleme gemacht, aber in den letzten paar Tagen hatte ich ein Brennen verspürt, als wollte sich ein Geschwür dort einnisten.

Ich versuchte, die Zeitung zu lesen - was natürlich völlig misslang. Ich konnte mich nicht konzentrieren. Mir fehlte einfach die Kraft, mich für das Zeitgeschehen zu interessieren. Ich

konnte mir nicht merken, wo ich gewesen war, wenn ich alle drei Sekunden zur Tür sah. Ich blätterte um. Ich sah mir die Bilder an. Ich versuchte, einen Funken Interesse für die Sport-Statistiken aufzubringen. Ich blätterte zu den Comics vor, aber selbst »Beetle Bailey« war mir zu komplex.

Die blonde Empfangsdame sah gelegentlich zu mir herüber. Wenn sich unsere Blicke begegneten, lächelte sie herablassend. Sie behielt mich im Auge, das war klar. Oder war ich doch wieder nur paranoid? Schließlich war ich nur ein Mann, der in der Lobby seine Zeitung las. Ich hatte nichts getan, was ihr Misstrauen hätte wecken können.

Eine ereignislose Stunde verging. Mein Handy klingelte. Ich hielt es ans Ohr.

»Hast du sie schon gesehen?«, fragte Squares.

»Sie ist nicht in ihrem Zimmer. Jedenfalls geht sie nicht ans Telefon.«

»Wo bist du jetzt?«

»Ich liege in der Lobby auf der Lauer.«

Squares gab ein Geräusch von sich.

»Was?«, fragte ich.

»Hast du wirklich >auf der Lauer liegen< gesagt?«

»Komm, lass mich in Ruhe.«

»Wir könnten doch einfach ein paar Leute aus der Agentur dafür bezahlen, dass sie's richtig machen. Die rufen uns an, sobald sie zur Tür reinkommt.«

Ich überlegte. »Noch nicht«, sagte ich.

Genau in diesem Moment kam sie zur Tür herein.

Ich riss die Augen auf und schnappte in tiefen Atemzügen nach Luft. Mein Gott. Es war wirklich meine Sheila. Sie lebte. Fast wäre mir das Handy aus der Hand gefallen.

»Will?«

»Ich muss Schluss machen«, sagte ich.

»Ist sie da?«

•>

»Ich ruf zurück.«

Ich schaltete das Handy aus. Meine Sheila - ich bleibe dabei, weil ich nicht weiß, wie ich sie sonst nennen soll - hatte eine andere Frisur. Ihr Haar war kürzer und wippte am Ansatz ihres Schwanenhalses auf und ab. Dazu trug sie einen Pony. Ihr Haar war pechschwarz gefärbt. Aber die Wirkung ... als ich sie sah, kam ich mir vor, als hätte mir jemand mit einer Riesenfaust einen Schlag auf die Brust verpasst.

Sheila ging zielstrebig weiter. Ich erhob mich langsam. Ich musste innehalten, weil mir schwarz vor Augen wurde. Ihr Gang war der gleiche wie immer - energisch, ohne zu zögern, den Kopf hoch erhoben. Die Aufzugstür stand offen, und ich begriff, dass ich es womöglich nicht schaffen würde.

Sie trat in den Aufzug. Endlich kam ich in Gang. Eilig durchquerte ich die Lobby, ohne zu rennen. Ich wollte keine Szene machen. Was hier passiert war - was dazu geführt hatte, dass sie verschwunden war, ihren Namen geändert hatte, sich verkleidete und wer weiß was noch alles -, erforderte ein gewisses Fingerspitzengefühl. Ich konnte nicht einfach ihren Namen rufen und ihr durch die Lobby nachlaufen.

Meine Schuhe klickten auf dem Marmor. Es hallte laut in meinen Ohren. Ich würde es nicht schaffen. Ich blieb stehen und sah zu, wie sich die Aufzugstür schloss.

Verdammt.

Ich drückte den Aufzugsknopf. Sofort öffnete sich die Tür eines anderen Aufzugs. Ich wollte eintreten, besann mich jedoch eines Besseren. Was brachte mir das? Ich wusste ja nicht einmal, in welchem Stockwerk ihr Zimmer lag. Ich sah auf die Anzeige über dem Aufzug meiner Sheila. Sie zählte beharrlich hoch. Fünfter Stock, dann sechster.

War Sheila allein im Aufzug gewesen?

Ich glaubte schon.

Der Aufzug hielt im neunten Stock. Also gut. Wieder drückte ich den Knopf. Der Aufzug war noch da. Ich sprang hinein und drückte die Neun, in der Hoffnung, dass ich oben war, bevor sie in ihrem Zimmer verschwand. Langsam schloss sich die Tür. Ich lehnte mich an die Rückwand. In letzter Sekunde schob sich eine Hand in den Spalt. Die Tür klemmte die Hand kurz ein und öffnete sich dann wieder. Ein verschwitzter Mann im grauen Anzug trat seufzend herein und nickte mir zu. Er drückte die Elf. Die Tür schloss sich wieder und wir waren auf dem Weg nach oben.

»Ganz schön heiß draußen«, sagte er zu mir.

»Ja.«

Er seufzte wieder. »Nettes Hotel, oder?«

Ein Tourist, dachte ich. Ich war in New York City schon mit tausenden von Aufzügen gefahren. New Yorker kannten die Regel: Man starrt oben auf die Anzeige. Man verwickelt die anderen Fahrgäste nicht in Gespräche.

Ich bestätigte ihm, dass es ein nettes Hotel wäre, und als sich die Tür öffnete, verschwand ich. Ein langer Korridor. Ich sah nach links. Nichts. Ich sah nach rechts und hörte, wie eine Tür geschlossen wurde. Wie ein Jagdhund, der eine Spur wittert, sprintete ich in die Richtung. Rechte Seite, dachte ich. Ganz am Ende.

Ich folgte meinem Gehör und kam zu dem Schluss, dass das Geräusch aus Zimmer 912 oder 914 gekommen sein musste. Ich betrachtete erst die eine Tür, dann die andere. Mir fiel eine *Batman*-Folge ein, in der Catwoman erklärt, dass eine Tür zu ihr führt und die andere zu einem lebenden Tiger. Batman hatte die falsche Tür gewählt. Egal, wir waren hier nicht bei *Batman*.

Ich klopfte an beide Türen. Dann stellte ich mich dazwischen und wartete.

Nichts.

Wieder klopfte ich, diesmal fester. Jetzt rührte sich etwas. Eine Bewegung in Zimmer 912. Ich schob mich vor die Tür. Ich richtete meinen Hemdkragen. Jetzt hörte ich, wie die Sicherheitskette zur Seite geschoben wurde. Ich riss mich zusammen. Der Türknauf drehte sich und die Tür öffnete sich langsam.

Der Mann war stämmig und schlecht gelaunt. Er trug ein Unterhemd mit V-Ausschnitt und gestreifte Boxershorts. »Was gibt's?«, bellte er.

»Tut mir Leid. Eigentlich suche ich Donna White.«

Er stemmte die Fäuste in die Seiten. »Seh ich aus wie Donna White?«

Aus dem Zimmer des missmutigen Mannes kamen seltsame Geräusche. Ich hörte genauer hin. Stöhnen. Quasi-leidenschaftliche Stöhnlaute vorgetäuschter Lust. Der Mann wich meinem Blick nicht aus, schien jedoch nicht unbedingt begeistert zu sein. Ich wich zurück. Spectravision, dachte ich. Filme auf dem Zimmer. Der Mann sah sich einen Ferkelfilm an. Porno interruptus.

»Ah, tut mir Leid«, sagte ich.

Er knallte die Tür zu.

Na gut, Zimmer 912 konnte man streichen. Wollte ich jedenfalls sehr hoffen. Verrückt. Ich hob die Hand, um an der 914 zu klopfen, als eine Stimme sagte: »Kann ich Ihnen helfen?«

Ich drehte mich um und sah am Ende des Flurs einen kurz geschorenen Halslosen im blauen Blazer. Auf dem Jackenaufschlag prangte ein kleines Logo und auf dem Oberarm ein Aufnäher. Er warf sich in die Brust. Hotel-Wachpersonal und stolz darauf.

»Nein, vielen Dank«, sagte ich.

Er runzelte die Stirn. »Sind Sie Gast unseres Hauses?«

»Ja.«

»Welche Zimmernummer haben Sie?«

»Ich habe keine Zimmernummer.«

»Aber Sie haben doch eben ...«

Ich klopfte energisch an die Tür. Der Kurzgeschorene eilte auf mich zu. Vorübergehend dachte ich, er wolle mich mit einem Satz überwältigen, um die Tür zu schützen, aber dann bremste er in letzter Sekunde ab.

»Kommen Sie bitte mit«, sagte er.

Ich beachtete ihn nicht und klopfte noch einmal. Noch immer rührte sich nichts. Der Kurzgeschorene legte mir die Hand auf den Arm. Ich schüttelte ihn ab, klopfte wieder und schrie: »Ich weiß, dass du nicht Sheila bist.« Das gab dem Kurzgeschorenen zu denken. Die Falten auf seiner Stirn wurden tiefer. Wir hielten beide inne und starrten auf die Tür. Niemand öffnete. Der Kurzgeschorene griff wieder nach meinem Arm, diesmal etwas sanfter. Ich wehrte mich nicht. Er brachte mich nach unten und führte mich durch die Lobby nach draußen.

Ich stand auf dem Gehweg. Ich drehte mich um. Der Kurzgeschorene warf sich wieder in die Brust und verschränkte die Arme.

Und was jetzt?

Noch eine Grundregel in New York: Nicht auf dem Gehsteig stehen bleiben. Alles muss im Fluss bleiben. Die Leute laufen vorbei und rechnen nicht damit, dass ihnen etwas im Weg steht. Wenn doch, weichen sie vielleicht aus, aber sie bleiben niemals stehen.

Ich sah mich nach einem Zufluchtsort um. Es ging darum, so nah wie möglich bei diesem Gebäude zu bleiben - auf dem Seitenstreifen des Gehsteigs, wenn man so will. Ich schmiegte mich an eine Fensterscheibe, zog das Handy heraus, rief das Hotel an und bat darum, mit Donna White verbunden zu werden. Nach einem kurzen: »Mit Vergnügen« wurde ich durchgestellt.

Es meldete sich niemand.

Diesmal hinterließ ich eine einfache Nachricht. Ich gab ihr meine Handynummer und versuchte, nicht allzu flehentlich zu klingen, als ich sie darum bat, mich zurückzurufen.

Ich steckte das Telefon wieder in die Tasche und fragte mich noch einmal: Was jetzt?

Meine Sheila war in diesem Gebäude. Mir wurde ganz schwummrig bei dem Gedanken. Zu viel Sehnsucht. Zu viele Möglichkeiten und offene Fragen. Ich zwang mich, sie zu verdrängen.

Also gut, was bedeutete das im Einzelnen? Erst mal: Gab es noch einen anderen Ausgang? Eine Kellertür oder einen Hinterausgang? Hatte sie mich durch ihre Sonnenbrille erkannt? Hatte sie es deshalb so eilig gehabt, in den Aufzug zu kommen? Hatte ich mich in der Zimmernummer getäuscht, als ich ihr gefolgt war? Schon möglich. Ich wusste, dass sie im neunten Stock wohnte. Das war ein Anfang. Oder nicht? Wenn sie mich gesehen hatte, könnte sie auch in einem falschen Stockwerk ausgestiegen sein? Um mich abzuschütteln?

Sollte ich hier stehen bleiben?

Ich wusste nicht weiter. Nach Hause konnte ich jedenfalls nicht, so viel war klar. Ich atmete tief durch. Ich sah die Fußgänger vorbeiströmen, es waren so viele, eine einzige verschwommene Menge, Einzelwesen, die zu einer großen Masse verschmolzen. Und dann erblickte ich sie in der Masse.

Mein Herz blieb stehen.

Sie stand einfach da und starrte mich an. Ich war zu überwältigt, um mich zu bewegen. In mir gab etwas nach. Ich hob die Hand zum Mund, um einen Schrei zu unterdrücken. Sie kam auf mich zu. Sie hatte Tränen in den Augen. Ich schüttelte den Kopf. Sie blieb nicht stehen. Als sie bei mir war, zog sie mich an sich.

»Ist ja gut«, flüsterte sie.

Ich schloss die Augen. Lange Zeit hielten wir einander nur fest. Wir sagten nichts. Wir rührten uns nicht. Wir klinkten uns einfach aus.

52

»In Wirklichkeit heiße ich Nora Spring.«

Wir saßen im Untergeschoss einer Starbucks-Filiale an der Park Avenue South, in einer Ecke neben der Feuertreppe. Außer uns war niemand hier unten. Sie behielt die Treppe im Auge, weil sie fürchtete, dass mir jemand gefolgt sein könnte. Diese Starbucks-Filiale war wie so viele andere in Erdfarben gehalten und mit surrealistischen Farbstrudeln und großformatigen Fotos dunkelhäutiger Männer dekoriert, die mit übertriebener Begeisterung Kaffeebohnen pflückten. Sie hielt einen *Venti Iced Latte* in den Händen. Ich hatte mich für den *Frappuccino* entschieden.

Die dunkelroten, überdimensionierten Sessel waren angemessen plüschig. Wir schoben sie zusammen. Wir hielten uns an den Händen. Natürlich war ich verwirrt. Ich wollte Antworten. Aber davon abgesehen durchströmte mich auf einer ganz anderen, höheren Ebene das pure Glück. Es war ein unglaublicher Ansturm. Es beruhigte mich. Ich war glücklich. Was ich zu hören bekommen würde, konnte daran nichts ändern. Die Frau, die ich liebte, war wieder da. Ich würde nicht zulassen, dass sich daran etwas änderte.

Sie nippte an ihrem Latte. »Es tut mir Leid«, sagte sie.

Ich drückte ihre Hand.

»Dass ich so abgehauen bin. Dass du glauben musstest...«, sie hielt inne, »... ich kann mir gar nicht vorstellen, was du ge-

dacht haben musst.« Unsere Blicke trafen sich. »Ich wollte dich nicht verletzen.«

»Ist schon okay«, sagte ich.

»Wie hast du rausgekriegt, dass ich nicht Sheila bin?«

»Bei ihrer Beerdigung. Ich hab die Leiche gesehen.«

»Ich wollt's dir sagen, vor allem, als ich gehört habe, dass sie ermordet worden ist.«

»Warum hast du's mir nicht gesagt?«

»Ken meinte, sie bringen dich dann womöglich um.«

Beim Namen meines Bruders zuckte ich zusammen. Nora wandte sich ab. Ich strich mit der Hand ihren Arm hinauf und ließ sie auf der Schulter liegen. Ihre Muskeln waren völlig verkrampft. Ich massierte sie sanft, ein Augenblick der Vertrautheit. Sie schloss die Augen und ließ meine Finger ihre Arbeit tun. Wir sagten lange nichts. Ich brach das Schweigen. »Seit wann kennst du meinen Bruder?«

»Seit fast vier Jahren.«

Ich überwand den Schrecken und nickte, um ihr weitere Details zu entlocken, doch sie sah mich immer noch nicht wieder an. Sanft fasste ich sie am Kinn und drehte ihren Kopf zu mir. Ich küsste sie zart auf die Lippen.

Sie sagte: »Ich liebe dich so.«

Ich schwebte so über den Wolken, dass es mich fast aus dem Stuhl hob. »Ich liebe dich auch.«

»Ich habe Angst, Will.«

»Ich pass schon auf dich auf«, sagte ich.

Sie fixierte mich. »Ich hab dich angelogen. Die ganze Zeit, die wir zusammen waren.«

»Ich weiß.«

»Meinst du wirklich, dass wir darüber wegkommen?«

»Ich habe dich schon einmal verloren«, sagte ich. »Noch mal passiert mir das nicht.«

»Bist du dir da so sicher?«

»Ich werde dich immer lieben«, sagte ich.

Sie studierte mein Gesicht. Ich weiß nicht, wonach sie suchte. »Ich bin verheiratet, Will.«

Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen, aber leicht war das nicht. Ihre Worte wanden sich um mich und schnürten mir die Luft ab wie eine Boa Constrictor. Fast hätte ich meine Hand weggezogen.

»Erzähl«, sagte ich.

»Vor fünf Jahren bin ich vor Cray, meinem Mann, davongelaufen. Cray war ...«, sie schloss die Augen, »... unglaublich gewalttätig. Ich will nicht ins Detail gehen. Das ist auch gar nicht wichtig. Wir haben in Cramden gelebt, in der Nähe von Kansas City. Eines Tages hat Cray mich krankenhausreif geschlagen, und dann bin ich abgehauen. Mehr brauchst du nicht zu wissen, okay?«

Ich nickte.

»Ich habe keine Familie. Ich hatte Freunde, aber die wollte ich da nicht mit reinziehen. Cray ist ein Verrückter. Er wollte mich nicht gehen lassen. Er hat gedroht, er würde ...«

Ihre Stimme erstarb. »Egal. Aber ich wollte niemand in Gefahr bringen. Also hab ich mir ein Frauenhaus gesucht. Die haben mich aufgenommen. Ich hab ihnen gesagt, dass ich neu anfangen wollte. Ich wollte da raus. Aber ich hatte Angst vor Cray. Weißt du, Cray ist ein Kleinstadtbulle. Du machst dir keine Vorstellung ... wenn man so lange in Angst und Schrecken lebt, glaubt man langsam, so ein Mensch ist allmächtig. Ich kann dir das nicht erklären.«

Ich rückte ein Stückchen näher und hielt ihre Hand fest. Ich hatte gesehen, was Gewalt und Missbrauch für Folgen hatten. Ich verstand sie.

»Die vom Frauenhaus haben mir geholfen, nach Europa zu

flüchten. Ich hab in Stockholm gelebt. Das war schwer. Ich hab in einem Restaurant gearbeitet. Ich war die ganze Zeit einsam. Ich wollte zurück, hatte aber immer noch solche Angst vor meinem Mann, dass ich mich nicht getraut habe. Nach sechs Monaten dachte ich, ich dreh durch. Ich hatte immer noch Albträume, dass Cray mich findet...«

Ihre Stimme brach. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich versuchte, meinen Sessel noch näher an ihren zu schieben. Die Armlehnen stießen schon aneinander, aber ich glaube, sie verstand die Geste.

»Schließlich hab ich dann eine Frau kennen gelernt. Eine Amerikanerin, die in der Gegend wohnte. Wir haben sehr vorsichtig angefangen, aber irgendwie verstanden wir uns. Ich glaube, wir hatten beide was Gehetztes. Sie war auch furchtbar einsam, obwohl sie ihren Mann und ihre Tochter hatte. Sie waren auch untergetaucht. Erst wusste ich nicht, wieso.«

»Die Frau«, sagte ich, »war Sheila Rogers?«

»Ja.«

»Und ihr Mann.« Ich schluckte. »Das war mein Bruder.«

Sie nickte. »Sie haben eine Tochter, Carly.«

Langsam fing ich an zu begreifen.

»Sheila und ich wurden enge Freundinnen. Bei ihm hat es zwar ein bisschen länger gedauert, bis er mir vertraut hat, aber schließlich bin ich Ken auch näher gekommen. Ich bin zu ihnen gezogen und habe ihnen geholfen, sich um Carly zu kümmern. Deine Nichte ist ein wunderbares Kind, Will. Schlau und hübsch, und ich will nicht esoterisch werden, aber sie hat so eine Aura.«

Meine Nichte. Ken hatte eine Tochter. Ich hatte eine Nichte, die ich noch nie gesehen hatte.

»Dein Bruder hat die ganze Zeit von dir erzählt. Deine Mutter, deinen Vater oder Melissa hat er auch mal erwähnt, aber du

warst ihm am wichtigsten. Er hat verfolgt, was du gemacht hast. Er wusste alles über deine Arbeit im Covenant House. Er war ja schon seit... seit sieben Jahren untergetaucht. Wahrscheinlich war er auch einsam. Als er endlich Vertrauen zu mir gefasst hatte, haben wir uns dann sehr oft unterhalten. Und meistens hat er von dir erzählt.«

Ich blinzelte und starrte auf den Tisch. Ich studierte die braune Starbucks-Serviette. Irgendein blödes Gedicht über Aroma und ein Versprechen stand darauf. Recyclingpapier. Bräunlich, weil sie auf Bleichmittel verzichteten.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Alles klar«, sagte ich. Ich sah auf. »Und dann?«

»Ich hab Kontakt zu einer Freundin zu Hause aufgenommen. Sie hat mir erzählt, Cray hat einen Privatdetektiv angeheuert und weiß, dass ich in Stockholm bin. Ich bin in Panik geraten, aber ich war auch bereit, weiterzuziehen. Wie gesagt, ich hatte mit Cray in Missouri gewohnt. Ich dachte, in New York wäre ich vielleicht sicherer. Aber ich brauchte eine bessere Tarnung, falls Cray weiter nach mir sucht. Sheila hatte das gleiche Problem. Ihr falscher Ausweis war eine ganz oberflächliche Tarnung, nur eine Namensänderung. Und da sind wir auf einen ganz einfachen Plan gekommen.«

Ich nickte. Den kannte ich. »Ihr habt eure Identitäten getauscht.«

»Genau. Sie wurde Nora Spring und ich Sheila Rogers. Wenn mein Mann mich verfolgt hätte, wäre er bei ihr gelandet. Und wenn die Leute, die nach ihr gesucht haben, Sheila Rogers - also mich - gefunden hätten, dann wäre das eben noch eine zusätzliche Tarnung gewesen.«

Ich dachte darüber nach, aber irgendwas passte immer noch nicht ganz. »Na gut, so bist du also zu Sheila Rogers geworden. Ihr habt die Identitäten getauscht.«

»Ja.«

»Und du bist in New York gelandet.«

»Ja.«

»Und ...«, das war der Teil, der mir Schwierigkeiten bereitete, »... irgendwie sind wir uns begegnet.«

Nora lächelte. »Du fragst dich, wieso, stimmt's?«

»Klar.«

»Du findest, das ist ein verdammt großer Zufall, dass ich ausgerechnet da auftauche, wo du arbeitest.«

»Klingt unwahrscheinlich«, pflichtete ich ihr bei.

»Da hast du Recht. Das war kein Zufall.« Sie lehnte sich zurück und seufzte. »Ich weiß nicht recht, wie ich das erklären soll, Will.«

Ich hielt einfach ihre Hand und wartete.

»Also, du musst dir das so vorstellen. In Europa war ich wahnsinnig einsam. Ich hatte nur deinen Bruder und Sheila, und natürlich Carly. Dein Bruder hat den lieben langen Tag von dir geschwärmt, und das war so ... du warst ganz anders als die Männer, die ich gekannt habe. Eigentlich war ich wohl schon halb in dich verliebt, bevor wir uns überhaupt begegnet sind. Als ich dann in New York war, hab ich mir daher überlegt, dass ich dich mal sehen will, rausfinden, wie du wirklich bist. Und wenn es mir unbedenklich vorkam, wollte ich dir vielleicht sogar erzählen, dass dein Bruder lebt und unschuldig ist, obwohl Ken mich immer wieder davor gewarnt hat, weil es so gefährlich wäre. Ich habe keinen Plan gemacht oder so. Ich bin einfach nach New York gekommen und eines Tages ins Covenant House spaziert, und du kannst das Schicksal oder Bestimmung nennen oder wie du willst, aber in dem Moment, als ich dich gesehen habe, wusste ich, dass ich dich immer lieben werde.«

Ich hatte Angst, war verwirrt und lächelte.

»Was?«, fragte sie.

»Ich liebe dich.«

Sie legte den Kopf auf meine Schulter. Wir wurden still. Da war noch mehr. Es würde schon noch ans Licht kommen. Im Moment genossen wir nur die stille Gemeinsamkeit. Als Nora so weit war, erzählte sie weiter.

»Vor ein paar Wochen hab ich im Krankenhaus bei deiner Mutter gesessen. Sie hatte solch starke Schmerzen, Will. Sie konnte es nicht mehr aushalten, das hat sie mir gesagt. Sie wollte sterben. Es ging ihr so schlecht, na ja, das weißt du ja selber.«

Ich nickte.

»Ich habe deine Mutter geliebt. Ich glaube, das weißt du.«

»Ja, weiß ich«, sagte ich.

»Ich konnte nicht einfach rumsitzen und nichts tun. Also hab ich das Versprechen gebrochen, das ich deinem Bruder gegeben hatte. Ich wollte, dass sie die Wahrheit erfährt, bevor sie stirbt. Sie hatte es verdient. Ich wollte, dass sie weiß, dass ihr Sohn lebt und dass er sie liebt und dass er niemand was getan hat.«

»Du hast ihr von Ken erzählt?«

»Ja. Aber obwohl sie weggetreten war, war sie skeptisch. Ich glaube, sie wollte Beweise.«

Ich erschrak und wandte mich zu ihr um. Jetzt sah ich klarer. So hatte alles angefangen. Der Besuch im Schlafzimmer nach der Beerdigung. Das Bild hinter dem Bilderrahmen. »Du hast meiner Mutter das Bild von Ken gegeben.«

Nora nickte.

»Sie hat ihn nie getroffen. Sie hatte nur das Bild.«

»Genau.«

Das erklärte natürlich, warum wir nie etwas davon erfahren hatten. »Aber du hast ihr gesagt, dass er zurückkommt.«

»Ja.«

»Hast du gelogen?«

Sie dachte darüber nach. »Vielleicht hab ich übertrieben, aber ich glaube eigentlich nicht, dass das eine Lüge war. Sheila hatte sich bei mir gemeldet, als sie ihn erwischt haben. Ken war immer sehr vorsichtig. Er hatte alle möglichen Vorsichtsmaßnahmen für Sheila und Carly getroffen. Als sie ihn erwischt haben, sind Sheila und Carly abgehauen. Die Polizei wusste nichts von ihnen. Sheila ist in Europa geblieben, bis Ken meinte, dass alles wieder in Ordnung wäre. Dann ist sie heimlich nachgekommen.«

»Und als sie hier war, hat sie dich angerufen?«

»Ja.«

Eins passte zum anderen. »Aus einer Telefonzelle in New Mexico.«

»Ja.«

Das musste der erste Anruf gewesen sein, den Pistillo erwähnt hatte - der aus New Mexico an meine Wohnung. »Und was war dann?«

»Dann ist alles schiefgegangen«, sagte sie. »Ken hat mich angerufen. Er war in Panik. Irgendwer hatte sie entdeckt. Er war mit Carly unterwegs, als zwei Männer ins Haus eingebrochen sind. Sie haben Sheila gefoltert, um rauszukriegen, wo er ist. Ken ist mittendrin nach Hause gekommen. Er hat die beiden erschossen. Aber Sheila war schwer verletzt. Er hat mich angerufen und gesagt, dass ich abhauen soll. Die Polizei würde Sheilas Fingerabdrücke finden. McGuane und seine Leute würden auch erfahren, dass Sheila Rogers bei ihm war.«

»Und dann würden alle anfangen, nach Sheila Rogers zu suchen«, sagte ich.

»Ja.«

»Und das warst jetzt du. Also musstest du verschwinden.«

»Ich wollte es dir sagen, aber Ken war eisern. Es wäre einfach sicherer für dich, wenn du nichts wüsstest. Und dann hat er noch gesagt, dass wir auch an Carly denken müssen. Die hatten ihre Mutter gefoltert und umgebracht. Ich hätte es mir nie verziehen, wenn Carly was passiert wäre.«

»Wie alt ist Carly?«

»Inzwischen fast zwölf.«

»Dann ist sie also schon vor Kens Flucht geboren worden.«

»Ich glaube, sie war sechs Monate alt.«

Noch ein wunder Punkt. Ken hatte eine Tochter gehabt, und er hatte mir nie von ihr erzählt. Ich fragte: »Wieso hat er so ein Geheimnis aus ihr gemacht?«

»Weiß ich auch nicht.«

Bisher war mir das alles logisch vorgekommen, doch wie Carly da hineinpasste war mir unklar. Ich überlegte. Sechs Monate vor seinem Verschwinden. Was hatte er da gemacht? Das war ungefähr die Zeit, als ihn das FBI umgedreht hatte. Ob es da irgendwelche Zusammenhänge gab? Ob Ken Angst gehabt hatte, dass er seine kleine Tochter in Gefahr bringen könnte? Das wäre durchaus möglich.

Nein, irgendetwas fehlte mir da.

Ich wollte gerade nachhaken und versuchen, weitere Einzelheiten herauszubekommen, als mein Handy zirpte. Wahrscheinlich Squares. Ich warf einen Blick auf die angezeigte Nummer. Nein, nicht Squares. Aber ich erkannte die Nummer sofort. Katy Miller. Ich hob das Telefon ans Ohr.

»Katy?«

»Ooooh, nein, schade, das ist leider nicht richtig. Einen Versuch hast du noch.«

Die Angst packte mich erneut. Großer Gott. Der Ghost. Ich schloss die Augen.

»Wenn du ihr was antust, ich schwöre ...«

»Also bitte, Will«, unterbrach mich der Ghost. »Haltlose Drohungen sind doch unter deinem Niveau.«

»Was willst du?«

»Wir müssen uns mal unterhalten, alter Freund.«

»Wo ist sie?«

»Wer? Ach so, Katy? Die ist hier bei mir.«

»Ich will sie sprechen.«

»Du glaubst mir nicht, Will? Das verletzt mich.«

»Ich will sie sprechen«, wiederholte ich.

»Du willst einen Beweis, dass sie lebt?«

»So was in der Art.«

»Wie wär's damit«, schlug der Ghost in seinem seidigsten Raunen vor. »Ich kann sie für dich schreien lassen. Wie wäre das?«

Wieder schloss ich die Augen.

»Ich kann dich nicht hören, Will.«

»Nein.«

»Bestimmt nicht? Das würde überhaupt keine Umstände machen. Ein schriller, nervenzerfetzender Schrei. Was meinst du?«

»Tu ihr bitte nichts«, sagte ich. »Sie hat nichts damit zu tun.«

»Wo bist du?«

»An der Park Avenue South.«

»Genauer, bitte.«

Ich nannte ihm eine Adresse zwei Straßen weiter.

»Ich schick dir einen Wagen, der ist in fünf Minuten da. Du steigst da ein. Verstanden?«

»ja.«

»Und noch was, Will.«

»Was?«

»Ruf niemanden an. Sag keinem etwas davon. Katy Miller hat von einer früheren Begegnung her einen verletzten Hals. Ich kann dir gar nicht sagen, wie verlockend es wäre, damit

rumzuspielen.« Er hielt inne und flüsterte: »Kannst du mir noch folgen, Nachbar?«

»Ja.«

»Dann halt die Ohren steif. Bald ist alles vorbei.«

53

Claudia Fisher platzte in Joseph Pistillos Büro.

Pistillo hob den Kopf. »Was ist?«

»Raymond Cromwell hat sich nicht zurückgemeldet.«

Cromwell war der Undercover-Agent, den sie Ken Kleins Anwalt Joshua Ford zur Seite gestellt hatten. »Ich dachte, der ist verkabelt?«

»Sie hatten einen Termin bei McGuane. Da konnte er keinen Sender tragen.«

»Und seitdem hat ihn niemand mehr gesehen?«

Fisher nickte. »Genauso wenig wie Ford. Beide sind verschwunden.«

»Herrgott.«

»Also, was wollen Sie unternehmen?«

Pistillo war schon aufgesprungen. »Ich brauche alle verfügbaren Agenten. Wir durchsuchen McGuanes Büro, und zwar sofort.«

Nora so allein zurückzulassen - ich hatte mich schon an den Namen gewöhnt - war mehr als herzerreißend, doch was sollte ich tun? Die Vorstellung, dass Katy mit diesem sadistischen Psychopathen allein war, ging mir bis ins Mark. Ich erinnerte mich, wie es war, hilflos ans Bett gefesselt zu sein, während er über sie herfiel. Ich schloss die Augen und verdrängte das Bild.

Nora versuchte, mich aufzuhalten, aber sie verstand mich. Ich konnte nicht anders. Unser Abschiedskuss war fast zu zärtlich. Ich riss mich los. Wieder standen ihr Tränen in den Augen.

»Komm zu mir zurück«, sagte sie.

Ich versprach es ihr und hastete nach draußen.

Das Auto war ein schwarzer Ford Taurus mit getönten Scheiben. Nur der Fahrer saß darin. Ich erkannte ihn nicht. Er reichte mir eine Schlafbrille, wie sie in Flugzeugen ausgegeben werden, und wies mich an, sie aufzusetzen und mich auf den Rücksitz zu legen. Ich gehorchte. Er ließ den Wagen an und fuhr los. Ich nutzte die Zeit zum Nachdenken. Ich wusste jetzt eine ganze Menge. Nicht alles. Nicht genug. Aber doch einiges. Und ich war mir ziemlich sicher, dass der Ghost Recht hatte: Bald würde alles vorbei sein.

Ich ließ mir das Ganze durch den Kopf gehen und reimte mir Folgendes zusammen: Ken war vor elf Jahren zusammen mit seinen alten Freunden McGuane und dem Ghost in illegale Aktivitäten verwickelt gewesen. Das ließ sich inzwischen nicht mehr leugnen. Ken war auf Abwege geraten. Für mich mochte er ein Held gewesen sein, aber meine Schwester Melissa hatte mir klar gemacht, dass Gewalt ihn schon immer angezogen hatte. Ich konnte das etwas harmloser ausdrücken und sagen, dass er sich nach Action sehnte, nach Nervenkitzel. Doch das war nur Wortklauberei.

Und irgendwann war Ken erwischt worden und hatte eingewilligt, sich an der Jagd auf McGuane zu beteiligen. Er setzte sein Leben aufs Spiel. Er tauchte unter. Er trug ein Aufzeichnungsgerät. Irgendwie hatten McGuane und der Ghost davon Wind bekommen. Ken verschwand. Er kam nach Hause, obwohl mir nicht ganz klar ist, was er da wollte. Ich verstand auch nicht recht, was Julie mit der ganzen Sache zu tun hatte. Nach allem, was man hörte, war sie über ein Jahr lang nicht zu Hause

gewesen. War ihre Rückkehr ein Zufall? War sie Ken gefolgt? Vielleicht aus Liebe? Oder weil er sie mit Drogen versorgte? War der Ghost ihr gefolgt, weil er wusste, dass sie ihn früher oder später zu Ken führen würde?

Das wusste ich alles nicht. Zumindest noch nicht.

Jedenfalls hatte der Ghost sie aufgespürt, wahrscheinlich in flagranti. Er war über sie hergefallen. Ken wurde verletzt, konnte aber entkommen. Julie hatte weniger Glück. Der Ghost wollte Ken unter Druck setzen, also hängte er ihm den Mord an. Ken geriet in Panik, dass man ihn umbringen könnte oder noch Schlimmeres, und flüchtete. Er nahm seine feste Freundin Sheila Rogers und ihr Baby Carly mit. Die drei verschwanden.

Sogar unter meiner Schlafbrille merkte ich, dass es dunkler wurde. Es dröhnte. Wir fuhren durch einen Tunnel. Vielleicht durch den Midtown, aber ich vermutete, dass wir im Lincoln waren und Richtung New Jersey fuhren. Jetzt dachte ich an Pistillo und seine Rolle in der ganzen Sache. Für ihn ging es um den alten »Der Zweck heiligt die Mittel«-Streit. Unter anderen Umständen hätte er vielleicht größeren Wert auf die Mittel gelegt, dieser Fall jedoch lag ihm persönlich am Herzen. Sein Standpunkt war leicht einzusehen. Ken war ein Krimineller. Er hatte eine Abmachung getroffen und - ganz gleich, aus welchen Gründen - dagegen verstoßen, indem er durchgebrannt war. Die Jagd auf ihn war eröffnet. Man erklärt ihn zum flüchtigen Schwerverbrecher und lässt die ganze Welt im Schlamm wühlen und nach dem Mann suchen.

Jahre vergehen. Ken und Sheila bleiben zusammen. Ihre Tochter Carly wächst heran. Dann wird Ken eines Tages verhaftet. Er wird in die Staaten zurückgebracht und ist vermutlich überzeugt, dass man ihn für den Mord an Julie Miller ins Gefängnis stecken wird. Aber die Behörden wussten die ganze Zeit

Bescheid. Sie wollen ihn gar nicht deswegen. Sie wollen den Kopf des Drachen. McGuane. Und Ken kann immer noch helfen, ihn ans Messer zu liefern.

Also treffen sie ein Abkommen. Ken versteckt sich in New Mexico. Als sie glauben, dass keine Gefahr mehr besteht, kommen Sheila und Carly aus Schweden nach. Aber McGuane ist ein mächtiger Feind. Er findet heraus, wo sie stecken. Er schickt zwei Männer. Ken ist nicht zu Hause, doch sie foltern Sheila, um herauszukriegen, wo er ist. Ken überrascht sie dabei, tötet sie, packt seine verletzte Freundin und seine Tochter ins Auto und ist wieder auf der Flucht. Er warnt Nora, die unter Sheilas Namen lebt, dass die Behörden und McGuane nach ihr suchen werden. Auch sie muss flüchten.

Das war so ziemlich alles, was ich wusste.

Der Ford Taurus hielt an. Ich hörte, wie der Fahrer den Motor abstellte. Schluss mit der Passivität, dachte ich. Wenn ich die Hoffnung nicht gleich aufgeben wollte, mit dem Leben davonzukommen, musste ich entschlossener auftreten. Ich nahm die Schlafbrille ab und sah auf die Uhr. Wir waren eine Stunde unterwegs gewesen. Dann setzte ich mich auf.

Wir standen mitten im dichten Wald. Der Boden war von Kiefernadeln bedeckt. Die Bäume grüntem üppig. Es gab eine Art Hochsitz, eine kleine Aluminiumkonstruktion auf einer etwa drei Meter hohen Plattform. Er wirkte wie ein überdimensionierter, rein funktional gestalteter Geräteschuppen. Heruntergekommen und Industriedesign zugleich. Rost nagte an Tür und Kanten.

Der Fahrer drehte sich um. »Aussteigen.«

Ich gehorchte. Ich sah weiter zu der Metallkonstruktion hinüber. Die Tür öffnete sich und der Ghost trat heraus. Ganz in Schwarz, als wäre er auf dem Weg zu einer Dichterlesung im Village. Er winkte mir zu.

»Hallo, Will.«

»Wo ist sie?«, fragte ich.

»Wer?«

»Lass den Scheiß.«

Der Ghost verschränkte die Arme. »Hach«, sagte er, »wir sind aber ein tapferer kleiner Soldat.«

»Wo ist sie?«

»Meinst du Katy Miller?«

»Das weißt du ganz genau.«

Der Ghost nickte. Er hielt etwas in der Hand. Ein Stück Seil. Vielleicht ein Lasso. Ich erstarrte. »Sie sieht ihrer Schwester so ungeheuer ähnlich, findest du nicht? Wie hätte ich da widerstehen können? Ach, dieser Hals. Dieser schöne Schwanenhals. Schon ganz blutunterlaufen ...«

Ich versuchte, das Zittern aus meiner Stimme zu verbannen.
»Wo ist sie?«

Er blinzelte. »Sie ist tot, Will.«

Mein Herz wurde schwer.

»Ich hab mich beim Warten gelangweilt, und da ...« Dann fing er an zu lachen. Sein Gelächter hallte durch die Stille, zerriss die Luft und fuhr durch die Blätter. Ich stand bewegungslos da. Er deutete auf mich und rief: »Reingefallen! Ach, ich mach nur Witze, Willie-Boy. War doch nur Spaß. Katy fehlt nichts.« Er winkte mich heran. »Komm, schau selbst.«

Ich hastete zur Plattform. Das Herz steckte mir ganz oben im Hals fest. Dort stand eine rostige Leiter. Ich stieg hinauf. Der Ghost lachte immer noch. Ich drängte mich an ihm vorbei und öffnete die Tür zu dem Aluminiumverschlag. Dann wandte ich mich nach rechts.

Da war Katy.

Das Lachen des Ghost klang mir noch in den Ohren. Ich stürzte zu ihr. Ihre Augen waren offen, auch wenn sie durch ein

paar Haarsträhnen verdeckt waren. Die Blutergüsse an ihrem Hals hatten sich in ein ungesundes Gelb verfärbt. Ihre Arme waren an einen Stuhl gefesselt, doch sie schien unverletzt zu sein.

Ich bückte mich und schob das Haar zur Seite. »Wie geht's dir?«, fragte ich.

»Mir fehlt nichts.«

Mein Zorn wurde immer größer. »Hat er dir was getan?«

Katy Miller schüttelte den Kopf. Ihre Stimme zitterte. »Was will er von uns?«

»Ach, die Frage lassen Sie mich doch bitte beantworten.«

Wir drehten uns um, als der Ghost eintrat. Er ließ die Tür offen. Der Boden lag voller Scherben von zerbrochenen Bierflaschen. In der einen Ecke stand ein alter Aktenschrank. In der anderen lag ein zugeklappter Laptop. Drei alte Metall-Klappstühle, wie man sie von Schulversammlungen kennt, standen herum. Auf einem saß Katy. Der Ghost setzte sich auf den zweiten und bedeutete mir, zu seiner Linken Platz zu nehmen. Ich blieb stehen. Der Ghost seufzte und stand wieder auf.

»Ich brauche deine Hilfe, Will.« Er wandte sich zu Katy. »Und ich dachte, wenn Miss Miller uns Gesellschaft leistet, na ja ...«, er bedachte mich mit diesem Grinsen, bei dem es mir kalt den Rücken herunterlief, »... ich hielt das für eine Art Motivationshilfe.«

Ich richtete mich auf. »Wenn du ihr was tust, wenn du sie auch nur anfasst ...«

Der Ghost ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er zuckte nicht zurück. Aber plötzlich schoss seine Hand hoch und traf mich mit ausgestreckten Fingern unter dem Kinn. Ein würgendes Geräusch entwich meinen Lippen. Es fühlte sich an, als hätte ich meine eigene Kehle verschluckt. Ich taumelte und wandte mich ab. Der Ghost ließ sich Zeit. Er beugte sich etwas herab und

schlug einen Aufwärtshaken. Seine Fingerknöchel landeten genau auf meiner Niere. Ich ging sofort in die Knie.

Er sah zu mir herab. »Dein Getue geht mir langsam auf die Nerven, Willie-Boy.«

Ich musste fast kotzen.

»Wir müssen Kontakt zu deinem Bruder aufnehmen«, fuhr er fort. »Deshalb bist du hier.«

Ich sah auf. »Ich weiß nicht, wo er ist.«

Der Ghost glitt davon. Er stellte sich hinter Katys Stuhl. Sanft, fast zu sanft legte er ihr die Hände auf die Schultern. Sie zuckte zusammen, als er sie berührte. Er streckte beide Zeigefinger aus und streichelte die Blutergüsse an ihrem Hals.

»Ich sag die Wahrheit.«

»Ach, ich glaub dir ja«, sagte er.

»Was willst du dann?«

»Ich weiß, wie man Ken erreicht.«

Ich war verwirrt. »Was?«

»Hast du mal so einen alten Film gesehen, wo der Flüchtige Nachrichten in den Kleinanzeigen aufgibt?«

»Ich glaub schon.«

Der Ghost lächelte, als freute er sich über meine Antwort. »Ken ist schon einen Schritt weiter. Er benutzt eine Newsgroup im Internet. Genauer gesagt liest und schreibt er Nachrichten in einer Gruppe namens rec.music.elvis. Wie nicht anders zu erwarten, ist das ein Forum für Elvis-Fans. Wenn sein Anwalt ihn zum Beispiel erreichen musste, hat er da unter einem Codenamen Datum und Uhrzeit hinterlassen. Dann wusste Ken, wann er besagten Anwalt per IM erreichen konnte.«

»IM?«

»Instant Messaging. Ich nehme an, das hast du auch schon mal benutzt. Wie ein privater Chatroom. Vollkommen anonym.«

»Woher weißt du das alles?«, fragte ich.

Er lächelte wieder und seine Hände wanderten näher an Katys Hals heran. »Recherche«, sagte er. »Eine meiner Stärken.« Er ließ Katy los. Ich merkte, dass ich den Atem angehalten hatte. Er griff in die Tasche und nahm das Lasso wieder heraus.

»Und wofür brauchst du mich dann?«, fragte ich.

»Dein Bruder wollte sich nicht mit seinem Anwalt treffen«, sagte der Ghost. »Ich nehme an, er hat eine Falle gewittert. Wir haben aber einen neuen Termin für eine IM vereinbart. Wir hoffen sehr, dass du ihn zu einem Treffen mit uns überreden kannst.«

»Und wenn nicht?«

Er hielt das Seil hoch. Am Ende war ein Griff befestigt. »Weißt du, was das ist?«

Ich antwortete nicht.

»Ein Lasso aus dem Pandschab«, sagte er im Vortragston. »Die Thugs haben es benutzt. Sie waren als die >Lautlosen Mor-den bekannt. Aus Indien. Manche glauben, dass sie im neunzehnten Jahrhundert ausgerottet wurden. Andere sind sich da nicht so sicher.« Er sah Katy an und hielt die primitive Waffe hoch. »Muss ich noch mehr sagen, Will?«

Ich schüttelte den Kopf. »Er wird merken, dass es eine Falle ist«, sagte ich.

»Deine Aufgabe besteht darin, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Wenn dir das nicht gelingt ...«, er blickte auf und lächelte, »... dann ist die gute Nachricht, dass du mit eigenen Augen sehen kannst, wie Julie damals gelitten hat.«

Ich fühlte, wie mir das Blut in den Kopf schoss. »Du wirst ihn umbringen«, sagte ich.

»Ach, nicht unbedingt.«

Ich wusste, dass das gelogen war, aber sein Gesichtsausdruck wirkte beängstigend aufrichtig.

»Dein Bruder hat belastende Aufnahmen gemacht«, sagte er.
»Aber er hat sie dem FBI noch nicht gezeigt. Er hat das Zeug die ganze Zeit versteckt gehalten. Das ist gut. Es zeigt Kooperationsbereitschaft; er ist immer noch der alte Ken, den wir kennen und lieben. Und ...«, er brach ab und überlegte, »... er hat etwas, das ich gern hätte.«

»Und was ist das?«, fragte ich.

Er übergab meine Frage. »Also Folgendes: Wenn er mir alles überlässt und verspricht, wieder unterzutauchen, dann können wir alle unserer Wege gehen.«

Eine Lüge. Das wusste ich. Er würde Ken umbringen. Er würde uns alle umbringen. Daran gab es für mich keinen Zweifel. »Und wenn ich dir nicht glaube?«

Er ließ das Lasso um Katys Hals fallen. Sie stieß einen unterdrückten Schrei aus. Der Ghost lächelte und sah mir in die Augen. »Spielt das noch irgendeine Rolle?«

Ich schluckte. »Ich glaube nicht.«

»Glaube?«

»Ich mach's.«

Er ließ das Lasso los; es hing wie eine perverse Kette um ihren Hals. »Nicht berühren«, sagte er. »Wir haben noch eine Stunde Zeit. So lange kannst du ihren Hals betrachten, Will. Und deiner Fantasie freien Lauf lassen.«

54

Sie hatten McGuane auf dem falschen Fuß erwischt.

Er musste mit ansehen, wie das FBI seine Räume stürmte. Damit hatte er nicht gerechnet. Natürlich war Joshua Ford ein wichtiger Mann. Natürlich würde sein Verschwinden Fragen aufwerfen, obwohl sie Ford gezwungen hatten, seine Frau anzu-

rufen und ihr zu sagen, dass er »in einer heiklen Angelegenheit« die Stadt verlassen müsse. Aber eine so heftige Reaktion? Das kam ihm übertrieben vor.

Egal. McGuane war jederzeit auf alles vorbereitet. Er hatte das Blut mit einem neu entwickelten Peroxidreiniger entfernen lassen, so dass selbst ein Luminoltest ergebnislos verlaufen würde. Haare und Fasern waren ebenfalls beseitigt, aber selbst wenn sie ein paar fanden ...? Er würde nicht bestreiten, dass Ford und Cromwell hier gewesen waren. Er würde es bereitwillig zugeben. Er würde hinzufügen, dass sie wieder gegangen waren. Und das konnte er beweisen: Sein Sicherheitsdienst hatte das echte Überwachungsvideo längst gegen das digital bearbeitete ausgetauscht, auf dem man sah, wie Ford und Cromwell aus freien Stücken das Gebäude verließen.

McGuane drückte einen Knopf, der die Computerdateien automatisch löschte und überformatierte. Sie würden nichts finden. McGuane legte automatische Backups per E-Mail an. Der Rechner schickte stündlich eine E-Mail an einen geheimen Account. So wurden die Dateien sicher im Cyberspace aufbewahrt. Nur McGuane kannte die Adresse. Er konnte jederzeit auf das Backup zugreifen.

Er erhob sich und richtete seine Krawatte, als Pistillo mit Claudia Fisher und zwei anderen Agenten zur Tür hereinstürmte. Pistillo richtete seine Waffe auf McGuane.

McGuane breitete die Arme aus. Keine Angst. Niemals Angst zeigen. »Was für eine nette Überraschung.«

»Wo sind sie?«, rief Pistillo.

»Wer?«

»Joshua Ford und Special Agent Raymond Cromwell.«

McGuane verzog keine Miene. Ah, das erklärte es. »Wollen Sie damit sagen, Mr Cromwell ist ein Mitarbeiter des FBI?«

»Genau«, bellte Pistillo. »Also, wo ist er?«

»Dann möchte ich eine Beschwerde einreichen.«

»Was?«

»Agent Cromwell hat sich mir als Anwalt vorgestellt«, fuhr McGuane mit seiner ruhigsten Stimme fort. »Ich habe das für bare Münze genommen. Ich habe ihm vertraut, weil ich davon ausging, dass mich das Anwaltsgeheimnis schützt, jetzt sagen Sie, dass er ein verdeckter Agent ist. Ich möchte sicherstellen, dass nichts, was ich gesagt habe, gegen mich verwendet wird.«

Pistillo war rot im Gesicht. »Wo ist er, McGuane?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Er ist zusammen mit Mr Ford gegangen.«

»Welcher Art waren Ihre Geschäfte mit den beiden?«

McGuane lächelte. »Das wissen Sie doch besser, Pistillo. Unsere Unterredung unterliegt dem Anwaltsgeheimnis.«

Pistillo hätte gern abgedrückt. Er zielte McGuane mitten ins Gesicht. Der verzog immer noch keine Miene. Pistillo senkte die Waffe. »Alles durchsuchen«, bellte er. »Einpacken und beschriften. Er steht unter Arrest.«

McGuane ließ sich Handschellen anlegen. Von dem Überwachungsvideo sagte er nichts. Das sollten sie ruhig selber finden. Auf die Art würde es viel mehr Eindruck machen. Doch als ihn die Agenten hinauszerren, war ihm trotzdem klar, dass das hier nicht gut lief. Seine dreiste Tat machte ihm keine Sorgen - Cromwell war, wie gesagt, nicht der erste FBI-Agent, den er auf dem Gewissen hatte -, aber ihn ließ die Frage nicht los, ob er nicht etwas übersehen, sich irgendeine Blöße gegeben hatte, ob er schließlich doch einen Kardinalfehler begangen hatte, der ihn Kopf und Kragen kosten würde.

Der Ghost verschwand im Wald und ließ Katy und mich allein zurück. Ich saß auf meinem Stuhl und starrte auf das Lasso um ihren Hals. Es hatte den beabsichtigten Effekt. Ich würde kooperieren. Ich würde nicht riskieren, dass sich diese Schlinge um den Hals des verängstigten Mädchens zusammenzog.

Katy sah mich an und sagte: »Er bringt uns um.«

Das stand außer Frage. Sie hatte natürlich Recht, doch ich stritt es trotzdem ab. Ich versprach ihr, dass alles gut ausgehen, dass ich einen Ausweg finden würde, aber ich glaube nicht, dass ich ihre Sorgen zerstreuen konnte. Kein Wunder. Meinem Kehlkopf ging es wieder besser, aber meine Niere schmerzte immer noch von dem Schlag. Ich ließ den Blick durch den Raum wandern.

Nachdenken, Will. Und zwar schnell.

Ich wusste, wie es weiterging. Der Ghost würde mich das Treffen vereinbaren lassen. Sobald Ken auftauchte, waren wir alle tot. Ich dachte darüber nach. Ich konnte versuchen, meinen Bruder zu warnen. Vielleicht konnte ich irgendeinen Code verwenden. Unsere einzige Hoffnung bestand darin, dass Ken die Falle witterte und den Gegner überraschte. Aber ich musste auch andere Möglichkeiten in Erwägung ziehen. Ich musste weiter nach einem Ausweg suchen, nach irgendeinem Ausweg, auch wenn das hieß, dass ich mich selbst opferte, um Katy zu retten. Irgendwann würde sich eine Chance bieten, er würde einen Fehler machen. Ich musste bereit sein und ihn nutzen.

Katy flüsterte: »Ich weiß, wo wir sind.«

Ich wandte mich zu ihr. »Wo?«

»Wir sind im South-Orange-Wasserschutzgebiet«, sagte sie.

»Hier sind wir immer zum Biertrinken hergekommen. Es ist gar nicht weit bis zur Hobart Gap Road.«

»Wie weit?«, fragte ich.

»Knapp zwei Kilometer oder so.«

»Kennst du den Weg? Also, falls wir abhauen, findest du dann dahin?«

»Ich glaub schon«, sagte sie. Dann nickte sie: »Ja. Ja, das schaff ich.«

Na gut. Das war ja schon mal was. Vielleicht nicht viel, aber immerhin ein Anfang. Ich sah zur Tür hinaus. Der Fahrer lehnte am Auto. Der Ghost stand neben ihm. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und wippte auf den Zehenspitzen. Sein Blick war nach oben gerichtet, als beobachte er Vögel. Der Fahrer zündete sich eine Zigarette an. Der Ghost rührte sich nicht. Schnell erforschte ich den Fußboden und fand, was ich suchte - eine große Glasscherbe. Ich warf noch einen Blick aus der Tür. Keiner der beiden sah her. Also kroch ich hinter Katys Stuhl.

»Was machst du denn da?«, flüsterte sie.

»Ich schneid dich jetzt los.«

»Spinnst du? Wenn er das sieht...«

»Irgendwas müssen wir doch tun«, sagte ich.

»Aber ...« Katy hielt inne. »Auch wenn du mich losschneidest, was dann?«

»Weiß ich nicht«, gab ich zu. »Aber halt dich bereit. Irgendwann ergibt sich schon eine Fluchtgelegenheit. Die müssen wir nutzen.«

Ich drückte die scharfe Kante gegen das Seil und fing an, hin und her zu sägen. Das Seil franste ein bisschen aus. Ich machte keine großen Fortschritte, versuchte aber, mich zu beeilen. Faser für Faser gab das Seil nach.

Ich hatte es etwa zur Hälfte durchtrennt, als ich spürte, wie

die Plattform erbebt. Es war jemand auf der Leiter. Katy wimmerte leise. Ich rollte mich weg und saß, kurz bevor der Ghost eintrat, wieder auf meinem Stuhl. Er sah mich an.

»Du bist ja ganz außer Atem, Willie-Boy.«

Ich schob die Glasscherbe hinter mich auf den Stuhl; fast saß ich darauf. Der Ghost betrachtete mich stirnrunzelnd. Ich sagte nichts. Mein Puls raste. Der Ghost sah Katy an. Sie versuchte, aufsässig zurückzustarren. Sie war so verdammt tapfer. Aber als ich zu ihr hinüberschaute, packte mich wieder die Angst.

Das ausgefranzte Seil war deutlich zu sehen.

Der Ghost kniff die Augen zusammen.

»Und, geht's jetzt endlich weiter?«, fragte ich.

Das reichte als Ablenkung. Der Ghost wandte sich zu mir. Katy veränderte die Position ihrer Hände so, dass das angeschnittene Seil etwas bedeckt war. Nicht viel, wenn man genau hinsah. Doch vielleicht reichte es. Der Ghost wartete einen Moment und ging dann den Laptop holen. Eine Sekunde lang - einen ganz kurzen Augenblick - wandte er mir den Rücken zu.

Jetzt, dachte ich.

Ich wollte aufspringen und dem Ghost die Glasscherbe wie ein selbst gebasteltes Gefängnismesser in den Hals rammen. Schnell überlegte ich. War ich zu weit weg? Wahrscheinlich. Und der Fahrer? War der bewaffnet? Traute ich mich ... ?

Der Ghost fuhr wieder herum. Falls das eine Gelegenheit gewesen war, war sie jetzt verstrichen. Der Computer lief bereits. Der Ghost tippte ein bisschen. Er stellte mit einem Modem die Verbindung her. Er klapperte noch etwas mit der Tastatur, und ein Eingabefeld erschien. Er lächelte mir zu und sagte: »Zeit für einen Chat mit Ken.«

Mein Magen verkrampfte sich. Der Ghost drückte die Eingabetaste. Auf dem Bildschirm sah ich, was er geschrieben hatte:

Bist du da?

Wir warteten. Die Antwort kam einen Augenblick später.

Hier.

Der Ghost lächelte. »Ah, Ken.« Er tippte wieder ein bisschen und drückte die Eingabetaste.

Ich bin's, Will. Ich bin bei Ford.

Eine lange Pause entstand.

Wie heißt das erste Mädchen, mit dem du rumgemacht hast?

Der Ghost wandte sich zu mir. »Hab ich's mir doch gedacht. Er will Beweise, dass du's wirklich bist.«

Ich sagte nichts, aber meine Gedanken überschlugen sich.

»Ich weiß, was du denkst«, fuhr er fort. »Du willst ihn warnen. Du willst ihm eine Antwort geben, die ganz nahe an der Wahrheit ist.« Er trat zu Katy hinüber. Er hob den Griff des Lassos an. Er zog nur ein klein wenig daran. Das Seil legte sich um ihren Hals.

»So sieht's aus, Will. Ich möchte, dass du aufstehst. Ich möchte, dass du zum Computer gehst und die korrekte Antwort eintippst. Ich zieh das Seil langsam enger. Wenn du irgendwelche Tricks versuchst - wenn ich auch nur den Verdacht habe, dass du irgendwelche Tricks versuchst -, hör ich erst auf, wenn sie tot ist. Verstanden?«

Ich nickte.

Er zog das Lasso ein bisschen enger. Katy gab ein Geräusch von sich. »Los«, sagte er.

Ich hastete zum Bildschirm. Angst lähmte meinen Verstand. Er hatte Recht. Ich hatte versucht, mir eine gute Lüge auszudenken, irgendwas, womit ich Ken warnen konnte.

Doch das ging nicht. Jetzt nicht mehr. Ich legte die Finger auf die Tastatur und tippte:

Cindi **Shapiro**.

Der Ghost lächelte. »Im Ernst? Mann, das war 'ne scharfe Braut, Will. Ich bin beeindruckt.«

Er ließ das Lasso los. Katy schnappte nach Luft. Er trat wieder an die Tastatur. Ich sah zu meinem Stuhl hinüber. Die Glascherbe war unübersehbar. Schnell setzte ich mich wieder. Wir warteten auf die Antwort.

Geh nach Hause, Will.

Der Ghost rieb sich das Gesicht. »Interessante Antwort«, sagte er. Er überlegte. »Wo wart ihr beiden?«

»Was?«

»Cindi Shapiro. Wart ihr bei ihr, bei dir oder wo?«

»Bei Eric Frankels Bar-Mizwa.«

»Weiß Ken das?«

»Ja.«

Der Ghost lächelte. Er tippte wieder.

Du hast mich auf die Probe gestellt. Jetzt du. Wo hab Ich mit Cindi rumgemacht?

Wieder eine lange Pause. Ich saß wie auf glühenden Kohlen. Es war ein schlauer Schachzug des Ghost, den Spieß ein bisschen umzudrehen. Vor allem jedoch wussten wir wirklich nicht, ob Ken am anderen Ende war oder nicht. Die Antwort würde es erweisen.

Dreißig Sekunden vergingen. Dann:

Geh nach Hause, Will.

Der Ghost tippte weiter.

Ich muss wissen, ob du's bist.

Eine längere Pause. Und dann endlich:

Frankels Bar-Mizwa. Jetzt geh nach Hause.

Noch ein Schock. Es war Ken ...

Ich sah zu Katy hinüber. Unsere Blicke trafen sich. Der Ghost tippte wieder.

Wir müssen uns treffen.

Die Antwort kam sehr schnell: **Geht nicht.**

Bitte. Wichtig.

Geh nach Hause, Will. Gefährlich.

Wo bist du?

Wie hast du Ford gefunden?

»Hmm«, sagte der Ghost. Dann tippte er: **Pistillo.**

Wieder eine lange Pause.

Ich hab von Mom gehört. War's sehr schlimm?

Dazu befragte der Ghost mich gar nicht. **Ja.**

Wie geht's Dad?

Nicht gut. Wir müssen dich sehen.

Wieder eine Pause: **Geht nicht.**

Wir können dir helfen.

Haltet euch besser raus.

Der Ghost sah mich an. »Sollen wir ihn mit seinem Lieblingslaster in Versuchung führen?«

Ich hatte keine Ahnung, was er meinte, aber ich sah zu, wie er tippte und die Eingabetaste drückte:

Wir können Geld besorgen. Brauchst du welches?

Bald. Aber das geht per Auslandsüberweisungen.

Und dann tippte der Ghost, als lese er meine Gedanken:

Ich muss dich dringend sehen. Bitte.

Ich liebe dich, Will. Geh nach Hause.

Wieder tippte der Ghost, als könnte er in mich hineinsehen:

Warte.

Ich logg mich jetzt aus. Mach dir keine Sorgen.

Der Ghost seufzte tief. »Das wird nichts«, sagte er laut. Schnell tippte er:

Logg dich aus, Ken, und dein Bruder stirbt.

Pause. Dann: **Wer ist da?**

Der Ghost lächelte. **Einmal darfst du raten. Tipp: Casper, der Freundliche.**

Diesmal keine Pause.

Lass **ihn in Ruhe, John.**

Wüsste nicht, warum.

Er hat nichts damit zu tun.

Du weißt doch, dass du nicht auf mein Mitleid zählen kannst.
Komm her und gib mir, was ich will, dann lass ich ihn leben.

Lass ihn erst gehen, dann kriegst du, was du willst.

Der Ghost lachte und klapperte mit den Tasten.

Also bitte. Der Hof, Ken. Du erinnerst dich doch noch an den Hof. Du hast drei Stunden Zeit.

Unmöglich. Ich bin nicht mal an der Ostküste.

Der Ghost murmelte: »Blödsinn.« Dann tippte er hektisch:

Dann sieh mal zu. Drei Stunden. Wenn du nicht da bist, schneid ich ihm einen Finger ab. Nach jeder halben Stunde noch einen. Dann die Zehen. Dann werd ich kreativ. Im Hof, Ken. Drei Stunden.

Der Ghost trennte die Verbindung. Er schlug den Laptop zu und stand auf.

»Na also«, sagte er und lächelte. »Das ist doch ganz gut gelaufen, oder?«

56

Nora rief Squares auf dem Handy an. Sie berichtete ihm in Kurzfassung alles, was mit ihrem Verschwinden zu tun hatte. Squares unterbrach sie nicht und fuhr die ganze Zeit auf sie zu. Sie trafen sich vor dem Metropolitan-Life-Gebäude an der Park Avenue.

Sie sprang in den Bus und umarmte ihn. Es war ein schönes Gefühl, wieder im Streetworker-Bus zu sein.

»Wir können nicht zur Polizei«, sagte Squares.

Sie nickte. »Das hat Will ganz deutlich gemacht.«

»Was tun wir dann?«

»Weiß ich auch nicht. Aber ich hab Angst, Squares. Wills Bruder hat mir Sachen über die erzählt. Die bringen ihn bestimmt um.«

Squares überlegte. »Wie nimmst du Kontakt zu Ken auf?«

»Über eine Newsgroup.«

»Wir schicken ihm eine Nachricht. Vielleicht fällt ihm ja was ein.«

Der Ghost hielt Abstand.

Die Zeit wurde knapp. Ich blieb wachsam. Wenn sich eine Gelegenheit bot, irgendeine, dann wollte ich es riskieren. Ich verbarg die Scherbe unter der Hand und studierte seinen Hals. Im Kopf ging ich schon mal durch, wie es laufen könnte. Ich versuchte vorauszusehen, welche Abwehrbewegung der Ghost machen würde und wie ich sie kontern konnte. Ich überlegte, wo wohl seine Adern lagen. Wo war er am verwundbarsten, wo war sein Fleisch am weichsten?

Ich sah zu Katy hinüber. Sie hielt sich gut. Wieder musste ich an Pistillos Worte denken, wie unerbittlich er darauf bestanden hatte, dass ich Katy Miller nicht mit in diese Sache hineinzog. Er hatte Recht. Es war meine Schuld. Ich hätte von Anfang an ablehnen sollen, als sie mir helfen wollte. Ich hatte sie in Gefahr gebracht. Dass ich ihr wirklich helfen wollte, dass ich besser als die meisten anderen verstand, wie sehr sie sich nach einem Schlusstrich sehnte, linderte meine Schuldgefühle nicht sehr.

Ich musste sie retten.

Ich sah wieder zum Ghost hinüber. Er starrte mich an. Ich blinzelte nicht.

»Lass sie gehen«, sagte ich.

Er tat, als müsse er gähnen.

»Ihre Schwester war nett zu dir.«

»Und?«

»Es gibt keinen Grund, ihr was anzutun.«

Der Ghost hob die Hände und sagte in seinem leisen, lispelnden Tonfall: »Wer braucht denn einen Grund?«

Katy schloss die Augen. Ich gab es auf. Das machte alles nur noch schlimmer. Ich sah auf die Uhr. Noch zwei Stunden. »Der Hof«, auf dem sich die Kiffer nach einem ergötzlichen Tag an der Heritage Middle School einfanden, war höchstens fünf Kilometer entfernt. Ich wusste, warum der Ghost diesen Ort gewählt hatte. Er war leicht überschaubar. Er war abgeschieden, besonders in den Sommermonaten. Und wenn man einmal drin war, hatte man kaum noch eine Chance, lebend zu entkommen.

Das Handy des Ghost klingelte. Er sah hinunter, als höre er das Geräusch zum ersten Mal. Zum ersten Mal sah ich so etwas wie Verwirrung über sein Gesicht huschen. Ich spannte die Muskeln, wagte jedoch nicht, nach der Scherbe zu greifen. Noch nicht. Aber ich war bereit.

Er klappte sein Handy auf und hielt es ans Ohr. »Ja«, sagte er.

Er hörte zu. Ich studierte sein farbloses Gesicht. Seine Miene blieb unverändert, aber irgendetwas war passiert. Er blinzelte mehrmals. Er sah auf die Uhr. Fast zwei Minuten lang sprach er kein Wort. Dann sagte er: »Ich bin gleich da.«

Er erhob sich und kam auf mich zu. Er beugte sich zu mir herunter und flüsterte mir ins Ohr: »Wenn du diesen Stuhl verlässt, wirst du mich noch darum anflehen, dass ich dich umbringe. Verstanden?«

Ich nickte.

Der Ghost ging und schloss die Tür hinter sich. Im Raum war es dunkel. Draußen wurde das Licht langsam schwächer, die Strahlen der Sonne wurden durch die Zweige verdeckt. Nach vorne raus gab es keine Fenster, daher wusste ich nicht, was dort vor sich ging.

»Was ist los?«, flüsterte Katy.

Ich legte den Finger auf die Lippen und lauschte. Ein Anlasser drehte sich. Ein Auto sprang an. Ich dachte an seine Warnung. Ich sollte den Stuhl nicht verlassen. Man sollte dem Ghost gehorchen, andererseits jedoch würde er uns so oder so umbringen. Ich beugte mich vor und ließ mich vom Stuhl fallen. Es war nicht die geschmeidigste Bewegung. Genau genommen sogar ziemlich spastisch.

Ich sah zu Katy hinüber. Unsere Blicke trafen sich, und ich bedeutete ihr, sie solle still sein. Sie nickte.

Ich hielt mich so dicht wie möglich am Boden und kroch vorsichtig zur Tür. Ich wäre ja wie ein Infanterist auf dem Bauch gekrochen, aber die kleinen Glasscherben hätten mich in Stücke geschnitten. Ganz langsam bewegte ich mich vorwärts und versuchte, mich nicht zu verletzen.

Als ich an der Tür war, legte ich den Kopf auf den Boden und spähte durch den Spalt an der Unterkante. Ich sah den Wagen wegfahren. Ich versuchte, eine günstigere Haltung zu finden, doch das war kaum möglich. Also setzte ich mich auf und drückte das Auge an den seitlichen Türspalt. Das war noch schlechte!. Die Öffnung war gerade mal eine dünne Ritze. Ich richtete mich etwas auf, und da war er.

Der Fahrer.

Aber wo war der Ghost?

Ich überschlug die Fakten kurz. Zwei Männer, ein Auto. Ein Auto fährt weg. Ich bin nicht der große Mathematiker, aber das hieß, dass nur noch ein Mann übrig sein konnte. Ich wandte mich an Katy. »Er ist weg«, flüsterte ich.

»Was?«

»Der Fahrer ist noch da. Der Ghost ist weggefahren.«

Ich schlich zu meinem Stuhl zurück und nahm die große Scherbe an mich. So leise und behutsam wie möglich krabbel-

te ich hinter Katys Stuhl - die kleinste Gewichtsverlagerung könnte die Konstruktion ins Schwanken bringen. Ich sägte am Seil.

»Was machen wir jetzt?«, flüsterte sie.

»Du weißt, wie wir hier wegkommen«, sagte ich. »Wir hauen ab.«

»Es wird dunkel.«

»Deswegen ja auch jetzt.«

»Der andere Typ«, sagte sie. »Der könnte bewaffnet sein.«

»Ist er wahrscheinlich auch, aber willst du lieber warten, bis der Ghost zurückkommt?«

Sie schüttelte den Kopf. »Woher weißt du, dass er nicht gleich zurückkommt?«

»Überhaupt nicht.« Das Seil riss. Sie war frei. Sie rieb sich die Handgelenke, und ich sagte: »Bist du dabei?«

Sie sah mich an, und ich dachte, dass ich Ken früher vielleicht so angesehen hatte, mit dieser Mischung aus Hoffnung, Ehrfurcht und Vertrauen. Ich versuchte, mich tapfer zu geben, doch als Held bin ich nie besonders gut gewesen. Sie nickte.

Es gab ein Fenster nach hinten raus. Mein Plan, wenn man es so nennen konnte, sah vor, dass wir dieses Fenster öffneten, hinauskletterten und durch den Wald davonschlichen. Wir würden uns so leise wie möglich bewegen, aber wenn er uns hörte, würden wir losrennen. Ich verließ mich darauf, dass der Fahrer entweder unbewaffnet war oder den Auftrag hatte, auf uns aufzupassen, ohne uns zu töten oder schwer zu verletzen. Sie mussten damit rechnen, dass Ken vorsichtig war. Sie würden uns am Leben lassen - na ja, mich jedenfalls -, um ihre Falle zu bekommen.

Oder auch nicht.

Das Fenster klemmte. Ich zerrte daran und drückte gegen den

Rahmen. Nichts. Es war vor zig Jahren überstrichen worden. Keine Chance.

»Was jetzt?«, fragte sie.

Gefangen. Wie eine in die Enge getriebene Ratte. Ich sah Katy an. Ich dachte an die Worte des Ghost, dass ich Julie nicht beschützt hätte. Das würde mir nicht noch einmal passieren. Nicht mit Katy.

»Es gibt nur einen Weg hier raus«, sagte ich. Ich sah zur Tür.

»Dann sieht er uns doch.«

»Vielleicht schaffen wir's ja.«

Ich drückte das Auge gegen den Spalt. Das Licht verblasste. Die Schatten waren länger geworden. Da war der Fahrer. Er saß auf einem Baumstumpf. Ich sah die Glut seiner Zigarette, ein Orientierungspunkt im Dunkeln.

Er wandte uns den Rücken zu.

Ich steckte die Glasscherbe ein. Mit der flachen Hand bedeutete ich Katy, dass sie sich ducken sollte. Ich griff zum Türknauf. Er ließ sich problemlos drehen. Die Tür quietschte beim Öffnen. Ich wartete und sah hinaus. Der Fahrer drehte sich nicht um. Ich musste es riskieren. Ich drückte die Tür weiter auf. Das Quietschen ließ nach. Nach nur dreißig Zentimetern hielt ich die Tür fest. Das reichte, um sich durchzuzwängen.

Katy sah zu mir auf. Ich nickte. Sie kroch aus der Tür. Ich bückte mich und folgte ihr. Jetzt waren wir beide im Freien. Wir lagen flach auf der Plattform. Völlig ungeschützt. Ich schloss die Tür.

Er sah immer noch nicht zu uns herüber.

Also gut, der nächste Schritt: Wie sollten wir von der Plattform herunterkommen? Die Leiter konnten wir nicht benutzen. Sie lag zu ungeschützt. Ich bedeutete Katy, dass sie mir folgen sollte. Wir robbten auf dem Bauch zur Seitenwand der

Hütte. Die Plattform war aus Aluminium. Das machte die Sache einfacher. Keine Reibung, keine Splitter.

Wir erreichten die Seitenwand. Doch als ich um die Ecke bog, hörte ich ein Geräusch, einem Ächzen nicht unähnlich. Und dann fiel etwas zu Boden. Ich erstarrte. Eine Stütze unter der Plattform hatte nachgegeben. Die ganze Konstruktion schwankte.

Der Fahrer sagte: »Was ist denn ... ?«

Wir duckten uns. Ich zog Katy zu mir, so dass auch sie an der Seitenwand der Hütte lag. So konnte er uns nicht sehen. Er hatte etwas gehört. Er sah herüber. Er sah die geschlossene Tür und die scheinbar leere Plattform.

Er rief: »Was macht ihr denn da drin?«

Wir hielten den Atem an. Ich hörte Blätter rascheln. Darauf war ich vorbereitet. Ich hatte bereits eine Art Plan. Ich sammelte mich. Und dann rief er noch mal.

»Was macht ihr denn da ... ?«

»Nichts«, rief ich, wobei ich den Mund an die Hüttenwand drückte und hoffte, dass das meine Stimme dämpfte und sie so klang, als käme sie aus dem Inneren. Das Risiko musste ich eingehen. Wenn ich nicht antwortete, würde er auf jeden Fall nachsehen kommen. »Was ist denn das für 'ne Schrottbude hier?«, sagte ich. »Da wird man ja seekrank.«

Schweigen.

Wir erstarrten. Katy drückte sich an mich. Ich spürte, wie sie zitterte. Ich tätschelte ihr den Rücken. Alles würde gut werden. Alles bestens. Ich strengte mich an und lauschte auf Schritte. Doch ich hörte nichts. Ich sah sie an und forderte sie mit Blicken auf, zum hinteren Ende zu kriechen. Sie zögerte kurz, kroch dann aber los.

Mein neuer Plan sah vor, dass wir die Stütze an der hinteren Ecke hinunterrutschten. Sie zuerst. Falls er sie hörte, was ziem-

lieh wahrscheinlich war, hatte ich auch wieder eine Art Plan in petto.

Ich zeigte auf die Stütze. Sie nickte. Ihr Blick war jetzt klar. Sie glitt von der Plattform und umklammerte die Stütze wie ein Feuerwehrmann. Die Plattform schwankte. Ich konnte nur hilflos zusehen, wie sie immer mehr ins Wackeln geriet. Wieder ächzte etwas, diesmal aber lauter. Ich sah, wie sich eine Schraube löste.

»Was zum ...«

Diesmal machte sich der Fahrer jedoch nicht die Mühe, zu rufen. Ich hörte, wie er auf uns zukam. Katy hatte die Stütze immer noch fest umklammert und sah zu mir auf.

»Spring runter und lauf!«, rief ich.

Sie ließ los und fiel zu Boden. Es war nicht sehr tief. Als sie gelandet war, sah sie zu mir hoch und wartete.

»Lauf!«, rief ich wieder.

Der Fahrer rief: »Keine Bewegung, oder ich schieße.«

»Lauf, Katy!«

Ich schwang die Beine über den Rand und ließ los. Ich fiel etwas tiefer und landete hart. Irgendwo hatte ich gelesen, dass man mit gebeugten Knien landen und sich abrollen sollte. Das tat ich. Ich rollte gegen einen Baum. Als ich wieder auf den Beinen war, sah ich den Mann auf uns zukommen. Er war vielleicht fünfzehn Meter entfernt. Sein Gesicht war wutverzerrt.

»Stehen bleiben oder ich schieße.«

Aber er hatte keine Waffe in der Hand.

»Lauf!«, rief ich Katy wieder zu.

»Aber ...«, sagte sie.

»Ich komme gleich nach! Los!«

Sie wusste, dass ich log. Das war Teil meines Plans. Meine Aufgabe bestand jetzt darin, den Gegner aufzuhalten - ihn so

lange aufzuhalten, dass Katy entkommen konnte. Sie zögerte. Dass ich mich opfern wollte, gefiel ihr nicht.

Er hatte uns fast erreicht.

»Du kannst Hilfe holen«, drängte ich sie. »Los!«

Schließlich hörte sie auf mich und sprang über die Wurzeln und durch das hohe Gras. Ich hatte die Hand schon in der Tasche, als sich der Mann auf mich stürzte. Der Aufprall ging mir bis in die Knochen, doch es gelang mir, die Arme um ihn zu schlingen. Wir fielen zusammen hin. Das hatte ich auch irgendwo gelesen. Fast alle Kämpfe enden auf dem Boden. Im Film schlagen die Kämpfer zu und gehen zu Boden. Im richtigen Leben senkt man den Kopf und packt den Gegner, und das Ganze endet in einem Ringkampf. Ich rollte mit ihm umher, steckte ein paar Treffer ein und konzentrierte mich auf die Scherbe in meiner Hand.

Ich umklammerte ihn mit beiden Armen, obwohl ich wusste, dass ich ihm so kaum etwas anhaben konnte. Egal. Es würde ihn aufhalten. Jede Sekunde zählte. Katy brauchte den Vorsprung. Ich ließ nicht locker. Er zappelte. Ich ließ nicht los.

Dann rammte er mir den Schädel ins Gesicht.

Er holte mit dem Kopfaus und traf mich mit der Stirn im Gesicht. Mir hatte noch nie jemand einen Kopfstoß verpasst, aber es war schmerzhafter als alles, was ich kannte. Es fühlte sich an, als hätte man mir eine Abrissbirne ins Gesicht geschmettert. Tränen stiegen mir in die Augen. Mein Griff erschlaffte. Ich fiel nach hinten. Er holte zu einem zweiten Schlag aus, aber irgendein Instinkt bewog mich dazu, mich wegzudrehen und zu einer Kugel zusammenzurollen. Er kam auf die Beine und trat mit dem Fuß nach meinen Rippen.

Doch jetzt war ich an der Reihe.

Darauf war ich gefasst gewesen. Ich steckte den Tritt ein, griff nach dem Fuß und hielt ihn mit einer Hand an meinem Bauch

fest. In der anderen hatte ich die Glasscherbe. Ich rammte sie in den fetten Teil seiner Wade. Er schrie, als das Glas tief in sein Fleisch drang. Der Schrei hallte durch den Wald. Vögel stoben davon. Ich zog die Scherbe heraus und stach noch einmal zu, diesmal in Höhe der Kniesehne. Warmes Blut überströmte mich.

Der Mann fiel zu Boden und begann zu zappeln wie ein Fisch am Haken.

Ich wollte gerade noch einmal zustechen, da sagte er: »Bitte. Hau einfach ab.«

Ich sah ihn an. Sein Bein hing schlaff herab. Er konnte uns nichts mehr tun, jedenfalls im Moment nicht. Ich war kein Mörder. Noch nicht. Und ich verlor Zeit. Der Ghost konnte bald zurück sein. Vorher mussten wir verschwinden.

Also drehte ich mich um und rannte los.

Nach zwanzig oder dreißig Metern sah ich hinter mich. Der Mann verfolgte mich nicht. Er hatte sich mühsam auf alle viere gekämpft. Ich lief weiter, als ich Katys Stimme hörte: »Hier drüben, Will!«

Ich drehte mich um und sah sie.

»Hier lang«, sagte sie.

Den Rest der Strecke rannten wir. Zweige schlugen uns ins Gesicht. Wir stolperten über Wurzeln, aber wir fielen nicht hin. Katy hatte nicht zu viel versprochen. Nach fünfzehn Minuten kamen wir aus dem Wald und standen auf der Hobart Gap Road.

Als Will und Katy aus dem Wald kamen, wartete der Ghost bereits.

Er beobachtete sie aus einiger Entfernung. Dann lächelte er und stieg wieder ins Auto. Er fuhr zurück und begann mit dem Aufräumen. Er fand Blut. Das hatte er nicht erwartet. Will Klein überraschte und, ja, beeindruckte ihn immer wieder.

Das war gut. ;

Als er fertig war, fuhr der Ghost die South Livingston Avenue " hinunter. Keine Spur von Will oder Katy. Das machte nichts. Am Briefkasten an der Northfield Avenue hielt er an. Er zö- \ gerte, bevor er das Päckchen einwarf.

Erledigt. :

Der Ghost fuhr auf der Northfield Avenue zur Route 280 und dann auf dem Garden State Parkway nach Norden. Jetzt würde es nicht mehr lange dauern. Er dachte darüber nach, wie alles angefangen hatte und wie es enden sollte. Er dachte an McGuane, Will, Katy, Julie und Ken. 1

Vor allem jedoch dachte er an seinen Schwur und den eigent- \ liehen Grund seiner Rückkehr.]

57

In den nächsten fünf Tagen war einiges los.

Nach unserer Flucht informierten Katy und ich natürlich die Behörden. Wir führten sie an den Ort unserer Gefangenschaft. Dort war niemand. Die Hütte war leer. Bei der Suche fanden sich Blutspuren an der Stelle, wo ich dem Mann die Scherbe ins Bein gerammt hatte. Aber keine Fingerabdrücke oder Haare. Absolut kein Hinweis. Das hatte ich allerdings auch nicht anders erwartet. Ich wusste auch nicht, ob das noch eine Rolle spielte.

Es war so gut wie vorbei.

Philip McGuane wurde wegen Mordes an einem Undercover-Agenten namens Raymond Cromwell und einem bekannten Anwalt namens Joshua Ford verhaftet. Diesmal jedoch behielt man ihn in Untersuchungshaft und ließ ihn nicht gegen Kaution frei. Als ich Pistillo traf, glänzten seine Augen vor Be-

friedigung - er hatte endlich seinen persönlichen Mount Everest bezwungen, seinen eigenen Gral gehoben, seinen hartnäckigsten privaten Dämon besiegt, oder wie man es auch nennen will.

»Alles fällt auseinander«, sagte Pistillo, dessen Schadenfreude mir etwas zu weit ging. »Wir haben McGuane mit einer Mordanklage festgenagelt. Sein ganzer Laden geht in die Binsen.«

Ich fragte, woher sie denn jetzt die Beweise hatten. Ausnahmsweise ließ Pistillo sich nicht lange bitten.

»McGuane hat ein falsches Überwachungsvideo produziert, auf dem man sieht, wie unser Agent sein Büro verlässt. Das sollte sein Alibi sein, und eins muss man ihm lassen: Das Video war perfekt. Mit Digitaltechnik ist das kein Problem - hat jedenfalls der Mann vom Labor gesagt.«

»Und dann?«

Pistillo lächelte. »Wir haben ein zweites Video mit der Post bekommen. Poststempel aus Livingston, New Jersey, ob Sie's glauben oder nicht. Das echte Video. Darauf sieht man, wie zwei Männer die Leiche in den Privataufzug schleppen. Beide haben schon gestanden und werden als Kronzeugen gegen McGuane aussagen. Bei dem Video lag auch eine kurze Notiz, in der stand, wo wir die Leichen finden. Und zu guter Letzt waren auch die Bänder und die Beweise in dem Paket, die Ihr Bruder damals zusammengetragen hat.«

Ich überlegte eine Weile, wurde jedoch nicht schlau daraus. »Wissen Sie, von wem das Paket ist?«

»Nein«, sagte Pistillo, und es schien ihn auch nicht besonders zu interessieren.

»Und was ist jetzt mit John Asseita?«, fragte ich.

»Wir haben Haftbefehl gegen ihn erlassen.«

»Es gab doch schon einen Haftbefehl gegen ihn.«

Er zuckte die Achseln. »Was sollen wir sonst machen?«

»Er hat Julie Miller umgebracht.«

»Als Auftragsarbeit. Der Ghost war nur ein Handlanger von McGuane.«

Das war kein großer Trost. »Sie rechnen nicht damit, ihn zu erwischen, oder?«

»Hören Sie, Will, ich würde den Ghost mit Freuden festnehmen, aber sag's Ihnen so, wie's ist. Leicht wird das nicht. Asseita ist längst außer Landes. Es gibt Berichte, dass er im Ausland gesichtet wurde. Er wird für irgendeinen Machthaber arbeiten, und der wird ihn schützen. Aber letztendlich - das darf man nicht vergessen - ist der Ghost nur ein Werkzeug, eine Waffe. Ich will an die Leute heran, die den Finger am Abzug haben.«

Ich teilte seine Meinung nicht, widersprach ihm aber auch nicht. Ich fragte ihn, was das Ganze für Ken bedeutete. Es dauerte eine Weile, bis er sich seine Antwort zurechtgelegt hatte.

»Sie und Katy Miller haben uns nicht alles erzählt, oder?«

Ich rutschte auf meinem Stuhl herum. Wir hatten zwar von der Entführung erzählt, vorher jedoch beschlossen, nichts über unsere Kontaktaufnahme mit Ken zu sagen. Ich antwortete: »Doch, haben wir.«

Pistillo sah mir in die Augen und zuckte dann wieder die Achseln. »Ehrlich gesagt, weiß ich auch gar nicht, ob wir Ken noch brauchen. Aber er ist jetzt außer Gefahr, Will.« Er beugte sich vor. »Ich weiß, dass Sie keinen Kontakt zu ihm haben ...«, und ich sah ihm an, dass er das diesmal nicht glaubte, »... aber falls Sie irgendwie von ihm hören, sagen Sie ihm, dass er wieder auftauchen kann. Es war noch nie so ungefährlich. Und natürlich könnte er für uns dann doch noch hilfreich sein und die Authentizität des alten Beweismaterials verifizieren.«

Wie gesagt, es waren fünf ausgefüllte Tage.

Abgesehen von meinem Treffen mit Pistillo verbrachte ich sie mit Nora. Wir sprachen jetzt über ihre Vergangenheit, wenn auch nicht sehr ausführlich. Immer wieder huschten Schatten über ihr Gesicht. Sie hatte eine Wahnsinnsangst vor ihrem Exmann. Das brachte mich natürlich in Rage. Wir würden uns um diesen Mr Cray Spring aus Cramden, Missouri, kümmern müssen. Wie, wusste ich nicht. Noch nicht. Aber ich würde dafür sorgen, dass Nora nicht den Rest ihres Lebens in Angst verbrachte. Das kam nicht in Frage.

Nora erzählte mir von meinem Bruder, dass er ein Konto in der Schweiz habe; et wandere viel und suche draußen in der freien Natur offenbar seinen Frieden, der ihm aber doch immer wieder entglitt. Nora erzählte auch von Sheila Rogers, dem gebrochenen Vamp, über den ich so viel erfahren hatte. Sie hatte ganz für die langwierige Flucht und ihre Tochter gelebt. Aber vor allem erzählte Nora mir von meiner Nichte Carly, und dabei strahlte sie übers ganze Gesicht. Carly rannte gern mit geschlossenen Augen Abhänge hinunter. Sie war eine Leseratte und schlug gerne Rad. Sie hatte ein unglaublich ansteckendes Lachen. Anfangs war sie einsam und Nora gegenüber sehr zurückhaltend gewesen - ihre Eltern hatten sie aus nahe liegenden Gründen nicht viel unter Menschen gelassen -, doch Nora hatte geduldig daran gearbeitet und diese Hürde schließlich überwunden. Das Kind im Stich zu lassen (sie sprach von im Stich lassen, ich fand den Ausdruck zu hart), Carly die einzige Freundin zu nehmen, die sie haben durfte, war Nora am schwersten gefallen.

Katy Miller blieb auf Distanz. Sie war weggefahren - sie hatte mir nicht gesagt, wohin, und ich hatte auch nicht nachgefragt -, aber sie rief fast täglich an. Jetzt kannte sie zwar die Wahrheit, doch das half ihr letztendlich wohl nicht viel. So-

lange der Ghost noch frei herumlief, war das Ganze für sie nicht vorbei. Solange der Ghost noch frei herumlief, schauten wir uns beide häufiger um, als gut für uns war.

Wir lebten wohl alle in Angst.

Für mich zeichnete sich allerdings ein Ende ab. Ich musste meinen Bruder einfach sehen. Vielleicht sogar noch dringender als vorher. Ich dachte an seine einsamen Jahre. An seine langen Wanderungen. Das passte nicht zu Ken. So konnte Ken nicht glücklich werden. Ken war offenherzig. Ken verbarg sich nicht im Schatten.

Ich wollte meinen Bruder aus denselben Gründen wie immer wiedersehen. Ich wollte mit ihm zu einem Basketballspiel. Ich wollte eins gegen eins gegen ihn spielen. Ich wollte bis spät in die Nacht aufbleiben und mit ihm zusammen alte Filme ansehen. Aber natürlich waren noch ein paar neue Gründe hinzugekommen.

Wie schon erwähnt hielten Katy und ich unser Gespräch mit Ken geheim. So konnte ich die Kommunikation mit Ken aufrechterhalten. Schließlich arrangierten wir einen Wechsel der Newsgroup. Ich schrieb Ken, dass er sich nicht vor dem Tod fürchten solle, und hoffte, dass er den Wink verstand. Und das tat er. Der Tipp bezog sich auch wieder auf unsere Kindheit. Den Tod nicht fürchten, wie in Kens Lieblingssong *Dont Fear the Reaper* von Blue Oyster Cult. Wir fanden eine Newsgroup, in der die Teilnehmer Informationen über die alte Heavy-Metal-Band austauschten. Dort war nicht viel los, aber wir konnten Zeiten vereinbaren, zu denen wir via IM Kontakt aufnahmen.

Ken war immer noch auf der Hut, aber auch er wollte einen Schlussstrich unter das Ganze ziehen. Schließlich hatte ich Dad und Melissa, und die letzten elf Jahre war auch unsere Mutter noch da gewesen. Ken fehlte mir entsetzlich, doch

ich konnte mir vorstellen, dass wir ihm noch mehr gefehlt haben.

Es erforderte jedenfalls einiges an Vorbereitungen, aber schließlich organisierten Ken und ich ein Familientreffen.

*

Als ich zwölf war und Ken vierzehn, waren wir in einem Ferienlager namens Camp Millstone in Marshfield, Massachusetts, gewesen. Das Ferienlager warb mit seiner Lage »auf Cape Cod!«, was, wenn es wahr gewesen wäre, bedeutet hätte, dass Cape Cod den halben Bundesstaat einnahm. Die Hütten waren nach Universitäten benannt. Ken war in Yale untergebracht, ich in Duke. Wir waren hellauf begeistert von diesem Sommer. Wir spielten Basketball und Softball und führten Krieg Blau gegen Grau. Wir aßen scheußlichen Fraß und wurden mit dem hauseigenen, als »Käfermus« bezeichnetem Stärkungsmittel bei Kräften gehalten. Unsere Betreuer waren ebenso lustig wie sadistisch. Mit dem, was ich heute weiß, würde ich nie im Leben ein eigenes Kind in ein Ferienlager schicken. Aber damals war ich begeistert.

Ist das nachvollziehbar?

Ich hatte Squares vor vier Jahren Camp Millstone gezeigt. Das Ferienlager wurde gerade zwangsversteigert. Squares kaufte das Gelände und machte ein vornehmes Yoga-Schulungszentrum daraus. Auf dem ehemaligen Fußballfeld von Camp Millstone hatte er sich ein Farmhaus gebaut. Es führte nur ein Weg zum Haus, das mitten auf dem Feld lag, so dass man jeden kommen sah, der sich näherte.

Wir waren uns einig, dass das der perfekte Ort für ein Familientreffen war.

Melissa kam mit dem Flugzeug aus Seattle. Weil wir übervorsichtig waren, landete sie in Philadelphia. Mein Vater, sie und

ich trafen uns an der Vince-Lombardi-Raststätte am New Jersey Turnpike. Wir machten uns zu dritt auf den Weg. Außer Nora, Katy und Squares wusste sonst niemand von dem Treffen. Die drei reisten separat an. Sie wollten sich morgen mit uns treffen, weil auch sie sich nach einem Schlusstrich sehnten.

Heute Abend jedoch, am ersten Abend, waren die engsten Familienangehörigen unter sich.

Ich war fürs Fahren zuständig. Dad saß neben mir auf dem Beifahrersitz und Melissa hinten. Wir sprachen nicht viel. Die Spannung schnürte uns die Brust ein - vor allem wohl mir. Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass man keine voreiligen Schlüsse ziehen durfte. Bevor ich Ken nicht mit eigenen Augen gesehen, ihn umarmt und mit ihm gesprochen hatte, wollte ich nicht glauben, dass endlich alles wieder gut sein sollte.

Ich dachte an Sheila und Nora. Ich dachte an den Ghost, den »Anführer der Klasse« Philip McGuane und was aus ihm geworden war. Eigentlich hätte ich überrascht sein müssen, aber das war ich nicht so recht. Wir geben uns immer »schockiert«, wenn wir von Gewalt in den Vorstädten hören, als ob ordentlich gewässerter Rasen, Split-Level-Einfamilienhäuser, *Little League*-Softballmannschaften, Mütter, die die Kinder zum Fußballtrainig fuhren, Klavierstunden, Four-Squares-Spielfelder und Elternbeiratssitzungen irgendwie als Bann gegen das Böse wirken. Wären der Ghost und McGuane nur fünfzehn Kilometer von Livingston entfernt aufgewachsen - so weit ist es, wie schon gesagt, bis ins Zentrum von Newark -, wäre niemand »schockiert« oder »empört« darüber gewesen, was aus ihnen geworden war.

Ich legte die CD von Springsteens Konzert im Madison Square Garden im Sommer 2000 ein. So verging die Zeit etwas schneller, viel brachte es allerdings nicht. Auf der Route 95 wurde gebaut - wie eigentlich immer -, und wir brauchten fünf

quälende Stunden für die Fahrt. Wir parkten vor dem roten Farmhaus mit der Silo-Attrappe. Kein anderes Auto war zu sehen. Nichts anderes hatten wir erwartet. Wir sollten zuerst da sein. Ken kam später.

Melissa stieg aus. Sie schlug die Tür zu, und das Geräusch hallte über das leere Feld. Als ich auf dem Rasen stand, hatte ich das alte Fußballfeld wieder vor Augen. Dort, wo die Garage stand, war früher ein Torpfosten gewesen. Und wo früher die Reservebänke gestanden hatten, verlief jetzt die Zufahrt. Ich sah zu meinem Vater hinüber. Er wandte den Blick ab.

Einen Moment lang standen wir drei einfach da. Ich durchbrach den Bann und ging zum Farmhaus. Dad und Melissa folgten ein paar Schritte hinter mir. Wir dachten alle an Mom. Sie hätte hier sein müssen. Sie hätte die Gelegenheit haben müssen, ihren Sohn noch einmal zu sehen. Das hätte das Sunny-Lächeln wieder zum Leben erweckt, da waren wir sicher. Nora hatte meiner Mutter kurz vor ihrem Tod noch Trost gespendet, indem sie ihr das Foto gegeben hatte. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wichtig das für mich ist.

Mir war klar, dass Ken allein kommen würde. Carly hatte er irgendwo sicher untergebracht. Wo, wusste ich nicht. Wir sprachen kaum über sie. Für Ken war dieses Familientreffen ein nicht unerhebliches Risiko. Er würde seine Tochter nicht in Gefahr bringen. Dafür hatte ich natürlich vollstes Verständnis.

Wir gingen im Haus auf und ab. Niemand wollte etwas trinken. In einer Ecke stand ein Spinnrad. Das Ticken der Standuhr hallte so laut durch den ansonsten stillen Raum, dass man fast verrückt davon wurde. Schließlich setzte Dad sich. Melissa kam zu mir. Sie sah mit ihren Große-Schwester-Augen zu mir auf und flüsterte: »Warum fühlt es sich nicht an, als würde der Albtraum zu Ende gehen?«

Darüber wollte ich gar nicht nachdenken.

Fünf Minuten später hörten wir ein Auto näher kommen. i

Wir stürzten alle ans Fenster. Ich schob den Vorhang zur Seite und starrte hinaus. Es fing an zu dämmern. Man konnte noch ganz gut sehen.

Das Auto war ein grauer Honda Accord, ein sehr unauffälliges Modell. Mein Herz schlug ein bisschen schneller. Ich wollte nach draußen stürmen, blieb jedoch, wo ich war.

Der Honda hielt an. Ein paar Sekunden lang - Sekunden, die die verdammte Standuhr mitzählte - passierte gar nichts. Dann l
öffnete sich die Fahrertür. Meine Hände krallten sich so fest in f
den Vorhang, dass er beinahe zerriss. Ich sah, wie ein Fuß auf 1
den Boden gesetzt wurde. Dann stieg ein Mann aus dem Auto und richtete sich auf.

Es war Ken.

Er lächelte mir zu, mit diesem Ken-Lächeln, diesem selbstbewussten »Wir zeigen's dem Leben«-Lächeln. Mehr brauchte ich nicht. Ich stieß einen Freudenschrei aus und rannte zur Tür. Ich riss sie auf, aber Ken kam schon auf mich zugesprintet. Er stürmte ins Haus und stürzte sich auf mich. Die Jahre waren vergessen. Einfach so. Wir lagen auf dem Boden und rollten über den Teppich. Ich kicherte wie ein Siebenjähriger. Er lachte ebenfalls.

Der Rest der Erinnerung verschwimmt in einem Nebel aus Glückseligkeit. Dad warf sich auf uns. Dann Melissa. Ich sehe die Szene vor mir wie eine Reihe verwackelter Schnappschüsse. Ken umarmt Dad; Dad packt Ken um den Hals und küsst ihn lange auf den Kopf, während ihm Tränen die Wangen herabströmen; Ken wirbelt Melissa durch die Luft; Melissa weint und tätschelt ihren Bruder, als wollte sie sich vergewissern, dass er wirklich da ist.

Elfjahre.

Ich weiß nicht, wie lange wir so herumtollten, wie lange wir

in diesem herrlichen, konfusen Chaos versanken. Irgendwann hatten wir uns so weit beruhigt, dass wir uns auf die Couch setzen konnten.

Ken hielt sich nahe bei mir. Mehrmals klemmte er sich meinen Kopf unter den Arm und verpasste mir »Nuggies«. Ich hatte nicht gewusst, wie schön es sein kann, Kopfnüsse zu kriegen.

»Du hast es mit dem Ghost aufgenommen und überlebt«, sagte Ken, während mein Kopf unter seinem Arm klemmte. »Ich glaube, ich muss nicht mehr auf dich aufpassen.«

Ich riss mich los und sagte flehentlich: »Doch, musst du.«

Die Nacht brach herein. Wir gingen nach draußen. Ich spürte die wunderbare Nachtluft in meiner Lunge. Ken und ich gingen voraus. Melissa und Dad blieben etwa zehn Meter zurück; sie spürten vielleicht, dass wir unter uns sein wollten. Ken hatte mir den Arm um die Schultern gelegt. Ich weiß noch, wie ich damals im Ferienlager mal einen entscheidenden Freiwurf verfehlt hatte. Dadurch hatte meine Hütte das Spiel verloren. Meine Kameraden hatten angefangen, auf mir herumzuhacken. Nichts Besonderes, Ferienlager eben. Das passiert jedem mal. An dem Abend hatte Ken mich auf einen Spaziergang mitgenommen. Er hatte den Arm um mich gelegt.

So geborgen fühlte ich mich auch jetzt wieder.

Er fing an, mir seine Geschichte zu erzählen. Sie deckte sich mehr oder weniger mit dem, was ich schon wusste. Er hatte ein paar unschöne Dinge getan. Er hatte eine Abmachung mit dem FBI getroffen. McGuane und Asseita hatten davon erfahren.

Er drückte sich um eine Antwort auf die Frage, warum er an jenem Abend nach Hause gekommen war, und vor allem, was er

bei Julie gewollt hatte. Doch ich wollte, dass alles ans Licht kam. Es hatte schon viel zu viele Lügen gegeben. Also fragte ich ihn geradeheraus: »Warum seid ihr nach Hause gekommen, Julie und du?«

Ken zog eine Zigarettenschachtel aus der Tasche.

»Rauchst du inzwischen?«, fragte ich.

»Ja, aber ich werd aufhören.« Er sah mich an und sagte: »Julie und ich dachten, das wäre ein guter Treffpunkt.«

Ich musste an das denken, was Katy gesagt hatte. Genau wie Ken war Julie über ein Jahr nicht zu Hause gewesen. Ich wartete, dass er fortfuhr. Er starrte auf seine Zigarette und zündete sie nicht an.

»Tut mir Leid«, sagte er.

»Schon okay.«

»Ich wusste, dass du noch nicht über die Trennung weg warst, Will. Aber ich hab damals Drogen genommen. Ich war ein totales Arschloch. Aber vielleicht war's das auch gar nicht. Vielleicht bin ich bloß egoistisch gewesen, ich weiß auch nicht.«

»Ist auch nicht weiter wichtig«, sagte ich. Und das war die Wahrheit. »Aber ich kapiert's immer noch nicht. Was hatte Julie damit zu tun?«

»Sie hat mir geholfen.«

»Wie geholfen?«

Ken zündete seine Zigarette an. Jetzt sah ich die Falten in seinem Gesicht. Seine Züge waren gut geschnitten, aber leicht verwittert. Er sah fast noch besser aus als früher. Seine Augen waren noch immer das reinste Eis. »Sie hat mit Sheila zusammen auf dem Campus in Haverton gewohnt. Die beiden waren befreundet.« Er hielt inne und schüttelte den Kopf. »Also, Julie ist drogenabhängig geworden. Das ist meine Schuld. Als Sheila nach Haverton gekommen war, habe ich sie zusammenge-

bracht. Julie ist auf die schiefe Bahn geraten. Sie hat dann auch für McGuane gearbeitet.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht. »Sie hat Drogen verkauft?«

Er nickte. »Als ich dann erwischt worden war und mich bereit erklärt hatte, wieder mitzumischen, hab ich eine Freundin gebraucht - eine Komplizin, die mir hilft, McGuane ans Messer zu liefern. Anfangs hatten wir Angst, aber dann haben wir es als Ausweg gesehen. Es war eine Möglichkeit, uns reinzuwaschen, verstehst du?«

»Glaub schon.«

»Mir haben die damals jedenfalls genau auf die Finger geschaut. Julie nicht. Sie hatten keinen Grund, sie zu verdächtigen. Sie hat mir geholfen, belastendes Material rauszuschmuggeln. Wenn ich Bänder aufgenommen hatte, hab ich sie ihr gegeben. Deshalb haben wir uns an dem Abend getroffen. Wir hatten endlich genug Beweise zusammen. Wir wollten sie dem FBI übergeben und damit die Sache hinter uns bringen.«

»Das kapier ich nicht«, sagte ich. »Wieso habt ihr das ganze Zeug behalten? Wieso habt ihr's nicht einfach nach und nach ans FBI weitergereicht?«

Ken lächelte. »Du hast doch mit Pistillo gesprochen?«

Ich nickte.

»Versteh mich nicht falsch, Will. Ich behaupte nicht, dass alle Cops korrupt sind oder so. Aber ein paar sind es schon. Einer von denen hat McGuane gesteckt, dass ich in New Mexico bin. Aber nicht nur das - manche, Pistillo zum Beispiel, sind einfach zu ehrgeizig. Ich brauchte eine Verhandlungsbasis. Ich konnte nicht einfach so aus der Deckung kommen. Ich musste die Bedingungen stellen, unter denen ich das Zeug übergebe.«

Das klang vernünftig. »Aber dann hat der Ghost rausgekriegt, wo du steckst.«

»Ja.«

»Wie?«

Wir kamen an einen Zaunpfahl. Ken stellte seinen Fuß auf die untere Strebe. Ich sah mich um. Melissa und Dad hielten weiter Abstand. »Weiß ich nicht, Will. Julie und ich haben solche Angst gehabt. Vielleicht hat das auch mit reingespielt. Wir waren jedenfalls auf der Zielgeraden. Ich dachte, gleich haben wir's hinter uns. Wir waren im Keller, auf dem Sofa, und wir haben angefangen, uns zu küssen ...« Er blickte wieder zur Seite.

»Und dann?«

»Dann hatte ich plötzlich einen Strick um den Hals.« Ken zog lange an seiner Zigarette. »Ich hab auf ihr gelegen, und der Ghost hatte sich angeschlichen. Dann hab ich plötzlich keine Luft mehr gekriegt. Er hat mich gewürgt. John hat heftig gezogen. Ich dachte, er bricht mir den Hals. Ich weiß gar nicht genau, was dann passiert ist. Ich glaube, Julie hat ihn geschlagen. So bin ich losgekommen. Er hat ihr ins Gesicht geschlagen. Ich hab mich losgerissen und wollte zurückweichen. Der Ghost hat eine Pistole gezogen und abgedrückt. Der erste Schuss hat mich an der Schulter getroffen.« Er schloss die Augen.

»Dann bin ich abgehauen. Gott steh mir bei, ich bin einfach abgehauen.«

Wir ließen die Nacht auf uns wirken. Ich hörte die Grillen, aber sie zirpten nur ganz leise. Ken zog weiter an seiner Zigarette. Ich wusste, was er dachte. Abgehauen. Und dann war sie umgekommen.

»Er hatte eine Waffe«, sagte ich. »Du konntest nichts machen.«

»Ja, klar.« Aber Ken wirkte nicht sehr überzeugt. »Den Rest kannst du dir wahrscheinlich denken. Ich bin zu Sheila zurück. Wir haben Carly eingepackt. Von meiner Zeit bei McGuane hatte ich noch Geld auf der hohen Kante. Wir sind getürmt und

dachten, McGuane und Asseita wären uns auf den Fersen. Erst ein paar Tage später, als ich in den Zeitungen als Mordverdächtiger genannt wurde, ist mir klar geworden, dass ich nicht nur vor McGuane auf der Flucht bin, sondern vor der ganzen Welt.«

Ich stellte die Frage, die mich von Anfang an beschäftigt hatte. »Warum hast du mir nichts von Carly erzählt?«

Sein Kopf zuckte zurück, als hätte ich ihm eine Rechte an den Unterkiefer verpasst.

»Ken?«

Er wich meinem Blick aus. »Können wir das erst mal beiseite lassen, Will?«

»Ich würd's gern wissen.«

»Ist kein großes Geheimnis.« Seine Stimme klang jetzt seltsam. Ich hörte, wie sein Selbstvertrauen wieder zurückkam, doch irgendetwas war anders, ein bisschen schräg. »Es war ziemlich eng für mich. Das FBI hatte mich kurz vor ihrer Geburt erwischt. Ich hab mir Sorgen um sie gemacht. Also hab ich niemand von ihr erzählt. Absolut niemand. Ich hab sie oft besucht, aber wir haben nicht mal zusammen gewohnt. Carly war bei ihrer Mutter und Julie. Ich wollte nicht, dass man sie irgendwie mit mir in Verbindung bringt. Verstehst du?«

»Ja, klar«, sagte ich. Ich wartete ab, ob noch mehr kam. Er lächelte.

»Was?«

»Ich musste nur ans Ferienlager denken«, sagte er.

Ich lächelte auch.

»Mir hat's hier sehr gefallen«, sagte er.

»Mir auch«, stimmte ich zu. »Ken?«

»Ja?«

»Wie hast du's geschafft, so lange unentdeckt zu bleiben?«

Er lachte leise. Dann sagte er: »Carly.«

»Carly hat dir geholfen?«

»Mir hat geholfen, dass ich niemand von ihr erzählt hatte. Ich glaub, das hat mir das Leben gerettet.«

»Wieso?«

»Alle haben nach einem Kriminellen auf der Flucht gesucht. Also nach einem einzelnen Mann. Vielleicht noch nach einem Mann, der sich mit einer Frau zusammengetan hat. Aber keiner hat nach einer dreiköpfigen Familie gesucht - die konnte nach Belieben rumreisen und war für das Auge des Gesetzes unsichtbar.«

Klang auch wieder vernünftig.

»Das **FBI** hatte Glück, dass sie mich erwisch haben. Ich bin unvorsichtig geworden. Oder - ich weiß auch nicht, manchmal glaube ich sogar, ich wollte erwisch werden. Unser Leben, die ständige Angst, man konnte nie irgendwo Wurzeln schlagen ... das nimmt einen mit, Will. Ihr habt mir alle gefehlt. Vor allem du. Vielleicht hab ich die Deckung runtergenommen. Oder es musste einfach endlich ein Ende haben.«

»Sie haben dich also in die USA ausgeliefert?«

»Ja.«

»Und ihr habt eine neue Abmachung getroffen.«

»Ich dachte, jetzt hängen sie mir den Mord an Julie auf jeden Fall an. Aber als ich mich mit Pistillo getroffen habe, war er immer noch hinter McGuane her. Julie war fast nur so eine Art Dreingabe. Und sie wussten, dass ich's nicht gewesen bin. Also ...« Er zuckte die Achseln.

Dann erzählte er von New Mexico und dass er dem **FBI** nie von Carly und Sheila erzählt hatte, weil das immer noch der beste Schutz für sie war. »Ich wollte nicht, dass sie so bald nachkommen«, sagte er, und seine Stimme wurde weicher. »Aber Sheila hat nicht auf mich gehört.«

Ken erzählte, dass er und Carly nicht zu Hause gewesen waren, als die beiden Männer auftauchten, dass er ins Haus ge-

kommen war und gesehen hatte, wie sie seine Geliebte folterten, dass er die beiden getötet hatte und wieder geflohen war. Er berichtete, wie er an derselben Telefonzelle angehalten und Nora in meiner Wohnung angerufen hatte - das musste der zweite Anruf gewesen sein, von dem das FBI erzählt hatte. »Ich wusste, dass sie hinter ihr her sein würden. Sheilas Fingerabdrücke überall im Haus. Wenn die vom FBI sie nicht gefunden hätten, dann womöglich McGuane. Also hab ich ihr gesagt, dass sie untertauchen muss. Nur so lange, bis alles vorbei ist.«

Es hatte ein paar Tage gedauert, bis Ken in Las Vegas einen diskreten Arzt gefunden hatte. Der Arzt hatte getan, was er konnte, doch es war zu spät gewesen. Sheila Rogers, seine Gefährtin der letzten elf Jahre, war am Tag darauf gestorben. Carly hatte hinten im Auto geschlafen, als ihre Mutter ihren letzten Atemzug tat. Weil er nicht wusste, was er sonst tun sollte - und weil er hoffte, dass der Druck auf Nora dadurch nachlassen würde -, hatte er die Leiche seiner Liebsten an einer Straße abgelegt und war weggefahren.

Melissa und Dad standen jetzt näher bei uns. Wir schwiegen eine Weile.

»Und dann?«, fragte ich leise.

»Ich hab Carly bei einer Freundin von Sheila abgesetzt. Einer Cousine, genau genommen. Ich wusste, dass sie da in Sicherheit ist. Dann hab ich mich auf den Weg nach Osten gemacht.«

Und als er das sagte, als die Worte, dass er sich auf den Weg nach Osten gemacht hätte, über seine Lippen kamen ... da nahm alles die falsche Wendung.

Haben Sie so einen Moment schon einmal erlebt? Man hört aufmerksam zu, man nickt. Alles klingt ganz logisch und vernünftig, und dann fällt einem etwas auf, eine Kleinigkeit, die ganz unwichtig zu sein scheint, über die man eigentlich hinweg-

sehen könnte - und dann wird einem mit wachsendem Erschrecken klar, dass alles hinten und vorne nicht stimmt.

»Moms Beerdigung war an einem Dienstag«, sagte ich.

»Was?«

»Moms Beerdigung war an einem Dienstag«, wiederholte ich.

»Stimmt«, sagte Ken.

»Da warst du in Las Vegas, oder?«

Er überlegte. »Ja, genau.«

Ich spielte das Ganze im Kopf noch einmal durch.

»Was ist denn los?«, wollte Ken wissen.

»Eins begreif ich nicht.«

»Was?«

»Am Nachmittag nach der Beerdigung ...«, ich hielt inne, wartete, bis er mich ansah, und fixierte seinen Blick, »... bist du auf dem anderen Friedhof Katy Miller begegnet.«

Etwas huschte über sein Gesicht. »Wovon redest du eigentlich?«

»Katy hat dich auf dem Friedhof gesehen. Du hast in der Nähe von Julies Grab unter einem Baum gestanden. Du hast zu Katy gesagt, dass du unschuldig bist. Du hast ihr gesagt, dass du wieder zurück bist und den echten Mörder finden willst. Wie war das möglich, wenn du am anderen Ende des Landes warst?«

Mein Bruder antwortete nicht sofort. Wir standen da. In mir begann etwas zu schrumpfen, noch bevor ich die Stimme hörte, die meine Welt gleich noch einmal ins Wanken brachte.

»Ich hab gelogen.«

Wir drehten uns um, als Katy Miller hinter einem Baum hervortrat. Ich sah sie an und sagte nichts. Sie kam näher.

Katy hatte eine Pistole in der Hand.

Sie zielte auf Kens Brust. Ich stand mit offenem Mund da. Ich hörte, wie Melissa scharf die Luft einzog. Ich hörte, wie mein

Vater »Nein!« rief. Doch das war alles Lichtjahre entfernt. Katy blickte mir prüfend ins Gesicht und versuchte mir etwas mitzuteilen, das ich einfach nicht verstehen konnte.

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich war erst sechs Jahre alt«, sagte Katy. »Kein Problem, mich als Zeugin nicht ernst zu nehmen. Was wusste ich denn schon? Ich war ja bloß ein kleines Kind, stimmt's? Ich hab deinen Bruder damals gesehen. Aber John Asseita hab ich auch gesehen. Vielleicht hatte ich sie verwechselt, das meinten die Cops zumindest. Woher soll eine Sechsjährige den Unterschied zwischen Lust- und Schmerzensschreien kennen? Für so kleine Mädchen ist das doch schließlich ein und dasselbe, oder? Für Pistillo und seine Agenten war es ganz einfach, meine Aussagen so zu verdrehen. Sie wollten McGuane. Für sie war meine Schwester bloß irgendein Vorstadtjunkie.«

»Was erzählst du denn da?«, fragte ich.

Sie sah Ken an. »Ich war in dieser Nacht dabei, Will. Ich hatte mich wieder hinter dem alten Schrankkoffer von meinem Vater versteckt. Ich hab alles gesehen.« Sie sah mich an, und ich weiß nicht, ob ich je einen so klaren Blick gesehen habe.

»John Asseita hat meine Schwester nicht umgebracht«, sagte sie. »Ken hat sie umgebracht.«

Meine Stützkonstruktion gab nach. Ich schüttelte den Kopf. Ich sah Melissa an. Sie war weiß im Gesicht. Ich wollte meinen Vater ansehen, aber der hatte den Kopf gesenkt.

Ken sagte: »Du hast gesehen, wie wir miteinander geschlafen haben.«

»Nein.« Katys Stimme war erstaunlich ruhig. »Du hast sie umgebracht, Ken. Du hast sie erdrosselt, weil du es dem Ghost in die Schuhe schieben wolltest - genau wie du Laura Emerson erdrosselt hast, weil sie euren Drogenhandel in Haverton anzeigen wollte.«

Ich trat einen Schritt vor. Katy wandte sich zu mir. Ich blieb stehen.

»Als McGuane erfolglos versucht hatte, Ken in New Mexico umbringen zu lassen, hat Asseita mich angerufen«, begann sie. Katy sprach, als hätte sie den Text lange einstudiert, und vermutlich hatte sie das auch getan. »Er hat mir erzählt, dass sie deinen Bruder schon vor einer ganzen Weile in Schweden geschnappt haben. Erst hab ich ihm nicht geglaubt. Ich dachte: Wenn sie ihn geschnappt haben, wieso wissen wir dann nichts davon? Er hat mir erzählt, dass das FBI Ken davonkommen lassen wollte, weil er McGuane immer noch auffliegen lassen konnte. Ich war vollkommen fertig. Nach all den Jahren wollten die Julius Mörder einfach laufen lassen? Das durfte ich nicht zulassen. Nach allem, was meine Familie durchgemacht hat. Ich nehme an, Asseita wusste das. Deshalb hat er mich angerufen.«

Ich schüttelte noch immer den Kopf, aber sie ließ nicht locker.

»Ich musste in deiner Nähe bleiben, weil wir dachten, dass Ken am ehesten zu dir Kontakt aufnehmen würde. Die Geschichte, dass ich ihm am Friedhof begegnet bin, hab ich mir ausgedacht, damit du mir vertraust.«

Ich fand die Sprache wieder. »Aber jemand hat dich überfallen«, sagte ich. »In meiner Wohnung.«

»Ja«, sagte sie.

»Du hast sogar Asseltas Namen gerufen.«

»Denk mal darüber nach, Will.« Ihre Stimme war so ungeführt, so selbstbewusst.

»Worüber?«, fragte ich.

»Wieso hat man dich mit Handschellen ans Bett gefesselt?«

»Weil er mir den Mord anhängen wollte, genau wie bei...«

Aber jetzt schüttelte sie den Kopf. Katy deutete mit der Waffe

auf Ken. »Er hat dich ans Bett gefesselt, weil er nicht wollte, dass dir was passiert«, sagte sie.

Ich öffnete den Mund, brachte jedoch keinen Ton heraus.

»Er musste mich allein erwischen. Er musste wissen, was ich dir erzählt hatte - rausbekommen, woran ich mich noch erinnere -, bevor er mich umbringt. Ja, ich habe Johns Namen gerufen. Nicht, weil ich dachte, er wäre das da unter der Maske. Ich habe um Hilfe gerufen. Und du hast mir das Leben gerettet, Will. Er hätte mich umgebracht.«

Mein Blick wanderte langsam zu meinem Bruder hinüber.

»Sie lügt«, sagte Ken. »Wieso hätte ich Julie umbringen sollen? Sie hat mir geholfen.«

»Da ist was dran«, sagte Katy. »Und du hast Recht: Julie fand auch, dass Kens Festnahme eine Chance war, alles wieder ins Lot zu bringen, genau wie er's dir erzählt hat. Und sie hatte auch eingewilligt, ihm zu helfen, wenn er McGuane ans Messer liefert. Aber dein Bruder ist ein bisschen zu weit gegangen.«

»Inwiefern?«, fragte ich.

»Ken wusste, dass er auch den Ghost loswerden musste. Keine Risiken. Sein Plan war, Asseita den Mord an Laura Emerson anzuhängen. Ken dachte, Julie hätte wohl nichts dagegen. Aber da hat er sich getäuscht. Weißt du noch, wie eng Julie und John befreundet waren?«

Es gelang mir, zu nicken.

»Sie standen sich nahe. Ich weiß nicht, wieso. Ich glaub, das konnten sie sich selbst nicht erklären. Aber Julie mochte ihn. Sie war wahrscheinlich die Einzige, die ihn je gemocht hat. Sie wollte McGuane in den Knast bringen. Mit Vergnügen sogar. Aber sie wollte auf keinen Fall John Asseita schaden.«

Ich konnte nicht sprechen.

»Blödsinn«, sagte Ken. »Will?«

Ich sah ihn nicht an.

Katy fuhr fort: »Als Julie mitbekommen hat, was Ken vor-
hatte, hat sie den Ghost angerufen und ihn gewarnt. Ken ist zu ;
uns gekommen, um die Bänder und die Unterlagen abzuholen.
Sie wollte ihn aufhalten. Sie hatten Sex. Ken wollte wissen, wo •
das Beweismaterial ist, aber Julie hat es ihm nicht gegeben. Er
war außer sich. Er wollte wissen, wo sie die Sachen versteckt
hat. Sie hat es ihm nicht gesagt. Als er begriff, was los war, ist er
durchgedreht und hat sie erdrosselt. Der Ghost ist nur Sekun-
den zu spät gekommen. Er hat auf Ken geschossen, als der abge-
hauen ist. Ich glaube, er hätte ihn verfolgt, aber als er gesehen }
hat, dass Julie tot auf dem Boden lag, ist er einfach zusammen- s
gebrochen. Er hat sich neben sie geworfen. Er hat ihren Kopf
umfasst und geschrien, so gequält, so unmenschlich, wie ich es ;
noch nie gehört habe. Als wäre irgendwas in ihm ein für alle
Mal kaputtgegangen.«

Katy kam näher. Sie sah mich unverwandt an.

»Ken ist nicht abgehauen, weil er Angst vor McGuane hatte
oder fürchtete, dass sie ihm das Ganze anhängen oder so«, sagte
sie. »Er ist abgehauen, weil er Julie umgebracht hat.«

Ich stürzte in einen tiefen Schacht und fuchtelte in dem Ver-
such, mich an irgendetwas festzuklammern, wild mit den Ar-
men. »Aber der Ghost«, sagte ich hilflos. »Er hat uns ent-
führt ...«

»Das haben wir so geplant«, sagte sie. »Er hat uns entkom-
men lassen. Uns war allerdings beiden nicht klar, dass du so ent-
schlossen bist. Der Fahrer war nur da, damit es etwas realisti-
scher aussieht. Wir hatten keine Ahnung, dass du ihn so schwer
verletzen würdest.«

»Aber wieso?«

»Weil der Ghost die Wahrheit kannte.«

»Welche Wahrheit?«

Sie deutete wieder auf Ken. »Dass dein Bruder niemals aus

seinem Versteck kommen würde, um dein Leben zu retten. In die Gefahr hätte er sich nie begeben. So was wie das hier ...«, sie zeigte mit der freien Hand auf die Umgebung, »... war die einzige Chance, dass er sich auf ein Treffen einlässt.«

Wieder schüttelte ich den Kopf.

»Wir hatten an dem Abend einen Mann am Hof postiert. Für alle Fälle. Es ist niemand aufgetaucht.«

Ich stolperte zurück. Ich sah Melissa an. Ich sah meinen Vater an. Und ich wusste, dass es stimmte. Jedes Wort. Es stimmte.

Ken hatte Julie umgebracht.

»Ich wollte dir nicht wehtun«, sagte Katy zu mir. »Aber meine Familie brauchte einen Schlusstrich. Das FBI hätte ihn laufen lassen. Ich hatte keine Wahl. Mit dem Mord an meiner Schwester durfte er einfach nicht davonkommen.«

Jetzt meldete mein Vater sich zum ersten Mal zu Wort. »Und was hast du jetzt vor, Katy? Willst du ihn einfach erschießen?«

Katy sagte: »Ja.«

Und dann brach erneut die Hölle los.

Mein Vater opferte sich. Er stieß einen Schrei aus und stürzte sich auf Katy. Sie schoss. Mein Vater zuckte kurz, taumelte dann jedoch weiter auf sie zu. Er schlug ihr die Waffe aus der Hand, fiel zu Boden und hielt sich das Bein.

Aber die Ablenkung hatte genügt.

Als ich aufsah, hatte Ken seine eigene Pistole gezogen. Sein Blick - der Blick aus den Augen, die ich als reines Eis beschrieben habe - war auf Katy gerichtet. Er würde sie erschießen. Ohne zu zögern. Er musste nur zielen und abdrücken.

Ich sprang auf ihn zu. Meine Hand traf seinen Arm, gerade als er abdrückte. Der Schuss löste sich, ging jedoch daneben. Ich warf mich auf meinen Bruder. Wieder rollten wir über den Boden, doch es war nicht mehr wie vorher. Jetzt nicht mehr. Er

rammte mir den Ellbogen in die Magengrube. Mir blieb die Luft weg. Er stand auf und zielte auf Katy.

»Nein«, sagte ich.

»Ich muss«, sagte Ken.

Ich packte ihn. Wir rangen miteinander. Ich rief Katy zu, sie solle weglaufen. Ken gewann schnell die Oberhand. Er warf mich auf den Rücken. Unsere Blicke trafen sich.

»Sie ist die Einzige, die noch übrig ist«, sagte er.

»Ich lass nicht zu, dass du sie umbringst.«

Ken hielt mir die Mündung der Waffe an die Stirn. Unsere Gesichter waren nur eine Daumenbreite voneinander entfernt. Ich hörte Melissa aufschreien. Ich rief ihr zu, sie solle nicht näher kommen. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sie ein Handy herausholte und wählte.

»Na los«, sagte ich. »Drück ab.«

»Glaubst du, ich bring das nicht?«

»Du bist mein Bruder.«

»Und?« Wieder musste ich über das Böse nachdenken, über die Formen, die es annimmt, und darüber, dass man sich nie in Sicherheit wiegen durfte. »Hast du Katy denn überhaupt nicht zugehört? Kapiertst du nicht, wozu ich fähig bin - wie viele Menschen ich verletzt und hintergangen habe?«

»Mich nicht«, sagte ich leise.

Er lachte. Sein Gesicht war immer noch wenige Zentimeter über meinem, die Waffe immer noch an meiner Stirn. »Was hast du gesagt?«

»Mich nicht«, wiederholte ich.

Ken warf den Kopf zurück. Sein anschwellendes Gelächter hallte durch die Stille. Bei dem Klang wurde mir so eisig ums Herz wie nie zuvor. »Dich nicht?«, sagte er. Er senkte den Kopf so weit, dass sein Mund nur wenige Zentimeter von meinem Ohr entfernt war.

»Dich«, flüsterte er, »habe ich mehr verletzt und hintergangen als alle anderen.«

Seine Worte trafen mich wie Betonblöcke. Ich sah zu ihm auf. Sein Gesicht wurde hart, und ich war sicher, dass er abdrücken würde. Ich schloss die Augen und wartete. Um mich herum herrschte Aufruhr und Geschrei, doch das war alles weit weg. Was ich jetzt hörte - das einzige Geräusch, das wirklich zu mir durchdrang -, war Kens Weinen. Ich öffnete die Augen. Die Außenwelt verblasste. Es gab nur noch uns beide.

Ich weiß nicht genau, was passiert ist. Vielleicht lag es daran, dass ich so hilflos auf dem Rücken lag und dass er, mein Bruder, diesmal nicht mein Retter, mein Beschützer, drohend auf mir saß und der Grund meiner Not war. Vielleicht hatte Ken mich in dieser verletzlichen Lage gesehen und ein Instinkt, etwas, das mich schon immer hatte beschützen wollen, hatte die Oberhand gewonnen. Vielleicht brachte ihn das aus der Fassung. Ich weiß es nicht. Aber als unsere Blicke sich begegneten, wurde sein Gesicht weich und verzog sich langsam.

Und dann änderte sich wieder alles.

Kens Griff lockerte sich, aber er drückte mir weiter die Waffe auf die Stirn. »Du musst mir was versprechen, Will«, sagte er.

»Was?«

»Es geht um Carly.«

»Deine Tochter.«

Ken schloss die Augen, und ich sah echten Kummer in seinem Gesicht.

»Sie liebt Nora«, sagte er. »Ich möchte, dass ihr euch um sie kümmert. Zieht sie auf. Versprich mir das.«

»Aber was ist mit...?«

»Bitte«, flehte Ken verzweifelt. »Bitte versprich's mir.«

»Okay, ich verspreche es.«

»Und versprich mir, dass du sie nie mitbringst, um mich zu besuchen.«

»Was?«

Er weinte jetzt heftig. Die Tränen rannen ihm über die Wangen und benetzten unsere beiden Gesichter. »Versprich es mir, verdammt. Du redest nie von mir. Du ziehst sie auf wie dein eigenes Kind. Du lässt sie nie zu mir ins Gefängnis zu Besuch kommen. Versprich mir das, Will. Versprich's mir, oder ich schieße.«

»Gib mir erst die Waffe«, sagte ich, »dann versprech ich's dir.«

Ken sah auf mich herab. Er drückte mir die Waffe in die Hand. Und dann küsste er mich heftig. Ich schlang die Arme um ihn, hielt ihn, den Mörder, ganz fest. Ich drückte ihn an mich. Er weinte an meiner Brust wie ein kleines Kind. So blieben wir liegen, bis wir die Sirenen hörten.

Ich versuchte, ihn wegzuschieben. »Lauf«, flüsterte ich ihm flehend zu. »Bitte. Lauf weg.«

Doch Ken rührte sich nicht. Diesmal nicht. Den genauen Grund werde ich wohl nie erfahren. Vielleicht war er lange genug auf der Flucht gewesen. Vielleicht wollte er das Böse überwinden. Vielleicht wollte er einfach nur festgehalten werden. Ich weiß es nicht. Aber Ken blieb bei mir. Er hielt mich umklammert, bis die Polizei kam und ihn von mir herunterzerzte.

58

Vier Tage später

Carlys Flug war pünktlich.

Squares fuhr Nora und mich zum Flughafen. Gemeinsam machten wir uns auf den Weg zum Terminal C des Newark

Airport. Nora ging voraus. Sie kannte das Kind und freute sich sehr auf das Wiedersehen. Ich war beklommen und ängstlich.

Squares sagte: »Ich hab mit Wanda geredet.«

Ich sah ihn an.

»Ich hab ihr alles erzählt.«

»Und?«

Er blieb stehen und zuckte die Achseln. »Sieht aus, als würden wir beide früher Vater werden als gedacht.«

Ich umarmte ihn und freute mich wahnsinnig für die beiden. Was mich betraf, war ich mir nicht so sicher. Ich sollte eine Zwölfjährige aufziehen, die ich überhaupt nicht kannte. Ich würde mein Bestes tun, aber Squares' Worte hin oder her - ich konnte nie Carlys Vater werden. Was Ken betraf, hatte ich mich mit einigem abgefunden, einschließlich der Aussicht, dass er wohl den Rest seines Lebens hinter Gittern verbringen würde, doch es bedrückte mich, dass er darauf bestand, seine Tochter nie wiederzusehen. Ich vermutete, dass er sein Kind schützen wollte. Wahrscheinlich meinte er, dass das Mädchen ohne ihn besser dran war.

Ich sage »wahrscheinlich«, weil ich ihn nicht fragen konnte. Ken saß in Untersuchungshaft und weigerte sich, mich zu sehen. Ich wusste nicht, warum, aber seine geflüsterten Worte ...

Dich habe ich mehr verletzt und hintergangen als alle anderen.

... hallten unaufhörlich in mir nach und schlugen mir rasiermesserscharfe Krallen ins Herz.

Squares wartete draußen. Nora und ich eilten in die Halle. Sie trug den Verlobungsring. Natürlich waren wir zu früh dran. Wir fanden das Gate und liefen den Gang hinunter. Nora legte ihre Handtasche ins Röntgengerät. Ich löste den Metalldetektor aus, aber daran war nur meine Uhr schuld. Wir eilten zum Gate, obwohl das Flugzeug erst in fünfzehn Minuten landen sollte.

Händchen haltend saßen wir da und warteten. Melissa hatte beschlossen, eine Weile in der Stadt zu bleiben. Sie pflegte meinen Vater gesund. Yvonne Sterno hatte den versprochenen Exklusivbericht bekommen. Was für Auswirkungen er auf ihre Karriere gehabt hat, weiß ich nicht. Bei Edna Rogers hatte ich mich noch nicht gemeldet. Das würde ich wohl bald tun.

Gegen Katy war wegen der Schießerei keine Anklage erhoben worden. Ich dachte daran, wie dringend sie einen Schlussstrich hatte ziehen wollen, und fragte mich, ob ihr dieser Abend geholfen hatte. Ich ging davon aus.

Der leitende stellvertretende Direktor Joe Pistillo hatte kürzlich angekündigt, dass er zum Jahresende in den Ruhestand treten wollte. Ich verstand jetzt nur zu gut, warum er so nachdrücklich darauf bestanden hatte, dass ich Katy Miller aus der Sache heraushielt - nicht nur wegen ihrer Gesundheit, sondern vor allem wegen dem, was sie gesehen hatte. Ich weiß nicht, ob Pistillo wirklich an der Aussage der Sechsjährigen gezweifelt hatte oder ob er Katys Worte angesichts der Trauermiene seiner Schwester so verdreht hatte, wie sie ihm in den Kram passten. Ich weiß, dass das **FBI** Katys damalige Aussage unterschlagen hatte - angeblich zum Schutz des kleinen Mädchens. Doch ich habe da so meine Zweifel.

Natürlich war ich am Boden zerstört, als ich die Wahrheit über meinen Bruder erfuhr, aber trotzdem - das klingt womöglich merkwürdig - war es irgendwie gut so. Die hässlichste Wahrheit war am Ende immer noch besser als die schönste Lüge. Meine Welt war dunkler geworden, aber sie war wieder im Lot.

Nora beugte sich zu mir. »Alles okay?«

»Ich hab Angst«, sagte ich.

»Ich liebe dich«, sagte sie. »Carly wird dich auch lieben.«

Wir starrten auf den »Ankunft«-Bildschirm. Er begann zu

blinken. Eine Angestellte der Continental Airlines griff zum Mikrofon und sagte durch, dass Flug 672 gelandet war. Carlys Flug. Ich drehte mich zu Nora um. Sie lächelte und drückte wieder meine Hand.

Dann ließ ich den Blick schweifen. Ich streifte die wartenden Passagiere, die Männer in Anzügen, die Frauen mit Handgepäck, die Familien auf dem Weg in den Urlaub, die Verspäteten, die Frustrierten, die Geschafften. Beiläufig glitt mein Blick über ihre Gesichter, und da entdeckte ich ihn. Er sah mich an. Mein Herz blieb stehen.

Der Ghost.

Ich zuckte zusammen.

Nora sagte: »Was ist denn?«

»Nichts.«

Der Ghost winkte mich zu sich. Wie in Trance stand ich auf.

»Wo willst du hin?«

»Ich bin gleich wieder da«, sagte ich.

»Aber sie kommt jetzt.«

»Ich muss nur eben zur Toilette.«

Ich küsste Nora sanft auf den Kopf. Ihr Gesicht war besorgt. Sie schaute zum Gate hinüber, doch der Ghost war nicht mehr zu sehen. Aber ich wusste, dass er noch da war. Wenn ich einfach losging, würde er mich finden. Wenn ich ihn ignorierte, würde das das Ganze nur noch schlimmer machen. Weglaufen war zwecklos. Er würde uns letztlich finden.

Ich musste mich ihm stellen.

Ich ging in die Richtung, wo er gestanden hatte. Ich hatte weiche Knie, ging aber weiter. Als ich an einer langen Reihe verlassener Telefone vorbeikam, hörte ich ihn.

»Will?«

Ich drehte mich um, und da saß er. Er winkte. Ich ging hin und setzte mich neben ihn. Wir sahen uns nicht an, sondern aus

dem großen Fenster vor uns. Das Fenster bündelte die Sonnenstrahlen. Es war drückend heiß. Ich kniff die Augen zusammen. Er auch.

»Ich bin nicht wegen deines Bruders hier«, sagte der Ghost, »sondern wegen Carly.«

Bei diesen Worten versteinerte ich. Ich sagte: »Du kriegst sie nicht.«

Er lächelte. »Du verstehst mich nicht.«

»Dann erklär's mir.«

Der Ghost sah mich an. »Du willst die Menschen in Schubladen stecken, Will. Du willst die Guten hier und die Bösen da haben. Aber das stimmt so nicht. So einfach ist das nicht. Aus Liebe kann zum Beispiel Hass werden. Ich glaube, damit hat alles angefangen. Mit ganz einfacher Liebe.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Dein Vater«, sagte er. »Er hat Ken zu sehr geliebt. Ich suche nach dem Keim, Will. Und da sehe ich ihn. In der Liebe deines Vaters.«

»Ich weiß immer noch nicht, wovon du redest.«

»Was ich dir jetzt erzähle«, fuhr der Ghost fort, »hab ich erst einem Menschen erzählt. Verstehst du?«

Ich sagte ja.

»Du musst an die Zeit zurückdenken, als Ken und ich in der vierten Klasse waren«, sagte er. »Ich habe Daniel Skinner nämlich nicht erstochen. Das war Ken. Aber dein Vater hat ihn so geliebt, dass er ihn beschützt hat. Er hat meinen Alten bestochen. Hat ihm fünf Riesen gezahlt. Ob du's glaubst oder nicht, aber dein Vater ist sich dabei wie eine Art Wohltäter vorgekommen. Mein Alter hat mich die ganze Zeit verprügelt. Die meisten Nachbarn waren sowieso der Meinung, dass ich im Heim besser aufgehoben wäre. Dein Vater hat das so gesehen, dass ich entweder mit Notwehr davonkomme, oder sie stecken mich ins

Heim und ich bekomme eine Therapie und drei ordentliche Mahlzeiten am Tag.«

Ich schwieg schockiert. Ich dachte an unser Treffen auf dem *Little League*-Softballfeld. Die lähmende Angst meines Vaters, sein eisiges Schweigen auf dem Rückweg, wie er zu Asseita gesagt hatte: »Wenn du jemanden willst, dann nimm mich.« Wie-der passte alles auf entsetzliche Weise zusammen.

»Ich habe nur einem Menschen je die Wahrheit gesagt«, sagte er. »Willst du raten, wem?«

Ein weiteres Puzzleteil fiel an seinen Platz. »Julie«, sagte ich.

Er nickte. Das erklärte einiges über ihre seltsame Verbundenheit.

»Und wieso bist du jetzt hier?«, fragte ich. »Willst du dich an Kens Tochter rächen?«

»Nein«, sagte der Ghost und lachte leise. »Ich weiß nicht recht, wie ich es dir sagen soll, Will, aber vielleicht kann uns die Wissenschaft helfen.«

Er reichte mir einen Aktenhefter. Ich betrachtete ihn. »Mach ihn auf«, sagte er.

Ich gehorchte.

»Das ist der Obduktionsbericht der kürzlich verstorbenen Sheila Rogers«, sagte er.

Ich runzelte die Stirn. Ich fragte ihn nicht, wo er das herhatte. Er hatte bestimmt seine Quellen. »Was soll das denn jetzt?«

»Guck mal da.« Der Ghost tippte mit einem dünnen Finger auf einen Eintrag in der Mitte. »Siehst du das da unten? Keine Periostravernarbungen am Schambein. Nichts über helle Dehnungsstreifen an Brust und Bauchdecke. Das ist natürlich nicht ungewöhnlich. Das besagt gar nichts, wenn man nicht gerade danach sucht.«

»Wonach sucht?«

Er schloss die Akte. »Nach Anzeichen dafür, dass das Opfer

ein Kind zur Welt gebracht hat.« Er sah mein verdutztes Gesicht und erläuterte: »Um es ganz einfach zu sagen: Sheila Rogers kann nicht Carlys Mutter sein.«

Ich wollte etwas sagen, doch der Ghost reichte mir eine zweite Akte. Ich las den Namen auf dem Umschlag.

Julie Miller.

Ich fröstelte. Er schlug sie auf und las vor: »Schambeinnarben, Dehnungsstreifen, Veränderungen an Brust- und Gebärmuttergewebe«, sagte er. »Und das war alles nicht alt. Hier, guck mal. Die Episiotomienarbe war noch sehr ausgeprägt.«

Ich starrte die Worte an.

»Julie ist nicht nur nach Hause gekommen, weil sie sich mit Ken treffen wollte. Sie hatte sich nach einer sehr harten Zeit wieder aufgerappelt. Sie hatte wieder zu sich selbst gefunden, Will. Sie wollte dir die Wahrheit sagen.«

»Was für eine Wahrheit?«

Aber er schüttelte den Kopf und fuhr fort. »Sie hätte es dir schon früher erzählt, aber sie war nicht sicher, wie du darauf reagieren würdest. Dass du dich so wenig gegen die Trennung gewehrt hast... das meinte ich, als ich gesagt habe, du hättest um sie kämpfen müssen. Du hast sie einfach gehen lassen.«

Unsere Blicke trafen sich.

»Julie hat sechs Monate vor ihrem Tod ein Kind bekommen«, sagte der Ghost. »Sie und das Baby, ein Mädchen, haben mit Sheila Rogers zusammengewohnt. Ich glaube, an dem Abend wollte Julie es dir endlich sagen, aber dann ist dein Bruder dazwischengekommen. Sheila hat Julies Tochter auch geliebt. Als Julie umgebracht worden war und dein Bruder fliehen musste, wollte Sheila das Kind behalten. Und Ken, na ja, Ken hat gemerkt, wie nützlich ein Baby ist, wenn man international gesucht wird. Er hatte keine Kinder. Sheila auch nicht. Das war besser als jede Verkleidung.«

Die Worte, die Ken mir zugeflüstert hatte, fielen mir wieder ein ...

»Kannst du mir folgen, Will?«

Dich habe ich mehr verletzt und hintergangen als alle anderen.

Die Stimme des Ghost drang durch den Nebel. »Du bist kein Ersatz. Du bist Carlys leiblicher Vater.«

Ich glaube, ich hatte aufgehört zu atmen. Ich starrte ins Leere. Verletzt und hintergangen. Mein Bruder. Mein Bruder hatte mir mein Kind genommen.

Der Ghost stand auf. »Ich bin nicht aus Rache zurückgekommen, nicht mal um der Gerechtigkeit willen«, fuhr er fort. »Aber es ist nun mal so, dass Julie gestorben ist, weil sie mich schützen wollte. Ich habe versagt. Ich habe geschworen, ihr Kind zu retten. Das hat mich elf Jahre gekostet.«

Ich erhob mich mühsam. Wir standen nebeneinander. Passagiere strömten aus dem Flugzeug. Der Ghost schob mir etwas in die Tasche. Einen Zettel. Ich kümmerte mich nicht weiter darum.

»Ich habe Pistillo das Überwachungsvideo geschickt, damit du Ruhe vor McGuane hast. Das alte Beweismaterial hatte ich damals schon im Haus gefunden und behalten. Nora und du, ihr seid jetzt sicher. Ich hab mich um alles gekümmert.«

Weitere Passagiere kamen aus der Maschine. Ich stand da, wartete und hörte zu.

»Denk daran, dass Katy Carlys Tante ist. Und die Millers sind ihre Großeltern. Lass sie an ihrem Leben teilhaben. Hörst du?«

Ich nickte, und dann kam Carly aus dem Gate. In mir wurde alles ganz taub. Die Haltung des Mädchens. Wie ... wie ihre Mutter. Carly sah sich um, und als sie Nora erkannte, erschien ein absolut faszinierendes Lächeln auf ihrem Gesicht. Es brach mir das Herz. Mein Herz zerplatzte in tausend Stücke. Das Lächeln. Denn dieses Lächeln war das Lächeln meiner Mutter. Es

war Sunnys Lächeln, wie ein Echo aus der Vergangenheit, ein Zeichen, dass meine Mutter - und Julie - nicht ganz ausgelöscht waren.

Ich unterdrückte ein Schluchzen und spürte eine Hand auf meinem Rücken.

»Geh jetzt«, flüsterte der Ghost und schob mich sanft auf meine Tochter zu.

Ich sah mich um, doch John Asseita war bereits verschwunden. Also tat ich das Einzige, was ich tun konnte. Ich ging zu der Frau, die ich liebte, und zu meinem Kind.

Epilog

Später am Abend, nachdem **ich** Carly geküsst **und** zu Bett gebracht hatte, stieß **ich** plötzlich **auf den** Zettel, **den** der Ghost mir **in** die Tasche gesteckt hatte. Es waren nur die ersten Zeilen eines Zeitungsartikels:

KANSAS CITY HERALD

Toter hinterm Steuer

Cramden. Mo. - Cray Spring, ein Beamter der Polizei in Cramden, wurde tot in seinem Privatfahrzeug aufgefunden. Spring war offenbar einem Raubüberfall zum Opfer gefallen. Nach Angaben der Polizei wurde er erdrosselt. Außerdem fehlte seine Brieftasche. Der Wagen stand auf einem Parkplatz hinter einer Bar. Police Chief Evan Kraft zufolge gibt es derzeit keine Tatverdächtigen. Die Ermittlungen dauern an.